Deutsche Hand- & Haus-Bibliothek

Fürst Bismarck.

8


Deutsche Hand- und Haus-
Bibliothek
Aus der
Bibliothek
von
Collection Spemann.

I. Deutsche Litteratur.

51. **Amyntor, Gerhard v.**, Drei Küsse.
Unter dies. pikant. Tit. vereint d. durch s. originelle Schreibweise u. d. tiefen sittl. Gehalt s. Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form fesselnde Erzählungen.

21. **Anzengruber, L.**, Feldrain und Waldweg.
Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild von dem Können des Autors.

9. **Arnim, L. Achim v.**, Die Kronenwächter.
Der dichter. Zauber, welch. diese Blüte d. Romantik auf den Leser ausübt, entspringt der glückl. Vereinigung einer objektiven Darstellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5. **Becker, August**, Auf Waldwegen.
Diese von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besond. durch die prächtige Schilderung der landschaftl. Szenerie.

75. — — Das alte Bild.
Eine einfache, aber v. warmen Herzblute durchströmte Erzählg d. vielgeles. u. beliebt. Romanciers.

4. **Biernatzki, J. C.**, Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee.
Eine ernste, v. religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens u. Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflochtenen Naturbilder.

81. 83. 92. 276/77. 279. 280. 281. 283. **Fürst Bismarck als Redner.** Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachl. und chronol. geordnet mit Einleitung und Anmerk. versehen v. W. Böhm. Bd. 1–8. 1848–1877.
Eine Sammlung dieser Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt u. in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden.

54. **Briefe d. Elisab. Charlotte v. Orleans** 1673 bis 1715. Ausg. v. L. Geiger.
Eine der treffendsten Schilderungen von d. Verhältnissen u. Personen am Hofe Ludwig XIV., aus der Feder einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit.

20. 26. **Briefwechsel zwisch. Schiller u. Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Borberger.
Eines d. schönst. Vermächtnisse d. unvergängl. Dichterpaares, d. lauterst. Offenbargn üb. d. Beziehgn d. groß. Geister z. einander u. z. ihr. Zeit, d. unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45. **Byr, Robert**, Der heimliche Gast.
Diese Erzählg d. „österr. Spielhagen" gehört z. den originellst. Arbeit. d. gefeiert. Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

66. **Diethoff, E.**, Unter der harten Hand. Kulturhistorisches Zeitgemälde.
Verf. schildert i. dies. histor. Zeitgemälde mit kräftig. Farben d. Zerstörg Heidelbergs u. die Verwüstg der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

78. **Ehrlich, H.**, Novellen aus d. Musikantenleben.
Der i. weit. Kreisen bekannte Musikästhetiker bietet hier seinen Freunden eine Reihe graziöser u. lebenswahr gezeichneter Novelletten.

39. **Elbe, A. v. d.**, Lüneburger Geschichten.
In nuce zeigt sich i. dies. klein. Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25. **Engel, J. J.**, Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde" nennt der Verfass. sein Werk, u. mit Recht: der Held ist ein Charakter, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

77. **Fausts Leben.** Von G. R. Widmann. Hrsg. von H. Düntzer.
Wiedergabe d. berühmt. alt. Volksbches, auf welche Quelle d. breite Strom d. Faustlitt. zurückzuführ. ist.

1. **François, Luise v.**, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.

49. — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Bd., v. J. Kürschner eingel., umfaßt zwei drch liebenswürd. Humor wie treffl. Landschftsschildergn gleich ausgezeichn. Erzählgn, w. die Judith an Plastik u. Charakterisierg. noch z. übertreff. sucht.

94. — — Das Jubiläum und andre Erzählungen.
Das bestrickende Erzählertalent der Verfasserin offenbart sich auch in diesem Bande, welcher, davon sind wir überzeugt, mit derselben Freude wie die übrigen Bände der Collection von der deutschen Leserwelt, besonders den weiblichen Elementen derselben, begrüßt werden wird.

73. **Frey, Jak.**, Erzählungen aus der Schweiz.
Die Begabg uns. Dichters zeigt sich besond. auf d. Gebiete gedämpfter Naturlaute u. einer weniger erschütternden als rührenden Tragik.

67. **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. Schröder.
D. bek. Hrsgbr. d. Werke Friedr. d. Gr. stellt hier mit fein. Geschmacke u. histor. Scharfblicke diejenigen Schriftstücke d. groß. Königs zusammen, welche i. ihrer Gesamtheit eine Geschichte seines Lebens bieten.

47. **Galen, Ph.**, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
Der berühmte Romancier gibt in dies. Erzählgn drei mit viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

95. **Gaudy, Frz. v.**, Ausgewählte Erzählungen.
Aus d. Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen, ein Vorläufer von „Buchholzens in Italien", vielen ein alter lieber Bekannter, stellt sich hiermit in neuer blauer Uniform vor. Ergötzen wir uns bei der Lektüre dieses Tagebuchs an dem Humor des Dichters, so packt uns der „Katzenraphael" so recht eigentl. am Herzen. Hier der heitere südl. Himmel, dort d. schwermütige dtsch. Föhrenwald.

90/91. **Gotthelf, Jeremias**, Uli der Knecht. 2 Bde.
Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, das trotz Auerbach und seinen Nachtretern noch immer unerreicht dasteht, was psychologische Wahrheit u. echte Lokalfarbe anlangt.

85/86. **Grimmelshausen**, Der Abenteuerl. Simplicissimus. In das Neuhochd. übertr. 2. Bde.
Es hieße Eulen nach Athen tragen, von der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Romanes, in dem sich das Jahrhundert des großen Krieges getreulich wiederspiegelt, viele Worte zu machen.

22. **Hauff, W.**, Lichtenstein.
Von d. besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählg, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

278. **Heine, Heinrich**, Buch der Lieder.

60. 71. **Humboldts** Briefe an e. Freundin. Bd. I. II.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst v. all. Privaten u. Stofflichen, einzig zu d. Zwecke geschrieben, e. unglückl. Frau üb. d. Misere d. Lebens zu erheben u. in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.

2. **Immermann, Karl**, Der Oberhof.
Ein Werk wie „der Oberhof", das gesündeste und deutscheste Idyll echten Volkslebens, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

7. **Junghans, S.**, Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg" ist e. Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freud. dies. Band begrüßt hat; die Redakt. ließ bereits e. zweiten Bd.:

53. — — Hella Jasmund u. a. Erzählungen
folgen, d. stofflich u. formell jenem gleichwertig ist.

58. **Ludwig, J.**, Mein Großoheim u. A.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichnung werden der Verf. viele Freunde besond. unter dem schönen Geschlechte erwerben.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

35. **Möllhausen, Balduin,** Der Leuchtturm am Michigan u. a. Erzählungen.
309. — — Das Geheimnis des Hulks.
282. **Graf Moltke als Redner.** Vollständige Sammlung der parlamentar. Reden Moltkes.
79. 80. **Nettelbeck, Joach., Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibg v. ihm selbst aufgezeichnet.
Die v. opferfreudigster Vaterlandsliebe durchdrungene Selbstbiographie e. Mannes, der, wie wenige, die Bürgerkrone verdient.
70. **Das Nibelungenlied.** Uebers. nach d. Handschrift A. Nebst e. hist.-ästhet. Einl. v. Wern. Hahn.
Mustergültige Uebersetzg mit e. umfass. Einleitg, welche die d. Nibelungenlied betr. Fragen v. neuem Gesichtspunkte aus behandelt.
74. **Pasqué, Ernst,** Zwei Eleven Worths.
Amüsante u. originelle Erzählg des beliebt. Romanschriftstellers.
18. **Platters, Th.,** Leben. Hrsg. v. H. Düntzer.
Hochinteressantes und kulturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor der latein. Schule in Basel brachte.
37. **Ring, Max,** Frauenherzen.
Zwei tief empfundene kleine Novellen aus dem Herzensleben der Frau.
87. **Sacher-Masoch, L. v.,** D. kleine Adam. Sascha u. Saschka.
Das eigenartige Talent unseres Dichters, seine glänzende Darstellungskraft u. meisterhafte Realistik, wird auf jede kräftige gesunde Natur höchst anziehend, u. wenn nicht immer wohlthuend, so doch belebend wirken.
27. **Schmidt, Max,** Die Miesenbacher.
57. — — Glasmacherleut'.
Diese packend. Erzählgn aus d. bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreif. Handlg, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirklicher Verhältnisse von andern Dorfgeschichten vorteilhaft aus.
65. **Schroot, A.,** Der Dampf. Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine.
In allg. verständl. Form gehaltene u. anziehende Darstellg d. Verwendg eines d. wichtigst. Faktoren i. industriellen u. Verkehrsleben der Gegenwart.
13. **Schücking, L.,** Etwas auf dem Gewissen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrheit u. sittlicher Ernst sind die hauptsächlichsten Vorzüge der Werke Schückings, des westfäl. „Walter Scott".
41. **Schultes, C.,** Maigela.
Eine ergreif. Herzensgesch. auf dem Hintergrunde der vorzügl. Schilderung eines verderbt. kleinstaatl. Hofes des vor. Jahrh. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten" genannt.
62. **Schwartzkoppen, K. v.,** Aquarelle. Mit einer Einleitung v. Baron v. Roberts.
Das Talent der Verfasserin, gesellschaftl. Zustände z. schildern, anziehende Herzensgesch. darzustellen, offenbart sich auch in dies. Nov.-Sammlung.
15. **Silberstein, Aug.,** Hochlandsgeschichten.
Erfrischende und herzstärkende Bilder aus dem Naturleben der Hochlandsbewohner.
52. **Stillings, Heinrich,** Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
Der Verf. dies. Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.
88. **Strand, Gabriel,** Atalanta van der Hege.
Verf. behandelt in der Form des Romans eine brennende Tagesfrage mit der ausgesprochenen Tendenz, zur Lösung eines bestehenden Konfliktes im Volk ein Scherflein beizutragen.
275 **Telmann, K.,** Gerichtet.
Ein auf sittlichernster Grundlage basierender Roman aus unseren Tagen, reich an psycholog. Wahrheit u. durchweht von erschütternder Leidenschaftlichkeit.
68. **Tiecks, L.,** Werke I. Das Fest z. Kenelworth. — Dichterleben.
Was T. seit 25 Jahren zu einer groß. Arbeit über Shakespeare gesammelt, fand eingehende u. liebevolle Verwendung in vorliegenden Novellen.
44. **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgeschichte.
Selten haben d. Schicksale eines Menschen so lebhaftes u. allg. Interesse erregt, wie die Trencks, dess. Lebensbeschreibung eine Fülle interessant. Momente darbietet.
93. **Villinger, H.,** Zenz u. andre Erzählungen.
Die bereits in weitesten Kreisen wohlbekannte Verf. bietet hier den Freunden ä c h t e r Dorfgeschichten drei B l ü t e n ihres dichter. Schaffens. Zeichnen sich „Zenz" und „Im Wonnethal" durch Naturwahrheit und psycholog. Tiefe aus, so ist die Novelle „Der Andre ist's" besonders packend durch das in ihr pulsierende dramatische Leben.
61. **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschld. 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker.
Ein neues Memoirenwerk, das die spärl. dtsche Memoirenlitteratur in bedeutend. Weise bereichert.
48. **Voß, Richard,** San Sebastian.
Ein neuer Roman v. d. mehrfach preisgekrönten Verf. gehört z. d. Bücherseltenheiten. D. Werk ist e. Musterleistg landschaftl. u. feinst. psychol. Schilderg.
31. **Wächter, O.,** Vehmgerichte u. Hexenprozesse.
Verf. hat es verstanden, e. lebensgetreues Bild v. jenen traurigen Zeiten zu entwerfen. Sein Bestreben war, das Wahre v. d. Falschen zu trennen.
43. — — Altes Gold in deutschen Sprichwörtern.
Neben dem berühmten Werke v. Wander wird diese Sammlung von Sprichwörtern dem oft ausgesprochenen Wunsche nach einer derartigen Arbeit in engeren Grenzen vollständig entsprechen.
100. **Gedichte Walthers von der Vogelweide.** Uebers. von Br. Obermann.
Unsere Ausgabe zeichnet sich durch treuen Anschluß an den Sinn der prächtigen Dichtungen, strenge Wiedergabe d-r metrischen Form wie Flüssigkeit des Ausdrucks aus .nd wird sich trotz der guten Simrockschen Ueber[illegible] sicher einbürgern.
36. **Weber, K. Jul.,** Demokrito[illegible] Au-g. v. P. Moritz.
Höchst unterhaltendes Bu[illegible] einer unerschöpflichen Fülle von [illegible]itz, H[illegible] Ironie, guten Einfällen u. köstlichen Anekdoten.
40. **Wessely, J. E.,** Deutschl-nds Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.
Z. Empfehlg dieses [illegible] gründl. kult.-histor. Studien basierenden Werkes genügt d. Inhaltsangabe: Minne, Brautstand u. Hochzeit. Aus alt. Burgen. D. Heim d. Bürgers. Aus Bauernhütt. D. Tafelfreud. Deutsch. Straßenleb. Bäd. u. Badeorte. Festbelustigung. u. Schausp. D. Narrenwes. Aus d. Rosenhag.
46. — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.:
Weltl. Berufsarten. Des Handwerks gold. Bod. D. Handel. Rechtszustände u. Ger.-Verfahr. D. geh. Künste u. Wissensch. Aerztl. Praxis. D. edle Waidwk. V. Altar u. aus d. Klosterzelle. Universität. u. Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Z. letzten Ruhestätte.
56. **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutsch. Scherzes und Humors.**
Reichhaltigste Sammlg alles Dessen, was an Scherz u. Humor vereinzelt vorkommt, als Unterhaltg u. Kürzung müßig. Stund., wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemütes u. Verstandes wertvoll.
55. **Wolzogen, C. v.,** Agnes v. Lilien.
Dies. vortreffl. Roman d. Schwägerin Schillers, der höchst ansprechende Schildergn d. dtschn Famil.-Lebens enthält, wurde bei sein. erst. Erschein. selbst von den beiden Schlegels für ein Werk Goethes gehalten.
24. **Wurm, W.,** Das Wasser.
In populär-wissensch. Weise belegt aus langjähr. Praxis der ärztl. Dirigent von Bad Teinach

Jeder Band ist einzeln käuflich.
Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Fürst Bismarck als Redner

Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847

Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen

von

Wilhelm Böhm

Achter Band

Weitere Entwickelung in Reich, Staat und Kirche 1875–1877

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort zum achten Band.

Der achte Band der parlamentarischen Reden des Fürsten Bismarck zeigt uns die Thätigkeit des großen Staatsmannes vorwiegend auf dem Gebiete der inneren, besonders der wirtschaftlichen Politik. Wenn von seiten der Opposition dem Kanzler bisweilen vorgeworfen wird, er habe in seiner inneren Politik keine Konsequenz, sondern habe seine Anschauungen und Ideale häufig geändert, so ist das doch nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Allerdings hat er selbst, und das gereicht ihm gewiß nur zum Ruhme, es mehr als einmal ausgesprochen, daß er nicht auf einem eingenommenen Standpunkte verharre, wenn er sich überzeuge, daß derselbe nicht der richtige sei; er ist der Belehrung zugänglich und daher vielen überlegen, die aus Eitelkeit auf ein sogenanntes Prinzip einem starren, unfruchtbaren und schädlichen Doktrinarismus verfallen. So hat er sich seit länger als einem Jahrzehnt von der Notwendigkeit eines veränderten Steuersystems überzeugt, namentlich im Interesse der Befestigung der Einrichtungen des Reiches, für welches der Hinweis auf die Matrikularbeiträge, wenngleich verfassungsmäßig, gegenüber allen partikularistischen

Neigungen eine der schwächsten Stellen ist: „je mehr gemeinsames Reichsvermögen, desto mehr befestigen wir das Reich".

Neben den Reden zur Steuerreform sind die wichtigsten von allgemeiner Bedeutung diejenigen, welche sich auf die Uebertragung der preußischen Staatsbahnen auf das Reich beziehen; derselbe große Reichsgedanke ist auch hier sofort ersichtlich. Daß derselbe an dem Widerspruch des Reichstages scheiterte, ist schon oft bedauert worden. Wie vortrefflich sich ein großes einheitlich verwaltetes Staatsbahnsystem bewährt, hat seitdem das Beispiel Preußens glänzend bewiesen.

Von besonderem Interesse werden in diesem Bande endlich noch die Reden über die Einverleibung des Herzogtums Lauenburg sein, durch welche der Kanzler, wie er halb scherzhaft, halb wehmütig sagt, Verzicht auf sein „Altenteil" als Staatsmann leistete. Nun, wir Deutsche freuen uns, daß er, der nächstens in voller Frische des Körpers und Geistes sein vierundsiebzigstes Lebensjahr vollendet und nun als treuer Lehnsmann schon dem fünften Könige dient, zum Heile Deutschlands an der Spitze der Verwaltung Preußens und des Reiches ein stattlicheres Altenteil bisher behalten hat und hoffentlich noch recht lange behält.

Berlin, im Februar 1889.

Dr. W. Böhm.

I.

Die Reichstagssession von 1875—76.

1. Die Erhöhung der Brausteuer; die Steuerreform.

22. November 1875.

Durch kaiserliche Verordnung aus Baden-Baden vom 13. Oktober wurde der Reichstag auf den 27. Oktober 1875 einberufen und an diesem Tage die dritte Session der zweiten Legislaturperiode mit einer Rede des Staatsministers Dr. Delbrück eröffnet. Der Reichskanzler Fürst Bismarck hatte krankheitshalber schon im Juni einen Urlaub auf unbestimmte Zeit genommen, aus demselben Grunde auch darauf verzichten müssen, den Kaiser Wilhelm auf der Reise nach Mailand zum Besuche des Königs von Italien zu begleiten; es reiste daher der Staatssekretär v. Bülow und der älteste Sohn des Reichskanzlers, Graf Herbert Bismarck, damals 26 Jahre alt, mit dem Kaiser. Im Reichstage wurde die verlängerte Abwesenheit des Kanzlers seitens der Oppositionsparteien wiederholt zum Gegenstand tadelnder Kritik gemacht. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend eine Postnovelle, sprach der Abgeordnete Eugen Richter u. a. direkt von dem Herrn Reichskanzler, der für den Reichstag mehr und mehr eine mythische Person geworden sei, und dem nachgerade mehr Verantwortlichkeit aufgebürdet würde, als er thatsächlich tragen könne. Erst am 20. November kehrte Fürst Bismarck von Varzin nach Berlin zurück, erschien zwei Tage darauf in der 13. Sitzung des Reichstages und nahm sofort als erster Redner das Wort zu der ersten

Beratung des Gesetzentwurfs betr. die Erhöhung der Brausteuer. Es ist diese wichtige Rede als die erste Kundgebung des Fürsten auf dem Gebiete der Steuerreform zu betrachten; sie lautet:

Wenn ich erst heute, meine Herren, zum erstenmal in Ihrer Mitte zu erscheinen und das Wort zu nehmen vermag, so rechne ich auf Ihre Nachsicht, wenn ich damit beginne, hierüber mein Bedauern und meine Entschuldigung auszudrücken, daß ich bei der Eröffnung des Reichstages und bei den bisherigen Arbeiten nicht habe zugegen sein können. Ich kann Sie versichern, daß nur körperliches Unwohlsein mich davon abgehalten hat, indem ich erst in den letzten Wochen, wo die Witterung kälter und trockener wurde, einigermaßen die Erholung gefunden habe, die ich erwartete und gern noch weiter gesucht hätte, wenn nicht mein eignes Pflichtgefühl mich in Ihre Mitte geführt hätte, und anderseits auch die mehrfach nicht mißzuverstehenden Appellationen an dieses Pflichtgefühl von seiten eines geehrten Mitgliedes dieser Versammlung, des Herrn Abgeordneten Richter. Gerade von seiner Seite finde ich es eigentlich nicht ganz billig, so streng zu urteilen, und er wird selbst nicht darüber im Unklaren sein, daß gerade er wesentlich dazu beiträgt, das an und für sich mühsame und angreifende Geschäft einer ministeriellen Existenz noch zu erschweren (Heiterkeit); und wenn infolgedessen einer krank wird, so sollte er gegen denselben etwas nachsichtiger sein. Ich kann, ich will nicht sagen einen Trost, — aber eine Genugthuung finden in der Hoffnung, daß, wenn er einmal, wie ich von seinen Anlagen überzeugt bin, in einer ähnlichen ministeriellen Existenz sich befindet, er auch seinen Richter finden wird. (Große Heiterkeit.) Möge auch er denselben dann, in derselben Weise wie ich, ohne Bitterkeit und mit Aner=

kennung des sachlich Wertvollen und Verdienstvollen in einer sachlichen Opposition beurteilen, und möge auch ihm dann der Rückblick auf eine fast viertelhundertjährige angestrengte, pflichttreue und zum Teil nicht erfolglose Thätigkeit darüber hinweghelfen, daß man es nicht allerzeit jedem recht machen kann und nicht immer genügende Kräfte dazu hat. Ich bin wirklich in einer schwierigen Stellung. Wenn ich erkläre, daß meine Kräfte nicht mehr den Arbeiten genügen und ich gesünderen Kräften Platz machen muß, so wird das von mehr als einer Seite als eine Art von Felonie betrachtet, und namentlich die Presse appelliert an mein Pflichtgefühl, an meine Vaterlandsliebe, an mein Ehrgefühl, während mir der Appell an einen Arzt, der mir helfen könnte, erwünschter wäre. Die Presse geht ja darin so weit, daß sie mir jetzt in dürren Worten vorgeworfen hat, ich verzehrte mein Gehalt in Varzin. Das ist ein faktischer Irrtum: mein Gehalt habe ich hier in Berlin verzehrt, ehe ich Berlin im Sommer verlasse. (Heiterkeit.)

Nach diesen Ihrer Nachsicht empfohlenen Worten pro domo trete ich der Sache näher, indem ich mich zuvörderst an die Aeußerungen meines Kollegen im Bundesrat, des Herrn Camphausen*), — ich ziehe es vor, absichtlich ihn nicht als preußischen Finanzminister in diesem Kreise zu bezeichnen, sondern als Mitglied

---

*) Der Finanzminister Camphausen äußerte in der 12. Sitzung am 20. November u. a.: „Ich würde nicht allein, wenn ich in Ihrer Mitte säße, dafür sorgen, daß die verfassungsmäßigen Rechte des Reichstages nicht verkürzt werden, ich sehe auch hier an dieser Stelle es als meine Pflicht an, dafür zu sorgen, daß das verfassungsmäßige Recht des Reichstages in Bezug auf die Matrikularbeiträge nicht beeinträchtigt werde."

des Bundesrats — indem ich mich dessen Aeußerungen vollständig dahin anschließe, daß auf keinem Gebiete des Staatslebens die Entscheidung des Reichstages in unanfechtbarer Instanz zweifelloser ist als auf dem der steuerlichen Fragen, auf dem Gebiet der Entscheidung über die Art, wie wir die Mittel aufbringen wollen, die wir für unser Staatswesen im Reiche und auch in den einzelnen Staaten mutatis mutandis gebrauchen. Also Sie sind in der Lage, vollständig mit der Nachsicht des Mächtigen, möchte ich sagen, zu verfahren und sine ira et studio die Sache zu behandeln lediglich aus dem Gesichtspunkte: ist es zweckmäßiger, daß die Mittel, die wir brauchen, zum Teil in der Ihnen vorgeschlagenen Form aufgebracht werden oder nicht? Wenn eine Regierung nicht einmal in Finanzfragen die Rechte der Landesvertretung unbedingt und auch bis in die Formen hinein achten wollte, so wäre eben der Konstitutionalismus in ihr doch noch nicht zu den ersten Anfängen gelangt. Seien Sie in der Beziehung unbesorgt und seien Sie entgegenkommend in dem Gefühl Ihrer Stärke, die auf diesem Gebiete unantastbar ist. Sie selbst werden doch aber wünschen, daß die Mittel, deren das Reich bedarf, so aufgebracht werden, wie es den Steuerzahlenden am bequemsten und am leichtesten ist, und wie es für die Befestigung, für die Konsolidierung des Reichs am nützlichsten ist, und deshalb liegt die Frage allein so: entsprechen diese kleinen, vielleicht gerade durch ihre geringe Tragweite sündigenden Vorlagen — entsprechen die diesem Zwecke oder nicht? Ich erwähne ausdrücklich den geringen Umfang, die geringe Tragweite; denn von allen Gründen, die dagegen meines Wissens eingewendet sind, ist der meiner Empfindungsweise am nächsten ver-

wandt, daß Sie sich eine weitergreifende Steuerreform wünschen. Aber es ist das immer noch kein Grund, eine partielle, eine Abschlagszahlung auf die Reform von der Hand zu weisen. Der fundamentalen Reform haben in der Erfahrung meines politischen Lebens immer nicht nur diejenigen angehangen, die sie wirklich wollten, sondern auch diejenigen, die die Sache überhaupt nicht wollten, aber sie nicht bestreiten mochten und deshalb ihren Widerspruch darin kleideten, daß sie etwas Besseres, für den Augenblick aber nicht Erreichbares wollten und deshalb das für den Augenblick Erreichbare angebrachtermaßen ablehnten. Ich erinnere an die langjährigen Strömungen, die wir in Beziehung deutscher Reformen erlebt haben. Beherzigen wir dabei doch wohl das gute alte Sprichwort: Das Beste ist des Guten Feind!

Eine totale Steuerreform inklusive der Zollreform — wer wünschte sie nicht! Aber sie ist eine Herkulesarbeit, die man versuchsweise angefaßt haben muß in der Eigenschaft eines verhältnismäßigen Laien, wie ich es bin, um ihre Schwierigkeiten vollständig zu übersehen. Mit einem Zuge an diesem Netze, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gefangen sind, da klirren alle Maschen bis in die kleinsten Staaten hinein; jeder hat seine besonderen Wünsche. Eine vollständige Reform kann nicht zustande kommen ohne eine bereitwillige, thätige, in die Hände arbeitende Mitwirkung jeder einzelnen partikularen Regierung mit dem Reich. Denn ich *kann es nicht als eine Reform ansehen, wenn lediglich neue Reichssteuern aufgelegt werden, ohne daß alte erlassen werden.* Ich will über die Frage des Bedürfnisses mit Ihnen gar nicht streiten, ob es richtig ist, daß man sich noch ein oder zwei Jahre ohne

Steuern behelfen kann, ob in dem Falle, daß man es kann, es richtig ist, daß man es thut. Diese Frage zu vertreten, will ich sachkundigeren Personen überlassen; ich selbst will mich nur über meine prinzipielle Stellung zu dieser Reformfrage aussprechen.

Die einzelnen Bundesregierungen müssen bei einer Reform ihrerseits so viel Steuern aufheben, wie sie an Matrikularbeiträgen ersparen; das zu erreichen sind aber nicht dem Reichstage, sondern den einzelnen Landtagen die Mittel gegeben. Aber erst dann, wenn wir ihnen die Matrikularumlagen erleichtern, ist es Aufgabe der einzelnen Landtage, Breschbatterien gegen ihre Ministerien aufzuführen, damit diese entsprechend der Erleichterung nun auch die drückendsten Steuern in dem einzelnen Lande erleichtern. Das gleichzeitig gewissermaßen Zug um Zug zu machen — ich sehe die Form nicht, in der das geschehen könnte, ich würde mich sonst sehr gern dazu erbieten.

Ich weiß nicht, ob die Gedanken, die ich über Steuerreform habe, im allgemeinen Anklang finden; es würde mich, wenn sie den nicht finden, auch das nicht abhalten, sie nach meiner Ueberzeugung zu befolgen und abzuwarten, in welcher Weise es gelingt, sie bei den bewilligenden Körperschaften durchzubringen. — Wenn ich zuerst vom Standpunkt lediglich des Reiches spreche, so habe ich das Bedürfnis einer möglichsten Verminderung, wenn nicht vollständigen Beseitigung der matrikularen Umlagen. Es ist das wohl kaum bestritten, daß die Form der Matrikularumlage eine solche ist, die den kontribuablen Staat nicht gerecht nach dem Verhältnis seiner Leistungsfähigkeit trifft. Ich möchte sagen, es ist eine rohe Form, die zur Aus-

hilfe dienen kann, so lange man in dem ersten Jugendalter des Reiches demselben eigene Einnahmen zu verschaffen nicht vollständig in der Lage war. Ist es aber anerkannt, daß es eine Steuer ist, die nicht gerecht trifft, so gehört sie von meinem politischen Standpunkt als Reichskanzler nicht zu den Mitteln, die das Reich konsolidieren. Das Gefühl, zu ungerechten Leistungen herangezogen zu werden, entwickelt das Bestreben, einer solchen Ungerechtigkeit sich zu entziehen, und verstimmt.

Also aus dem Gesichtspunkt der Befestigung des Reiches — das Reich ist jung im Vergleich zu den einzelnen Staaten — ich möchte sagen, bei allen den Knochenbrüchen, denen Deutschland im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen ist, und deren Heilung jetzt versucht ist, da ist der callus noch nicht wieder so fest verwachsen, daß nicht Verstimmungen oder ein starker Druck parlamentarischer Machtprobe und dergleichen das Reich empfindlicher treffen sollten, als den Partikularstaat. Denn dem uns eingeborenen Stammessondergefühl entsprechend ist ja bei uns die Existenz des Partikularstaats bisher viel mehr in succum et sanguinem gedrungen, viel naturwüchsiger, ich möchte sagen, noch heutzutage lebenskräftiger zum Ueberdauern von Stürmen als das neue Reich. Je mehr gemeinsame Reichseinrichtungen wir schaffen, je mehr gemeinsames Reichsvermögen, desto mehr befestigen wir das Reich. Wenn das Reich zu Grunde geht, was Gott verhüte und verhüten wird, so würde ja die Sache sich nicht in nichts auflösen, wie bei anderen Staaten, sondern es würde der status quo ante eintreten. Der preußische Partikularismus, der mächtigste und bei weitem gefährlichste, mit dem wir zu thun haben (Heiterkeit), würde aufschnellen in einer

ungemein lebenskräftigen Weise. Also das Unglück, das Reich zu zerstören, ist für unsre deutsche patriotische Empfindung ein außerordentlich schweres; aber materiell ist eine Wiederherstellung einer dem alten Bundesverhältnis ähnlichen Einrichtung vielleicht für jeden auszuhalten, der nicht etwa selbst Bundestagsgesandter gewesen ist. (Heiterkeit.)

Ich sage dies nur, um Sie zu bitten, das Reich in seinen Institutionen nach Möglichkeit, auch in den kleinen Dingen, zu schonen und zu pflegen und denen, die sich überbürdet fühlen und, wie ich glaube, mit Recht überbürdet fühlen, etwas mehr Liebe und Schonung und nicht die rein theoretische Härte entgegenzutragen.

Ich kam über meine Gemütsbewegung gegen partikularistische Bestrebungen von der Frage der Reform ab, um Ihnen zu sagen, wie ich sie verstehe. Ich glaube, daß ich die Pflicht habe, meine Meinung darüber darzulegen, und daß ich vielleicht gegen manches Ueberzeugung anstoße, wenn ich mich von Hause aus wesentlich für Aufbringung aller Mittel nach Möglichkeit durch indirekte Steuern erkläre und die direkten Steuern für einen harten und plumpen Notbehelf, nach Aehnlichkeit der Matrikularbeiträge, halte, mit alleiniger Ausnahme, ich möchte sagen, einer Anstandssteuer, die ich von den direkten immer aufrecht erhalten würde, das ist die Einkommensteuer der reichen Leute — aber wohlverstanden nur der wirklich reichen Leute. Die heutige Einkommensteuer, wie sie bis zum Vermögen von 1000 Thalern geht, trifft nicht bloß reiche Leute. Es gibt Lagen des Lebens, in denen man mit 1000 Thalern wohlhabend ist, das ist richtig; es gibt aber auch Lagen, in denen man mit 1000 Thalern sehr gedrückt und geniert lebt,

wo man nur mit Mühe die Kindererziehung, die äußere Erscheinung, die Existenz, die Wohnung bestreitet. — Sie werden sagen, es sind das Ideale, die ich vortrage. Ich glaube aber, Sie haben ein Recht, die Ideale Ihres verantwortlichen Beamten zu kennen. (Heiterkeit.)

Ich glaube, man sollte von den direkten Steuern als eine Anstandssteuer die Einkommensteuer beibehalten, aber nicht als Finanzsteuer, mehr als Ehrensteuer. Dieselbe kann so ungeheuer viel nicht bringen, wenn sie nur von den wirklich Reichen gezahlt wird. Wenn Sie die Steuerlasten ansehen und streichen die Einkommensteuer von 1000 Thalern bis zu 2000 Thalern und ziehen nur diejenigen zur Einkommensteuer heran, die unter allen Umständen als wohlhabend zu betrachten sind, dann halte ich die Steuer für eine richtige, aber nicht für eine einträgliche. Im übrigen ist das Ideal, nach dem ich strebe, möglichst ausschließlich durch indirekte Steuern den Staatsbedarf aufzubringen.

Ich weiß nicht, ob Sie eine französische Stimme vor kurzem in den Zeitungen gelesen haben, die sich darüber wunderte, daß wir Deutsche, im Vergleich zu Frankreich, unsre Steuerlasten so ungeduldig trügen; Frankreich zahle doppelt so viel, hätte viel mehr Ursache zur Unzufriedenheit, und in Frankreich würde über Steuerdruck in keiner Weise gemurrt, während in Deutschland alle Blätter und alle parlamentarischen Aeußerungen darüber voll wären. Ich will über die Richtigkeit dieses Urteils nicht streiten; die deutsche Geduld ist ja sonst sprichwörtlich, aber vielleicht nicht der eignen Regierung gegenüber — ich glaube aber, daß es wesentlich darin liegt, daß in Frankreich wie in England die überwiegende

Masse der Staatsbedürfnisse durch indirekte Steuern aufgebracht wird. Die indirekten Steuern .... was auch theoretisch darüber gesagt werden mag — faktisch ist, daß man sie weniger fühlt. Es ist schwer zu berechnen, wieviel der einzelne bezahlt, wieviel auf andre Mitbürger abgebürdet wird. Von der Klassensteuer weiß er ganz genau, was auf ihn kommt, und es ist so wunderbar, wenn man bei indirekten Steuern mit einem Mitleid, was ich mir früher einmal als heuchlerisch zu bezeichnen erlaubte*) — ich will den Ausdruck heute nicht wiederholen, um nicht denselben Unwillen zu erregen — von der Pfeife des armen Mannes, von dem Licht des armen Mannes spricht und demselben armen Manne seine Lebensluft, seinen Atem besteuert, — denn die direkte Steuer muß er zahlen, so lange er atmet; wenn er stirbt, ist er frei — bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannst du deinen Trunk Bier unter Umständen entbehren? kannst du weniger rauchen? kannst du die Beleuchtung des Abends einschränken? sondern er muß sie zahlen, er mag Geld haben oder nicht, er mag verschuldet sein oder nicht. Und was das schlimmste ist, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüter mehr als das Exequieren von Steuern wegen weniger Groschen, die für den, der sie zahlen soll, augenblicklich unerschwinglich sind; der Groschen ist gleich einer Million für den, der ihn nicht hat und ihn nicht im Augenblick der Fälligkeit erschwingen kann, und der sich sagt, so und so viel kriegt dieser Beamte Gehalt, so und so viel geht auf unnötig scheinende Ausgaben, und ich werde hier um

*) In der Rede vom 21. Mai 1869; vgl. Band IV dieser Sammlung, S. 264 u. f.

mein bißchen Geld exequiert. Solches Elend kommt von direkten Steuern. Laßt mir die direkten Steuern den städtischen Verwaltungen, möchte ich als Landbewohner sagen, dann wird der starke Zuzug nach den Städten einigermaßen mit der Zeit aufhören. Für den Staat aber ist es meiner Ueberzeugung nach die Aufgabe, nach Analogie von England, von Frankreich, nach indirekten Steuern zu streben. In Frankreich kenne ich wohl die Grundsteuer; diese hat aber in ihrer dauernden Wirkung nicht mehr die Natur einer Steuer, sie hat bei der Auflegung nur die einmalige Wirkung einer Konfiskation, eines bestimmten mäßigen oder unmäßigen Vermögensanteils; aber im übrigen hat sie nicht die Wirkung einer Steuer, sondern die einer Reallast, die der nächste Käufer oder Erbe übernimmt. Man hat sich daran gewöhnt und hat von Grund und Boden nicht mehr gesagt.

Ich bekenne mich unbedingt zu dem System der indirekten Steuern; ich glaube auch, daß die indirekten Steuern sich vielmehr in das Niveau, das Gleichgewicht setzen in Bezug auf die Frage, wer sie denn eigentlich trägt, als man gewöhnlich annimmt. Wenn ich, um mich von der Sache nicht zu entfernen, der Neigung, von der Schlachtsteuer zu sprechen, widerstehe, und mich an die Biersteuer halte, so bin ich der Meinung, daß auch der Nichtbiertrinker an dieser Biersteuer seinen erheblichen Anteil tragen wird. Er braucht Dienstleistungen in großer Menge; nicht bloß die direkten Dienstleistungen eines Domestiken im Hause, der doch auch an das Bier gewöhnt ist und dasselbe mit in seinen Lohn verlangt, sondern Dienstleistungen, die sich die Handwerker untereinander leisten. Ich werde in dem Paar Stiefel das

Bier, das der Schuhmacher zu trinken pflegt, und das zu seinen täglichen Bedürfnissen und Gewohnheiten gehört, vergüten müssen pro rata parte. (Heiterkeit.) Und so könnte man die Beispiele vervielfältigen bis ins Unendliche; durch versteuertes Brot, durch versteuertes Bier und durch versteuertes Fleisch wird eben jede der Dienstleistungen, die wir voneinander verlangen, um soviel versteuert, als nötig ist, um den Dienstleister resp. Verfertiger des gebrauchten Objekts in die Lage zu versetzen, daß er seinen Bedürfnissen nach existieren kann. Ich glaube, daß auf diese Weise die indirekten Steuern sich von selbst vollständig ins Gleichgewicht bringen.

Mein Bestreben wäre also Verminderung der Matrikularbeiträge, soweit es sein kann. Zur gänzlichen Abschaffung ist es noch sehr weit hin, und da möchte ich auch dem Motive der Beibehaltung entgegentreten, welches daraus entnommen ist, daß das Bewilligungsrecht eines Satzes der Matrikularbeiträge eine parlamentarische Machtfrage wird. Die Macht des Reichstages beruht auf Recht, Gesetz und Verfassung. Eine nicht bewilligte Ausgabe wird ganz sicher nicht geleistet, und mit einer Regierung, die unbewilligte Ausgaben zu leisten gesonnen ist, wird auf die Dauer kein verfassungsmäßiges Auskommen sein. Ihre Macht ist meines Erachtens vollständig gewährleistet; aber selbst, wenn Sie mehr bedürfen, so sollten Sie lieber suchen, diese Macht auf dem Gebiete der Territorialverfassungen zu üben; die stehen fester, und als Reichskanzler habe ich nicht dafür zu sorgen, wenn sie von Ihrer Opposition bedrängt werden. Das Reich ist wirklich, ich wiederhole es, noch nicht in sich verwachsen genug, um der Boden zu sein, auf dem Kraftproben angestellt werden können. Indessen

wir kommen diesem Punkte noch lange nicht nahe; soviel ich mich an die Ziffern erinnere, handelt es sich hier um 13 oder 14 Millionen Mark für die beiden Steuern gegenüber den 87 Millionen Mark Matrikularbeiträgen. Es fragt sich bloß, ob Sie uns helfen wollen, einen Schritt in der Richtung einer Reform zu thun, wenn wir die ganze Reform nicht leisten können — die letztere wird in erster Linie immer im Reiche anfangen müssen, die Partikularstaaten können erst nach und nach folgen, auch die Zölle stehen dem Reiche zu — daß wir in unsern Zöllen, ganz unabhängig von der Frage, wie hoch jedes einzelne besteuert werden soll, uns doch freimachen von dieser zu großen Masse von zollpflichtigen Gegenständen (Hört! hört!), daß wir uns auf das Gebiet eines reinen einfachen Finanzzollsystems zurückziehen (Hört!) und alle diejenigen Artikel, die nicht wirklich Finanzartikel sind, d. h. nicht hinreichenden Ertrag geben, über Bord werfen, — die zehn oder fünfzehn Artikel, die die größte Einnahme gewähren, so viel abgeben lassen, wie wir überhaupt aus den Zollquellen für unsre Finanzen nehmen wollen. Als solche Gegenstände der Verzollung und zugleich einer entsprechenden Besteuerung im Inlande sehe ich im ganzen an diejenigen Verzehrungsgegenstände, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maße wenigstens zu enthalten vermag, wo man in gewissem Maße den Regulator seiner eignen Beiträge zum öffentlichen Steuersäckel insoweit in der Hand hat, daß man weiß: wenn ich zwei Seidel trinke, so zahle ich zwei Pfennige, — so viel mag darauf kommen, ich weiß es nicht, — und wenn ich zehn Seidel brauche, so zahle ich zehn Pfennige. Dasselbe ist der Fall mit dem Kaffee und vor allen Dingen mit dem Tabak; ich kann die

Zeit kaum erwarten, daß der Tabak höhere Summen steure, so sehr ich jedem Raucher das Vergnügen gönne. Analog steht es auch mit dem Bier, dem Branntwein, dem Zucker, dem Petroleum und allen diesen großen Verzehrungsgegenständen, gewissermaßen den Luxusgegenständen der großen Masse. Die Luxusgegenstände der Reichen würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel: Trüffeln und Equipagen, was können sie bringen? Da kommen wir in eine Menge kleinlicher Gegenstände, ausländische Toilettengegenstände und dergleichen; ich würde sie mit dem Zolle unter Umständen sehr hoch fassen; sie sind ja eigentlich noch würdiger wie der Tabak, recht schwer belastet zu werden.

Indessen ich will darüber keine Ratschläge geben, sondern nur im allgemeinen das System entwickeln, nach dem ich streben würde, wenn sich dieses Bestreben so leicht realisieren ließe wie die Gedanken, die eben im Kopfe bei einander wohnen, aber — im Raume stoßen sich fünfundzwanzig Regierungen; sie darüber einig zu machen und die verschiedenen Interessenten und die Parlamente — ja selbst schon die Ministerien in sich und die eigenen Mitarbeiter, wie wir hier bei einander sitzen, sehr einig unter uns, würden, vollständig ausgeschüttet, eine Menge einander bekämpfender Gedanken zum Vorschein bringen (Heiterkeit), die man um des Friedens willen sich verschweigt, und da ist die Herstellung einer Einigung über große durchgreifende Reformen eine Herkulesarbeit, für die eine ganze Kompanie von Herakleſſen — wenn der Plural erlaubt ist — nicht ausreichend wäre; und wie aufreibend heutzutage eine ministerielle Existenz ist, — ich spreche gar nicht von der meinigen — das sehen die Herren vor sich, die im Landtag, im Reichstag, im

Bundesrat fortwährend beschäftigt sind. Wo soll denn die Zeit herkommen, in der irgend jemand, geschweige die große Menge, die daran mitzuarbeiten hat, in voller Muße und mit derjenigen Besonnenheit, die ein diskussionsstichhaltiges Werk verlangt, dergleichen auszuarbeiten im stande wäre? Die Arbeit kann auch dadurch nicht gefördert werden, wenn, wie der Herr Abgeordnete Richter empfahl, anstatt der jetzigen reichskanzlerischen Verfassung dem Reiche ein kollegialisches Ministerium gegeben würde. Ein jeder, der eine Zeitlang Minister gewesen ist, weiß, wieviel langwieriger, schwieriger, aufreibender und angreifender für jeden einzelnen Beteiligten ein Kollegialministerium arbeitet. Außerdem fällt ja die Verantwortlichkeit, auf die der Herr Abgeordnete Richter immerhin doch auch einen konstitutionellen Wert legt, vollständig weg, sobald ein Kollegium entscheidet. Es ist eine reine Fiktion, daß dem kollegialisch abstimmenden Ministerium die Verantwortlichkeit zufällt für das, was geschehen ist, ganz abgesehen davon, daß man in der Minorität sein kann, nicht bloß bei positiven Vorschlägen, sondern daß man dasjenige, was man gewollt hat, um zur rechten Zeit üblen Zuständen vorzubeugen, vielleicht der Majorität gegenüber nicht hat durchsetzen können, daß man gar nicht über den ersten Anfang hinaus kam. Daß man den passiven Widerstand, wie er sich in den unabhängigen übrigen Ministerien auszubilden pflegt gegen Anregungen, die nicht auf seinem Boden gewachsen sind, überwinden kann, dazu gehören doch technische Hilfskräfte in großer Menge. Nun denke man sich den preußischen Ministerpräsidenten angewiesen auf die Unterstützung von den beiden Ihnen aus dem Budget bekannten Räten, dem Herrn Unterstaatssekretär und den zwei Hilfsräten. Wenn

die also ein Finanzprojekt ausarbeiten sollten, zu dem das Finanzministerium an sich nicht geneigt wäre, so befinden sie sich in vollständiger Hilflosigkeit und müssen acceptieren, was geboten wird. Deshalb sage ich, ist die Verantwortlichkeit des Ministerpräsidenten für das, was in der Regierung geschieht, eine sehr beschränkte. Er braucht sich gar nicht darauf zu berufen, er sei irgendwo in der Minorität; er hat einfach nichts zu befehlen und nichts zu sagen; er hat kein Ressort. Alle andern sind wenigstens in ihrem Ressort unabhängig; der Ministerpräsident kann nicht einen Nachtwächter ernennen, er hat immer nur zu bitten, zu beschwören und zu vermitteln, wenn Meinungsverschiedenheiten sind, aber zu sagen hat er eben gar nichts. Zu einer so undankbaren Rolle, wie die eines Ministerpräsidenten in einem kollegialisch wirkenden Ministerium ist, würde ich mich, wenn ich nicht gewohnt wäre, aus alter Anhänglichkeit mich den Wünschen meines Königs und Herrn zu fügen, unter keinen Umständen weiter hergeben, so undankbar, so machtlos, so ohnmächtig und dabei doch so schwer verantwortlich ist diese Rolle. Verantwortlich kann man eben nur sein für das, was man selbst freiwillig thut; ein Kollegium ist für nichts verantwortlich, auch die Majorität nicht, sie ist später nicht aufzufinden. Man sagt, der einzelne Ressortminister sei da verantwortlich. Wo ist aber ein Ressort so gesondert, daß es nicht der Mitwirkung von zweien oder dreien andern zur Durchführung seiner Maßregeln und Pläne brauchte, die es aber vielleicht nicht gefunden hat! Die ganze Verantwortlichkeit wird eine fiktive, wenn sie einem Kollegium gegenüber geltend gemacht werden soll, ganz abgesehen davon, daß wir abstimmende Kollegien nach-

gerade im Reiche genug haben, den Bundesrat und Reichstag nicht bloß, sondern sämtliche parlamentarische Einrichtungen. Es ist gewiß sehr bequem, ein Kollegium beschließen zu lassen und zu sagen, das Ministerium hat beschlossen, anstatt zu sagen: ich, der Minister trete ein. Fragt man ein Kollegium: wie ist das eigentlich gekommen, so wird jeder achselzuckend es anders erzählen, wenn das Beschlossene mißglückt ist, niemand wird verantwortlich sein. Bei der Kollegialverfassung — daß dabei schneller und durchsichtiger gearbeitet wird, das wird niemand einräumen, der beide Sachen mit durchgemacht hat — schon die Repliken und Dupliken und Quadrupliken und Quintupliken unter verschiedenen Ministern, wo keiner entscheiden kann, als daß man schließlich zu dem Auskunftsmittel eines Konseils unter Vorsitz Seiner Majestät, wozu doch sehr selten und sehr schwer geschritten wird, greift — würden wir nie im stande sein, Ihnen das Reichsbudget zur rechten Zeit vorzulegen, auch in diesem Jahre nicht, wenn wir nicht das Entscheidungsrecht eines allein verantwortlichen Kanzlers hätten. Nur einer kann verantwortlich sein, die andern können nur dafür verantwortlich sein, soweit sie durch die kanzlerische Verantwortlichkeit nicht gedeckt sind. Ich verstehe die Verantwortlichkeit der Minister nicht in der Weise, daß ich in jeder einzelnen Branche die Einzelheiten damit glaubte decken zu können; ich glaube nur dafür verantwortlich zu sein, daß an der richtigen Stelle die richtigen Personen, achtbar und kundig ihres Geschäfts, sind, und daß äußerlich erkennbare prinzipielle Fehler, namentlich solche, auf die der Reichstag aufmerksam gemacht hat, nicht dauernd einreißen. Für Einzelheiten kann ich nicht verantwortlich sein, sondern da muß es jeder Reichs-

minister sein — denn wir haben deren und werden deren, wie ich glaube und wünsche, mehr bekommen — das Auswärtige Amt, die Marine, die Eisenbahnbehörde, wir haben neuerdings die Post und Telegraphie — kurz und gut, es kann sich ja ausbilden, und ich wünsche z. B. dringend, daß die Verwaltung von Elsaß-Lothringen in derselben Weise selbständig gestellt wird; ich kann in die Details der Landesverwaltung noch viel weniger hineinsehen, als in die Details der Reichsministerien — wenn die personalen und andern Fragen sich überwinden lassen, so bin ich der erste, der den Tag mit Freuden begrüßt, wo meine Verantwortung auf das Maß des wirklich dem Lande verantwortlichen Premierministers reduziert wird, und ich neben mir einen in erster Linie dem Kanzler und durch den Kanzler dem Lande, in den nicht durch den Kanzler gedeckten Phasen auch direkt dem Lande verantwortlichen Minister für Elsaß-Lothringen sehe, — ich will das nicht weiter analysieren. Ich will nur sagen, daß Sie die Sachlage nicht richtig beurteilen, wenn Sie glauben, daß meine Abwesenheit leichter zu verdecken oder zu vertreten wäre, wenn ein kollegiales Ministerium bestände, oder daß die Geschäfte dabei irgend etwas gewinnen würden; das Reich würde an der raschen Aktionsfähigkeit, die es jetzt besitzt, an der einheitlichen Festigkeit verlieren; die Reichsexekutive — denn etwas andres ist ja nicht auf seiten des Kanzlers und des Kanzleramts nach der ursprünglichen Verfassung — würde in sich gespalten, gelähmt und uneinig werden, und auch für die Zeit, wo ich nicht mehr im eignen Interesse diese Rechte vertreten werde, möchte ich meine Herren Kollegen und die Mitglieder des Reichstages dringend warnen, von dieser sehr nützlichen Einrichtung, die der eines englischen

Premierministers entspricht, abzugehen. In Preußen ist es die Konglomeration von acht Ressorts, deren jedes einen unabhängigen Staat bildet, und es wäre vielleicht nicht schlimmer, wenn jede der elf Provinzen ihren Minister hätte, wie es früher Minister von Schlesien gab, und diese miteinander zu beraten und zu beschließen hätten; daß wir vielleicht noch nicht so schlimm ständen wie bei dieser Totteilung des Staates in Ressortstaaten, wo jeder einzelne sich auf seine ausschließliche Verantwortlichkeit berufen kann, in der That aber niemand verantwortlich ist und kein Ressort in das andre hineinsehen kann. — Verzeihen Sie, wenn ich weitläufig werde in dieser Sache, aber „wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über“ — davon kann ich keine Ausnahme machen. Aber wenn ich für Darlegung einer Steuerreform auf das nächste Gesetz insoweit übergreifen kann, so wünschte ich, daß auch die Stempelabgaben gerechter verteilt werden, wie es durch jene Vorlage zum erstenmal versucht wird. Es ist ein von allen, auch von denen, die nicht Grundbesitzer sind, anerkanntes Bedürfnis; die jetzige Besteuerung alles desjenigen Verkehrs, der den Grundbesitz betrifft, mit Stempeln ist ja erstaunlich ungerecht im Vergleich mit der, welche die mobilen Kapitalien in allen Geldgeschäften, dem Ankauf von beweglichen Sachen, Quittungen u. dergl. zahlen. Wenn ich für den Verkauf eines jeden Immobile ein volles Prozent geben muß, wenn ich bei der Verpachtung eines Gutes die ganze Pachtsumme vorweg, also, wenn ich auf 30 Jahre verpachte, die im Jahre 1905 fällige Rate schon jetzt im Jahre 1875 verstempeln muß, als wenn sie bar auf den Tisch gezahlt würde, so sind das Ungerechtigkeiten, die den Grundbesitz treffen, die bei der Reform

remediert werden. In dieser Richtung wird also das demnächst folgende Stempelgesetz Ihnen eine Abzahlung, ein Entgegenkommen liefern. Und ich möchte Sie bitten, aus diesen Erörterungen alle Fragen der Macht und infolgedessen der Verstimmung zu entfernen und allein mit sachlicher Prüfung der Sache näher zu treten.

Sie haben aus der Rede des Herrn Finanzministers, wie ich hörte, zum Teil entnommen, als läge ihm wenig daran, daß die Vorlagen durchgebracht würden. Ich kann Sie versichern, und er wird Ihnen gewiß die Versicherung auch geben, daß das ein Irrtum ist. Er hat sagen wollen, was ich eben auch sage: wenn Sie diesen unsern wohlgemeinten Versuch, die ersten Schritte zu der Steuerreform zu thun, ablehnen, ja, so sind Sie allerdings in Ihrem Rechte, wir können nichts machen, als das ruhig einstecken und sehen, wie wir uns helfen, und das nächstemal werden wir wieder kommen, bis Sie die Ueberzeugung haben, oder bis sich unsre Ueberzeugung ändert oder andre Personen ans Ruder treten, oder bis Sie bewilligen, was wir glauben im Interesse des Landes fordern zu müssen. Ich sage nur deshalb, daß von Empfindlichkeiten, Kabinettsfragen und dergleichen bei dieser Gelegenheit nicht die Rede sein kann. (Bewegung.) Es ist Ihre Sache, die Steuern so aufbringen zu helfen, wie es dem Lande am nützlichsten ist, und wenn Sie nicht unsrer Meinung sind, so müssen wir uns mit der Hoffnung trösten, daß Sie es künftig werden werden. Also in diesem Sinne möchte ich Sie bitten, zunächst das Gesetz für die Bierbesteuerung anzusehen, das noch den großen Vorteil hat, daß es die Besteuerung für Nord- und Süddeutschland einander annähert, und daß es der erste Schritt, und zwar in der Verfassung vorgesehene Schritt ist auf der

Bahn einer künftigen Gleichstellung, die zwar noch immer nicht zu erreichen sein wird, solange der norddeutsche Verzehr im Biere dem süddeutschen nicht gleichkommt — die Süddeutschen haben eine sehr viel höhere Einnahme, weil in Süddeutschland viel mehr Bier getrunken wird pro Kopf — es ist aber auch sehr viel besser. (Heiterkeit.) Ich glaube, daß die Erhöhung der Steuer vielleicht zu besserem Bier führen wird, und daß die elende Flüssigkeit, die in Norddeutschland zum Teil unter dem Namen Bier gegeben wird, die Steuer gar nicht wert sein wird, gerade so wie früher bei der Schlachtsteuerverpflichtung in den Städten kein schlechtes Fleisch auf den Markt kam, weil es die Steuer nicht lohnte. Ich gebe mich also der Hoffnung hin, daß die Steuer das Bier nicht verschlechtern wird, sondern im Gegenteil die Steuerzahler den Ernst des Geschäfts einsehen und ein besseres Bier als bisher brauen werden. In dieser Hoffnung bitte ich Sie, das Gesetz anzunehmen. (Beifall.)

Der Reichstag beschloß die Verweisung der Vorlage an die Budgetkommission.

---

2. Zur Revision des Strafgesetzbuches.

3. Dezember 1875.

In der 19. Sitzung des Reichstages, am 3. Dezember 1875, stand der Gesetzentwurf betreffend die Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuches vom 15. Mai 1871 und die Ergänzung desselben zur ersten Beratung. Nach dem Justizminister Dr. Leonhardt und dem Abgeordneten Lasker nahm dazu das Wort der Reichskanzler Fürst Bismarck:

Meine Herren, wenn es für meinen Gesundheitszustand schon eine Aufgabe ist, einer längeren Diskussion

aufmerksam zuzuhören, so bin ich noch weniger in der Lage, eine Rede von dem Umfange, wie wir sie soeben (vom Abgeordneten Lasker) gehört haben, in ihren Einzelheiten zu beantworten. Da der größere Teil derselben sich auf rein juristischem Gebiete bewegt, so, glaube ich, kann ich diese Aufgabe auch im wesentlichen meinen juristischen Herren Kollegen aus dem Bundesrat überlassen.

Ich habe wesentlich nur das Wort ergriffen, um den politischen Standpunkt der verbündeten Regierungen und speziell den meinigen zu dieser Vorlage darzulegen, ich meine den Standpunkt der inneren Reichspolitik in ihren Grundzügen betrachtet. Ich glaube, daß diese Darlegung, so kurz sie auch sein mag, doch dazu beitragen wird, die Diskussion, in der wir uns befinden, frei zu halten von jedem Anfluge von Animosität, von sittlicher Entrüstung über das Beginnen des andern Teils und von Kritiken, die eben nicht ohne Bitterkeit sind oder wenigstens in der Oeffentlichkeit den Eindruck davon machen werden. Ich glaube, daß, wie ich schon neulich sagte, der Reichstag in der Gesetzgebung im allgemeinen — besonders aber bezüglich der Steuerbewilligung — in der Lage ist, daß es keiner gereizten Färbung der Diskussion, keiner Verteidigung von Rechten bedarf; es ist das keine Machtfrage, es steht ja fest, daß kein Gesetz ohne Bewilligung des Reichstages zustande kommen kann. Diese Beruhigung haben Sie. Wenn Sie sich also nicht überzeugen können, daß in Beziehung auf das Ganze oder einzelne Teile dieser Vorlage es dem Lande und Reiche nützlich sei, wenn Sie deshalb nicht dafür stimmen können, so sind Sie im Rechte, und niemand kann die Uebung dieses Rechtes verkümmern.

Wir können also sehr ruhig an die Diskussion herangehen, von der ich von Hause aus nicht geglaubt habe, daß sie sich in der Dauer der wenigen Wochen, die wir hier noch geschäftlich zusammen arbeiten werden, erschöpfen wird, sondern in der ich den Beginn einer Revision sehe, die sich, wie ich glaube, über mehrere Legislaturperioden hinausziehen wird. Den verbündeten Regierungen liegt es nach meiner Ansicht und wohl auch nach der Ihrigen ob, die Initiative da zu nehmen, wo eine Veränderung in der jetzigen Lage der Gesetzgebung erforderlich scheint. Wir haben unsrerseits wenigstens das Bedürfnis, sie zu nehmen, um uns von jeder Verantwortlichkeit für die Fortdauer der Nachteile des jetzigen Zustandes frei zu machen und diese Verantwortung dem Reichstage, insoweit er uns nicht beistimmt, zuzuschreiben. Es wird dann Sache Ihrer Stellung zu Ihren Wählern sein, ob Sie sich gegenseitig darüber verständigen, daß Sie in Ihrem Widerstande beharren, oder inwieweit Sie Ihre Stellung modifizieren wollen. Sie werden vielleicht noch in der zweiten Legislaturperiode nachher in Ihren Wahlreden diese Erörterungen haben, bei denen ja von allen Seiten nur das Wohl des Ganzen, namentlich die Rechtssicherheit, der innere Friede im ganzen Reiche bezweckt und erzielt wird; es werden, wie gesagt, noch in Ihren Enkeln, wenn ich eine Legislaturperiode als eine Generation betrachten darf, uns dieselben Fragen beschäftigen, wie sie uns ja vor 4 Jahren, vor 6 Jahren auch schon beschäftigt haben, und es ist das vielleicht einer von den Würmern, die nicht sterben; aber es wird eben nur das Material, das uns diese Frage liefert, von allen Seiten mit Sorgfalt und pflichttreuer Ueberzeugung hier aufgearbeitet werden.

Daß das Strafrecht in seiner bisherigen Wirkung Mißstände und Mißbilligung im Lande erzeugt hat, gab der Herr Vorredner in Bezug auf einzelne Punkte selbst zu, und ich bin überzeugt, daß, wenn nicht eine von uns allen sehr bedauerte Krankheit ihn längere Zeit von dem Verkehr mit der großen Welt fern gehalten hätte, er es noch im weiteren Maße zugeben würde. Ich bin in meiner Stellung als Ministerpräsident in Preußen und als Kanzler im Reiche vielleicht mehr der Punkt, auf den sich die Aussprache der Unzufriedenheit konzentriert; ich möchte sagen, wenn ich mich in irgend einem Privatverhältnisse, in einem Eisenbahncoupé, in einer Gesellschaft, sonst irgendwo befinde, bemerke ich bei vielen Leuten diese Art von Satisfaktion, in der sich ein mißvergnügter Landwirt befinden würde, wenn er das Wetter personifiziert vor sich hätte. (Heiterkeit.) Jeder andre entladet seinen Zorn mir gegenüber, als könnte ich durch meinen einfachen persönlichen Willen in allen diesen Beschwerden, die in der neueren Gesetzgebung drücken, eine Veränderung herbeiführen, als wäre gerade ich an dem Verzuge schuld, der der Abhilfe eben entgegensteht. Diese Lage könnte ich ja zu allen übrigen Friktionen, denen ich in meinem Amte ausgesetzt bin, auch noch längere Zeit ertragen. Ich mache darauf aufmerksam, daß wir, die wir jetzt den Bundesrat, die verbündeten Regierungen, die Urheber dieses Novellenentwurfs bilden, persönlich nicht das mindeste Interesse daran haben, ob Sie den einen oder anderen Paragraphen annehmen; wir werden in unserem persönlichen Privatleben die Unannehmlichkeiten der Fortdauer noch ebensogut ertragen können, wie die meisten wissenschaftlich beschäftigten Beamten und Abgeordneten, soweit sie sich nicht im praktischen Leben

befinden; und außerdem sind wir in der Lage, unsrer Verantwortung jederzeit ein Ende zu machen, indem wir uns von den Geschäften, die uns nicht die Mittel zu ihrer erfolgreichen Weiterführung zu gewähren scheinen, zurückziehen. Also wir haben ja persönlich ebensowenig Interesse, wie der Herr Vorredner, ob es so oder so gemacht wird; wir haben nur das Bedürfnis, dem Vorwurf zu entgehen, als fände die Fortdauer einer erheblichen Anzahl von Uebelständen nur deshalb statt, weil die Regierung nicht arbeitsam genug ist oder nicht den Mut der Initiative hat oder blind und stumm nicht auf die Stimme des Landes hören will. Aus dieser Situation sind wir heraus, und die Verantwortung für das Maß von Verbesserungen und Abänderungen, das wir begonnen, und für das Maß des Zurückweisens unsrer Vorschläge beruht allein bei Ihnen, und Sie werden sie ja zu tragen wissen.

Wenn ich von innerer Reichspolitik sprach, so meinte ich die Wechselwirkung zwischen den verbündeten Regierungen unter sich und zwischen den Reichseinrichtungen, zwischen dem Reichstage, zwischen den einzelnen Fraktionen des Reichstages — denn das sind ja schon lebendige organische Glieder, von denen zum Teil die Fragen der Gesetzgebung schon entschieden werden, ehe die Regierung zum Wort gekommen ist bei Ihnen — und in letzter Instanz mit dem Plenum der Wähler, mit der Nation. Diese Wechselwirkung muß unterhalten werden, und um eine Konversation über diese Frage einzuleiten, die jahrelang dauern kann, ist Ihnen ja diese Vorlage dargeboten, und Sie werden ja sehen, was Sie daraus machen oder nicht machen. Also ich hoffe eben, daß diese vollständig ruhige, und ich möchte sagen konfliktfreie Stellung, die

jedem Zeit und Raum gönnt, seine Verhältnisse zur Vorlage zu erwägen, dazu beitragen wird, der Diskussion des Ganzen einen ruhigen Verlauf zu gewähren. Daß wir die Vorlage überhaupt machen, beweist Ihnen schon, daß innerhalb der verbündeten Regierungen — für die, wie gesagt, diese Diskussion ja vielleicht viel dornenreicher ist, als das ruhige passive Abwarten der Entwickelung der Zustände, bis vielleicht manche Uebelstände noch schärfer und allgemeiner hervortreten, so daß sie innerhalb der Parteien und der Fraktionen das Bedürfnis, nur ihren Standpunkt zu wahren, — eins der unfruchtbarsten, aber eins der dringlichsten Bedürfnisse — endlich überragen und dem praktischen Bedürfnis, in unserm Staatsleben Schutz und Frieden zu haben, den Sieg verschaffen über das Bedürfnis, unsre Einrichtungen nach den Anforderungen der Wissenschaftlichkeit zu regeln, — ich möchte sagen, die Bequemlichkeit, die Wohnlichkeit, die Sicherheit des Gebäudes der Schönheit der Fassade, der wissenschaftlichen Fassade unterzuordnen; es ist das eine politische Richtung, für die ich nie in meinem ganzen Leben Sympathie gehabt habe, und wenn ich mich von Jugend auf in juristischen und wissenschaftlichen Theorien auf Wahrung meines Standpunktes hätte beschränken wollen, so, glaube ich, wäre es mir nicht beschieden gewesen, eine irgend bemerkbare Rolle in den Ereignissen der letzten Jahrzehnte zu spielen.

Ich will sachlich nur dem Gedanken entgegentreten, dem der Herr Vorredner einen ziemlich scharfen Ausdruck gab, daß der Ruf der Milde des Strafrechts ein Märchen sei: im Lande bestehe darüber andre Meinung. Ich glaube, das, was er zur Begründung seiner Ansicht anführte, daß stellenweise das Reichsrecht Verschärfungen

gegen das preußische enthielte, war doch nur der einzelne Fall der Wiederholung des Betrugs, wo das Reichsstrafgesetz eine schärfere Strafe als das preußische Gesetz will. Ja, meine Herren, wenn die Sicherheit, der öffentliche Friede, die Ehre, der gute Ruf, die körperliche Gesundheit, das Leben des einzelnen so gut geschützt wäre durch unser Strafgesetz, wie unsre Geldinteressen, dann hätten wir gar keine Novelle nötig! Nicht bloß im Strafrecht, sondern auch in der Auffassung der Richter — ich weiß nicht, woran es liegt, — bethätigt sich dies; ich wundre mich jedesmal über die gerechte Schärfe der Verurteilung in Eigentumsfragen neben der außerordentlichen Nachsicht gegen Körperverletzungen. Das Geld wird im Gesetzgebungstarif höher veranschlagt, als die gesunden Knochen. Man kann jemanden viel wohlfeiler eine Rippe einschlagen in einem nicht prämeditierten Kampf, namentlich wenn der Jemand Beamter der öffentlichen Sicherheit ist, als man sich etwa eine auch nur fahrlässige Fälschung — ich will sagen, eines Attestes erlauben darf; namentlich aber, wenn es sich um eine Geldfrage handelt, — das geht gleich auf 5, 7 Jahre Zuchthaus; und dicht daneben findet man ausgeschlagene Augen von Polizeibeamten, schwere körperliche Mißhandlungen mit Lebensgefahr und Nachteil für die Gesundheit, und das erscheint daneben fast als ein leichter, entschuldbarer Scherz. Daß daran die Stimmung und Richtung unsres Richterstandes einen erheblichen Anteil hat, hat schon der Herr Vorredner angedeutet und ist wohl unzweifelhaft. Der Richter ist, wie der Deutsche im ganzen, vor allen Dingen gutmütig; namentlich sobald die Persönlichkeit des Verbrechers keine abschreckende und beleidigend herausfordernde Erscheinung hat, so wird der

Deutsche zu dem in Fleisch und Blut Gegenüberstehenden leicht gutmütig, ich möchte sagen von strafbarer Gutmütigkeit, wie der Herr Vorredner mit Ironie den Ausdruck „strafbare Milde“ brauchte. Ja, meine Herren, von „strafbarer Milde“ werden die Verurteilten, die Verbrecher nicht sprechen; aber die Opfer des Verbrechens, die haben in erster Linie Anspruch auf unsern Schutz, und um diesen Schutz gegen die dem Herzen der Richter zur Ehre gereichende Tendenz zur Milde und Gutmütigkeit zu gewähren, liegt das Hauptmittel, das die Gesetzgebung hat, im Hinaufschieben der Minimalstrafen, die immer noch minime Strafen bleiben. Bei dem sehr großen ausgedehnten Spielraum, den die meisten strafrechtlichen Paragraphen lassen, finde ich, daß mit Ausnahme der Eigentumsverbrechen — ich will die psychologischen Motive, die mir vorschweben, nicht weiter aussprechen — der Richter jederzeit das geringste Strafmaß wählt, zu dem er berechtigt ist.

Ich bin zu dieser Exkursion ja nur veranlaßt, um der meines Erachtens zu weit gehenden Verurteilung der Ansicht von der Milde des Strafrechts öffentlich entgegenzutreten, und mache darauf aufmerksam, daß der Herr Vorredner dabei einigermaßen pro domo sprach, denn wir verdanken ihm einen außerordentlichen Anteil an den Milderungen des damals vorgelegenen Gesetzes, und er hat bei späteren Gelegenheiten das besondere Interesse kundgethan, das ihm der Verbrecher und der Verurteilte einflößt. Eine ungemein edle Richtung des Geistes, aber sie wird von allen denen, die unter den Verbrechen zu leiden haben, vielleicht manchmal für eine unpraktische gehalten werden.

Ich enthalte mich des Eingehens in die Einzelheiten,

da es mich doch auf das gerichtliche Gebiet bringen würde, und erwähne nur zweier Bestimmungen, auf die ich nach meiner Ueberzeugung ein ganz besonderes Gewicht lege, und die, wenn ich den Herrn Vorredner und die Ansichten seiner näheren politischen Freunde recht verstehe, doch nicht zu denen gehören, die er ausdrücklich gebilligt hat, — ja er hat sie ausdrücklich getadelt und sie damit auf den Schub ad calendas graecas gebracht. Es wäre das kein entschiedener Verlust; — sind sie sehr dringlich, so könnten wir uns nach Weihnachten zu einer Sitzung vereinigen, entweder im Winter oder im Frühjahr; sind sie nicht sehr dringlich, so könnten wir nach Möglichkeit unsre nächste Session beschleunigen, um sie zu verhandeln. Aber zwei Sachen sind, die ich teils zur Wahrung des Rechtsgefühls, teils im dienstlichen Interesse mir doch erlauben will als wichtig zu bezeichnen. Die eine ist der Schutz der Exekutivbeamten. Ich will nicht untersuchen, ob in dem Texte der Novelle, wie sie Ihnen vorliegt, die Kategorie, die zu schützen ist, etwas weit gegriffen wird. Was mir vorschwebt, ist das, was man aus den täglichen Anschauungen der Berliner Untergerichte und derer inmitten andrer turbulenter Bevölkerungen wahrnimmt: daß der eigentliche körperliche Träger und Vertreter des Gesetzes, der mit Gefahr seines Leibes und Lebens schließlich die Autorität des Gesetzes aufrecht zu erhalten hat, nicht in dem Grade geschützt ist, wie er das Recht hat. Es wird ja oft die Achtung gerühmt, die der Engländer vor dem Gesetz habe, und in der That, wenn man das Verhalten eines englischen und deutschen Polizisten auch nur auf der Straße in Bezug auf die Fahrpolizei sieht, so bekommt man den Eindruck, daß in England der Wink mit einem Zeigefinger

gerade so nachdrücklich und unbedingt wirkt und Befolgung nach sich zieht, wie hier nicht immer die aufgeregten Bewegungen, mit denen man Schutzleute einem Kutscher entgegengestikulieren sieht, das laute Erheben der Stimme, ja, ich kann nicht leugnen, das viele und rasche Sprechen, welches mehr einen provokatorischen als einen folgeleistungerzwingenden Eindruck macht. Das liegt, glaube ich, wesentlich darin, daß der englische policeman sehr viel geschützter und unterstützter ist; er ist sich dessen bewußt, daß, wer sich an ihm vergreift, nahezu oder direkt an der Majestät des Gesetzes sich vergreift in seiner Ausführung, in seiner Verkörperung in diesem untergeordneten, aber treuen Diener — was sehr hart bestraft wird; ähnlich wie es bei uns sehr selten vorkommt, daß sich jemand an der Schildwache vergreift, weil sie ganz anders durch das Gesetz geschützt ist. Dagegen der Schutzmann ist sehr häufig der Gegenstand einer ganz frivolen Neckerei, Verhöhnung und, wenn es schwer kommt, gewaltthätiger Behandlung, die nachher als Körperverletzung kaum verhandelt wird, ohne daß sein Amt irgend ein erschwerendes Element in der Bestrafung nach sich zieht. Und von diesem Manne wird doch verlangt, daß er immer auf Vorposten sei in dem Kampfe, den das Gesetz mit den Uebelthätern hat, und er ist nach der Zunahme der Roheit, wie sie ganz unleugbar die letzten Jahre charakterisiert, doch in einer sehr exponierten Stellung. Er hat auf Anerkennung sehr selten zu rechnen, die vorgesetzten Behörden verlangen viel von ihm, und in der Kritik der Presse hat ja die Polizei nach guter alter deutscher Tradition immer unrecht. (Heiterkeit.) Sie ist vielleicht nicht so gut, wie sie sein sollte, aber ich glaube hauptsächlich deshalb, weil sie

nicht geschützt genug ist. Der Schutzmann würde das Bedürfnis, durch lebhafte, vielleicht beleidigende Reden seinen Anordnungen Nachdruck zu verschaffen, gar nicht haben, wenn er in derselben Lage wäre, wie sein englischer Kollege, daß die Nichtbefolgung seiner Winke ähnliche Folgen nach sich zöge, wie in England, — ich glaube, einem sehr zivilisierten, wohlgeordneten Lande, in dem das Gesetz aber durch stärkere Strafen geschützt ist, und namentlich dadurch auch, glaube ich, ein größerer Grad der Freiheit und Bewegung der individuellen Freiheit ermöglicht wird, weil das Gesetz sehr viel stärkere Garantien hat als bei uns. Meines Erachtens sollte einfache körperliche Berührung — mag sein, aus welchem Grunde es will — eines Schutzmanns im Dienste schwer bestraft werden, man mag recht haben oder unrecht. Man kann sein Recht niemals dadurch ausführen, daß man diesen Vertreter des Gesetzes körperlich angreift, und diese einzige Thatsache sollte meines Erachtens mit sehr viel schwereren Strafen belegt werden, als bisher. Hätten die Beamten der öffentlichen Sicherheit das Gefühl, besser geschützt zu sein, ich bin überzeugt, sie würden bessere Polizisten werden im Bewußtsein ihrer größeren Macht, im Bewußtsein ihrer Verantwortung. Daß damit auch sehr strenge und unter Umständen gerichtliche Bestrafungen eines Mißbrauchs dieser größeren Gewalt und jedes Benehmens, welches eines solchen Beamten und des gesetzlichen Schutzes unwürdig ist, verbunden sein sollten, das betrachte ich als selbstverständlich. Aber ich glaube, wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, die Mißhandlung eines Beamten der Obrigkeit als eine gewöhnliche Prügelei, die alltäglich vorkommt, anzusehen. Dadurch schwindet ganz notwendig die Achtung vor dem Gesetze. Ich halte

diesen Punkt für einen der wichtigsten: denn der untergeordnete Beamte hat nicht bloß ein Recht auf den Schutz in seiner exponierten Stellung, sondern der Gedanke, daß er das Gesetz verkörpert, ist bisher lange nicht lebendig genug. Es wird immer so angesehen, als ob er die polizeiliche Willkür verkörperte; und diesem Mißverständnisse leistet die Thatsache Vorschub, daß die Leute zu wenig handeln können und viel zu viel reden.

Der zweite Punkt, der für mich eine besondere Bedeutung hat, ist der § 353a*), die Beamten im Dienste des Auswärtigen Amtes betreffend. Der Vorredner hat hauptsächlich dagegen angeführt, — gegen die Möglichkeit — daß das juristischen Theorien, dem juristischen strafrechtlichen System widerspreche. Darüber kann ich mit ihm nicht streiten; ich kann nur für das praktische Bedürfnis in einem Dienste streiten, dem ich nachgerade 25 Jahre in höheren Stellen angehöre, und in dem ich seit 13 Jahren und länger die leitende Stellung eingenommen habe. Was mir da zur Wahrung meiner Verantwortlichkeit unentbehrlich ist, meine Herren, das muß ich nachgerade wissen, und in dem Verlangen, daß mir das gewährt werde, wenn ich meine Verantwortlichkeit weiter tragen soll, kann ich mich dadurch nicht irren lassen, daß mir gesagt wird, das widerspräche juristischen Theorien. Mit juristischen Theorien läßt sich nicht auswärtige Politik treiben. (Heiterkeit und Bewegung.)

Der Herr Vorredner hat gesagt: es müsse dann überhaupt jedes Amt gleichmäßig geschützt werden. Das

---

*) Danach sollten diese Beamten wegen Insubordination, Verletzung der Amtsverschwiegenheit u. s. w. mit Geldbuße bis zu 6000 Mark und Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft werden dürfen.

ist ein Argument, in dem ich die logische Schärfe, die ihm sonst eigentümlich ist, nicht wiederfinden kann. Die Aemter sind eben verschieden, und Sie haben das Bedürfnis einer strafferen Disziplin einiger derselben doch dadurch anerkannt, daß Sie für das Militär ein besonderes Strafrecht gaben, daß Sie für die Marine und außerhalb des Militärs für die Existenz auf Schiffen und für die Autorität des Kapitäns sehr harte Strafen gaben, die vollständig gerechtfertigt sind. Es fragt sich nun: ist im auswärtigen Dienste die Gefahr für das Gemeinwohl, — nicht für das einzelne Menschenleben, wie auf dem Kauffahrteischiffe, sondern für viele Menschenleben, für den Frieden des gesamten Reiches unter Umständen und für das Entstehen solcher Verhältnisse und Mißverständnisse, wie sie unter Umständen schon zu Krieg, Frieden, Allianzen und Bruch von Allianzen führen, — ich sage, ist da nicht das Bedürfnis einer strengeren Disziplin vorhanden, als in andern Aemtern? Wenn ein Oberpräsident einmal die Weisung, die er bekommt, nicht ausführt, so mag das mit dem Disziplinarverfahren, wenn dazu Grund vorhanden ist, abgemacht sein: die Gefahr für die Provinz wird so groß schwerlich werden, noch geringer wird sie für das Ganze sein. Wenn im Kriegsministerium ein Mobilmachungsplan verraten wird, dann braucht man gar keinen weiteren Schutz neuer Gesetze; das fällt ohne Zwang unter die Kategorie von Landesverrat, unter Kategorien, die schon jetzt hinreichend strafbar sind. Die Fälle, die der Herr Vorredner darüber anführte, haben gar keine Anwendbarkeit hierauf; denn es handelt sich in der Vorlage nicht um Verrat, sondern es handelt sich um einen — ich habe keinen kürzeren Ausdruck — „Ungehorsam im Amte“, ich könnte ihn

vielleicht dahin erweitern, daß doloser Ungehorsam darunter nur zu verstehen sei. Das kann nachher Sache des Richters sein. Unter dolosem Ungehorsam habe ich sehr viel in meinem Leben gelitten*). Sie kennen aber, meine Herren, von meiner amtlichen Laufbahn und ihren Erlebnissen doch nur einen geringen Teil. Was ich für Schwierigkeiten darin zu überwinden gehabt habe, darüber will ich hier keine Mitteilung machen; sie sind aber sehr wohl geeignet, um meine Ueberzeugung festzusetzen.

Ich halte nicht gerade an der speziellen Fassung, wie sie hier vorliegt, fest. Es wird sich ja darüber in einer Kommission reden lassen; ich erkläre aber ganz bestimmt als das Ergebnis meiner Erfahrungen, daß ich nicht glaube, ohne Verschärfung der Disziplin durch Beihilfe strafrechtlicher Bestimmungen von Art der vorgeschlagenen dauernd mein Amt als auswärtiger Minister tragen zu können. Der Satz des Ungehorsams kann genauer gefaßt werden; aber es ist schwer, den Begriff so zu fassen, daß er in juristischem Geschmack erscheint und in die juristische Fassade paßt. Der Ungehorsam, der zufällig stattfindet oder aus Trägheit, ist mitunter recht strafbar; eine Schildwache, die einschläft, ist ja auch recht strafbar; aber ich meine das eigentlich nicht, das liegt auf einem andern Gebiete. Nehmen Sie z. B. an, daß jemand, der den Auftrag hat, jedermann, mit dem er Gelegenheit hat, darüber zu sprechen, zu erklären, daß wir den Frieden für vollständig gesichert halten, daß wir unsrerseits entschlossen sind, ihn aufrecht zu erhalten, — daß diese betreffende amtliche Persönlichkeit, darüber

*) Man wolle sich erinnern, daß gerade zu dieser Zeit der Prozeß Arnim schwebte.

wirklich und von kompetentester Seite interpelliert, darauf mit schweigendem Achselzucken antworten würde, vielleicht mit Hinweisung auf die Unberechenbarkeit der Entschließungen des Kanzlers (Heiterkeit), dann ist vielleicht der Landesverrat in dem Achselzucken noch nicht zu finden, sondern ein Ungehorsam gegen die Ausführung der Instruktion, daß der Betreffende überall sagen sollte: „ich halte den Frieden für vollständig gesichert, und meine Regierung ist die letzte, die daran denken möchte, ihn zu stören.“ Nehmen Sie an, daß jemand eine Instruktion bekommt, von der einigermaßen wichtige Verhältnisse abhängen, daß er diese Instruktion einfach in der Tasche behält, eine Instruktion, die er, wenn sie von dem telegraphischen Befehl: „in 24 Stunden auszuführen“ begleitet ist, sofort und vollständig ausführen muß; .... unter allerhand Vorwänden bleibt sie aber unausgeführt, und die Wiederkehr des Vertrauens, die Wiederkehr der Sicherung des Friedens bleibt in der Tasche, und die Gerüchte, daß der Friede nicht gesichert sei, das Mißtrauen steigen. Das sind Verhältnisse, wo ich auch nichts andres nachweisen kann als einen Ungehorsam, wogegen ich aber unbedingt gesichert sein muß. — Ferner, wenn jemand es unternimmt, seinen Vorgesetzten unwahre Angaben zu machen, oder durch Mißbrauch seiner amtlichen Stellung andre zu täuschen, so paßt das schon für den Fall, den ich anführte, daß jemand aus Gründen, die ich weiter nicht in Erwägung ziehe, den ihm zustehenden Einfluß in der Presse und im gesellschaftlichen Verkehr mit gewissen Personen dazu benutzt, da zu beunruhigen, wo er den Auftrag hatte zu beruhigen, darin liegt eine Täuschung, — also z. B. wenn jemand, der aufgefordert wird, auf Allerhöchsten Befehl über bestimmte Thatsachen

zu berichten, eine einfach von ihm erfundene Unwahrheit meldet, z. B. jemanden, den er namentlich benennt, als den Verfasser eines Artikels verdächtigt, welchen Artikel der Berichterstatter aber selbst geschrieben und selbst an ein Journal auf die Post gegeben hat. Das alles sind Dinge, von denen ich nicht weiß, ob sie nach dem Strafgesetzbuch strafbar sind; aber ich kann mit solchen Unwahrheiten und Unfolgsamkeiten — und mit denen, die die Amtsverschwiegenheit und die Dienstgeheimnisse verletzen — nicht auskommen.

Die Disziplinarstrafe ist vollständig unzureichend, namentlich in einem Dienst, in dem sehr wohlhabende und mitunter sehr ehrgeizige Leute sich befinden. Das äußerste Ergebnis einer Disziplinarstrafe ist die Dienstentlassung. Die Dienstentlassung kann einem unter Umständen vollständig gleichgültig sein, kann einen unter Umständen in die Lage bringen, daß er sich in die Rüstung des politischen Märtyrertums hüllen kann und für seine weiteren Pläne dann einen gewissen Vorteil zieht; kurz, es ist das keine Strafe, die abschreckt.

Die Nummer 4 gebe*) ich Ihnen preis; das ist eine Fassung, die unter dem Eindruck gewisser einzelner Fälle sich gebildet hat, das hat weiter keine Bedeutung. Aber ich erkläre, daß, wenn ich verantwortlich bleiben soll für die Erfolge unsres Auswärtigen Amtes, wie ich es bisher gewesen bin, ich mich mit der bloßen Disziplinarbefugnis nicht begnügen kann, und daß ich darin einer Stärkung bedarf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Artikel des Strafrechts, wenn er zu einem solchen wird,

*) Dieselbe handelte speziell von der Aufbewahrung amtlicher Schriftstücke.

niemals zur Anwendung kommt, sondern sein Vorhandensein wird genügen, um den unbedingten Gehorsam zu erzeugen, den ich durch die bloße Unannehmlichkeit einer Disziplinaruntersuchung, deren Einleitung von mir allein nicht einmal abhängt, nicht erzwingen kann, dessen ich aber bedarf. Ich bedaure, daß Redner, Fraktionsbeschlüsse und die Presse über diese Sache abgeurteilt haben, ohne mich gehört zu haben, ohne mich, der ich, wie ich glaube, sonst nicht übertriebene Ansprüche zu meiner Unterstützung an die Reichsvertretung gestellt habe, auch nur in die Lage zu bringen, mich zu äußern; ehe ich in der Lage gewesen bin, dies zu thun, werde ich in einem belehrenden, schulmeisterlichen Ton in der Presse darüber zurechtgewiesen, daß ich über diese Dinge kein Urteil habe. Paßt es Ihnen nicht in die juristische Fassade, so paßt es mir nicht in die Möglichkeit, die auswärtigen Geschäfte zu führen, wenn das Gegenteil von dem geschieht, was beantragt ist, das heißt, wenn ich gar keine Hilfe, keine Verschärfung der nicht ausreichenden Disziplinarbestimmungen bekomme. Das Maß ist ja diskutierbar; das Strafmaß braucht nicht einmal erheblich zu sein, für mich kommt es nur darauf an, daß ich außer der Disziplinargewalt die Berufung auf das richterliche Strafverfahren habe. Ich verlange ja selbst nicht einmal — man könnte sich mit Ordnungsstrafen helfen, die haben aber doch sehr ihre Beschränkung, sind für einen reichen Mann auch gleichgültig — ich verlange nicht einmal das Recht eines militärischen Vorgesetzten, der selbst Ankläger, Zeuge und Richter in eigner Sache ist, sondern ich verlange nur, daß dem Träger der allerwichtigsten Interessen des Reiches, der auswärtigen Beziehungen, das Recht gewährt wird, da, wo seine berechtigte Autorität in einer

Weise, die für das Ganze Gefahr hat, verletzt und in Frage gestellt wird, die Möglichkeit gewährt werde, sich an den Richter zu wenden und dessen unparteiische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Die Möglichkeit, daß dies geschehen kann, wird meines Erachtens genügen, um den Zweck zu erreichen. Ich werde wahrscheinlich nicht, wenn ich oder mein Nachfolger einen solchen Paragraphen hätte, in die Lage kommen, davon Gebrauch zu machen; ich kann es wenigstens nicht wünschen, und bei der hohen Stellung, der Erziehung und der patriotischen Gesinnung unsrer Vertreter im Auslande ist es undenkbar; daß aber auch das Nichtdenkbare geschehen kann, das haben uns doch die Ergebnisse dieses Jahres*) gezeigt.

---

3. Schutz der Deutschen im Auslande.

14. Dezember 1875.

In der zweiten Beratung der Strafgesetznovelle in der 27. Sitzung am 14. Dezember kamen die Paragraphen 4 und 5 zur Verhandlung, von denen der erstere lautet:

„Nach den Strafgesetzen des Deutschen Reiches kann verfolgt werden:

1) ein Ausländer, welcher im Auslande eine hochverräterische Handlung gegen das Deutsche Reich oder einen Bundesstaat, ein Münzverbrechen, oder gegen einen Deutschen eine Handlung begangen hat, die nach den Gesetzen des Deutschen Reichs als Verbrechen oder Vergehen anzusehen ist,
2) ein Deutscher, welcher im Auslande eine Handlung begangen hat, die nach den Gesetzen des Deutschen Reichs als Verbrechen oder Vergehen anzusehen ist.

Die Verfolgung ist auch zulässig, wenn der Thäter bei Begehung der Handlung noch nicht Deutscher war."

---

*) Die Verhaftung und der Prozeß des Grafen Arnim.

Nachdem der Kommissarius des Bundesrats, Geh. Rat v. Amsberg die rein juristische Seite der Sache dargelegt hatte, ergriff der Reichskanzler das Wort:

Ich habe ursprünglich gerade an der Annahme dieser Paragraphen nicht den mindesten Zweifel gehegt, indem durch dieselben keine Art bestehender politischer Rechte gekränkt oder beschränkt werden, auch keine Art Parteiinteressen sich daran knüpfen können. Der Umstand, daß über eine so wichtige Materie weder sich ein Redner gemeldet, noch dieselbe Anlaß zu einem Amendement gegeben hat, erregt in mir aber allerdings die Besorgnis, daß es die Absicht sei, darüber stillschweigend hinwegzugehen. Ich würde dies mit Rücksicht auf die Verantwortlichkeit, die mir als Vorsteher des Auswärtigen Amts für den Schutz der Deutschen im Auslande obliegt, im höchsten Grade beklagen; ich würde aber dann eben nicht aus eigner Schuld, sondern durch die Ablehnung des Reichstages in die Lage gebracht werden, den Schutz in keinem weiteren Maße zu gewähren, als er bisher bei der, wie ich glaube, unvollkommenen Situation des Strafgesetzbuches geleistet wird; ich würde meinerseits der Verantwortlichkeit für diesen Zustand der Dinge enthoben sein. Die verbündeten Regierungen haben, indem sie diese sehr wichtigen und für das Ansehen des Reiches und seiner Angehörigen im Auslande bedeutsamen Paragraphen Ihnen vorlegten, eben nur ihrer Verantwortlichkeit zu genügen geglaubt.

Der Herr Vorredner hat ja die juristische Seite der Sache im wesentlichen erörtert; erlauben Sie mir, noch mit einigen Beispielen ganz aus der neuesten Zeit sie zu belegen. Sie bedürfen, um die Zweckmäßigkeit dieses Gesetzes zu beurteilen, gar nicht der Supposition, daß ein Deutscher etwa in wüsten uncivilisierten Ländern, da,

wo die Strafgerechtigkeit überhaupt nicht hinreicht, von Fremden nicht nur verletzt, sondern ermordet wird. Sie haben in recht civilisierten Ländern schon Beispiele gehabt, daß gerade in diesen ein Mord faktisch als straflos behandelt wurde, sobald er nur an einem Deutschen verübt war. Sie haben bei Aufständen in civilisierten Ländern, wie in Spanien, gefunden, daß Deutsche, die, sei es durch Sturm dorthin verschlagen, sei es als inostensive Reisende dort sich aufhielten, nicht nur gewaltthätig behandelt, sondern in angeblichen Rechtsformen umgebracht sind. Ich erinnere nur an den Hauptmann Schmidt*); ich könnte ähnliche Fälle noch namhaft machen, die minder flagrant sind, die aber häufiger vorkommen. Ist es nun für die Sicherheit, mit der der Deutsche sich im Auslande bewegt, nicht doch von Nutzen, nicht doch eine wesentliche Verbesserung, daß, im Falle ein Verbrechen an ihm verübt wird, dem Verbrecher doch wenigstens der ruhige Aufenthalt, der ungestrafte Aufenthalt in Deutschland nicht gestattet sei? Die Mörder der Leute, auf die ich anspiele, würden sich unter dem Schutz der deutschen Gesetze ruhig bei uns aufhalten können; ja sie würden den hinterbliebenen Angehörigen von Opfern ihrer Verbrechen harmlos oder mit Hohn die Erzählung davon machen können; sie würden bei uns unantastbar sein. Für mein Gefühl, für meine Wünsche, die ich habe, dem Mitbürger, jedem Mitbürger im Auslande gegen Verbrechen den Schutz in so vollem Maße zu gewähren, wie das Deutsche Reich ihn irgend leisten kann, kann ich nicht

---

*) Der Kriegskorrespondent, preußischer Artilleriehauptmann a. D. A. Schmidt, wurde im Juni 1874 von den Karlisten gefangen genommen und völkerrechtswidrig erschossen. Vgl. Bd. VII, S. 198.

leugnen, hat dieser Zustand etwas Verletzendes, und Sie werden es mir nicht als eine eigensinnige Hartnäckigkeit auslegen, wenn ich an dem Satze festhalte und wenn ich eine etwaige Ablehnung, die ich immer noch nicht befürchten will, nur als ein Ergebnis eines Mangels an Zeit, in der Ueberhastung der Beratung (Sehr wahr!), in welche uns die meines Erachtens sehr üble Zeit der Zusammenberufung des Reichstags gebracht hat (Hört!), — daß ich es lediglich dem Mangel an Zeit zuschreiben würde, wenn Sie dieser wichtigen Materie nicht näher treten wollten. Ich bin aber bisher überzeugt, daß der Mangel an eingeschriebenen Rednern gegen oder für das Gesetz nur darin seinen Grund haben wird, daß der Annahme dieses Vorschlags von keiner Seite etwas entgegensteht.

Der Abgeordnete Lasker meinte, wenn, wie es scheine, die Regierung die Absicht hege, den Reichstag vor Weihnachten zu schließen, so mangele es an Zeit zu einer gründlichen Beratung dieser schwierigen Fragen; auch sei seine Ansicht die, daß dieselben durch Spezialgesetze, nicht im Rahmen des Strafgesetzbuches, zu erledigen seien. Der Kanzler erwiderte darauf:

Ich möchte doch die verbündeten Regierungen auf den Weg der Spezialgesetzgebung in dieser ganz generellen und prinzipiellen Frage nicht gern verweisen lassen; ich verstehe nicht, in welcher Gestalt die Spezialgesetzgebung gleich der für die Polynesier*), die, wie es scheint, wirksamer geschützt werden sollen, als die Deutschen im Auslande, auf diese generelle und wichtige Frage Anwendung finden könnte. Mir scheint es ein Gebot der Würde zu

*) Der Abgeordnete Lasker hatte die polynesischen Arbeiter angeführt, zu deren Schutz der Bundesrat ein besonderes Gesetz eingebracht hatte.

sein, daß der Deutsche dem Ausländer gegenüber bezüglich aller derjenigen Handlungen ebenfalls geschützt werde, gegen die er aus unsern Gesetzen geschützt ist, wenn sie ihm gegenüber von Landsleuten geübt werden. Warum soll der Ausländer mehr Freiheit haben, sich an einem Deutschen zu versündigen, als der Inländer, sobald wir nur den Ausländer in den Bereich unsrer Gesetzgebung bringen können?

Der Herr Abgeordnete, der vor mir sprach, hat Gewicht darauf gelegt, daß seiner Ansicht nach die Strafbarkeit des Ausländers nicht richtig bemessen werden könne. Das ist wieder eine wissenschaftliche Ansicht, und ich fürchte, wir kommen vor lauter Wissenschaftlichkeit nicht zum Schutze unsrer Landsleute. Mir liegt gar nichts an der Strafe des Verbrechers, sondern mir liegt, wenn ich im Namen des Auswärtigen Amts spreche, daran, den Schutz des Deutschen im Auslande so hoch zu steigern dem Ausländer gegenüber, wie wir irgend können; und daß die Herren, die mit dem Herrn Vorredner stimmen, das nicht wollen, ja das habe ich aus der Rede klar ersehen, denn die Gründe, die er dagegen angeführt hat, sind viel zu weitgehend und umfassend, um uns lediglich angebrachtermaßen abzuweisen. Einmal werden wir auf die Spezialgesetzgebung verwiesen, dann aber auf das Generelle der allgemeinen Revision des ganzen Strafgesetzes. Das ist ja nur eine Form der Ablehnung, indem man uns nicht prinzipiell, sondern angebrachtermaßen abweist, und die leider zu häufig angebrachte Form, in der das Beste des Guten Feind ist, daß man sagt, ich würde wohl der Revision zustimmen, wenn sie recht umfassend wäre, aber das einzelne kann ich nicht herausgreifen.

Den Einwand der Eile, wenn wir nach Weihnachten

nicht wieder zusammenkommen sollten, was ich bei der jetzigen Lage der Sache doch kaum vermeidlich halte, muß ich hinnehmen; aber ich wiederhole — ich hörte vorhin eine Art vorwurfsvollen Ton aus der Zentrumsgegend, wie ich dies erwähnte –: die Uebereilung ist nicht Schuld der verbündeten Regierungen, sie ist Schuld der augenblicklichen Lage der Verfassung, nach der unser Budgetjahr zum 1. Januar anfängt. Wir müssen infolgedessen den Reichstag so berufen, daß er das Budget vor Ende des Jahres beschließen kann, und wir müssen dazu den Bundesrat noch ein paar Monate früher berufen als den Reichstag. Die Vorgänge dieses Jahres werden schon den Eindruck gemacht haben, daß der Bundesrat noch früher oder der Reichstag etwas später hätte berufen werden sollen. Im ersteren Falle würden wir in der Lage gewesen sein, die kurze Erholung, die den Herren in ministerieller Situation von den aufreibenden Friktionen des Jahres gegönnt ist, noch zu verkürzen. Die Herren haben zum Bundesrat vor dem Reichstag berufen werden müssen und sind in den Bädern und auf den Erholungsreisen nur mit Anstrengung zusammenzubringen gewesen, und nichtsdestoweniger war die Zeit zu kurz. Hätten wir aber den Reichstag später berufen, um dem Bundesrat Zeit zu lassen, dann würde die Zeit, die wir hier jetzt schon zu kurz finden, ja noch kürzer gewesen sein, oder man muß sich ein für allemal der Unannehmlichkeit aussetzen, daß man früh beruft und dennoch nach Weihnachten wieder anfängt, oder daß man zwei Sessionen im Jahre hat, eine Herbstsession und eine Frühjahrssession, was doch noch eine größere Belästigung der Mitglieder des Reichstages sein würde.

Diese Erörterung gehört ja nicht in diese Diskussion;

aber ich bin genötigt, sie zur Entschuldigung der Notlage, in der wir sind, anzuführen. Wir müssen vor Ablauf des Jahres berufen, und erst wenn Sie uns einmal eine Bewilligung auf fünf Vierteljahre geben werden oder eine sonstige Form, über den Verfalltag des Budgets hinwegzukommen, erst dann werden wir in der Lage sein, oder der Kaiser wird erst dann in der Lage sein, seine Prärogation der Berufung des Reichstages auszuüben zu einer Zeit, wo es für alle bequemer und mehr Zeit zur Beratung ernster tiefgehender Fragen vorhanden ist.

Endlich bemerkte der Reichskanzler noch dem Abgeordneten Bamberger gegenüber auf dessen Frage: „Haben wir denn die Mörder des Kapitän Schmidt je in Deutschland gehabt?":

Ich möchte nur thatsächlich erwähnen, daß der Fall, daß Mitschuldige an einem im Auslande verübten Morde von Deutschen im Bereich unsrer Justiz gewesen sind und nicht bestraft werden konnten, thatsächlich vorgekommen ist.

Der Paragraph 4 wurde abgelehnt.

---

4. Die Dringlichkeit des Beamtenschutzes.

14. Dezember 1875.

In derselben 27. Sitzung kamen die Paragraphen 113, 114 und 117 zur zweiten Beratung, welche die Strafen für Widersetzlichkeit gegen Beamte u. s. w. festsetzten. Die Abgeordneten Stenglin und Struckmann beantragten dabei überall die Zulässigkeit der Annahme mildernder Umstände. Nachdem der Justizminister Dr. Leonhardt sich dahin ausgesprochen hatte, daß die verbündeten Regierungen gegen diese Amendements nichts einzuwenden hätten, erklärte Fürst Bismarck:

Ich möchte nur die Erläuterung hinzufügen, daß die verbündeten Regierungen das Bedürfnis in diesem Falle

für so dringlich halten, daß sie lieber eine Abschlagszahlung nehmen wollen als sich der Gefahr aussetzen, gar nichts zu bekommen. (Bravo!)

Die Paragraphen 113, 114, 117 wurden mit den mildernden Amendements angenommen.

---

5. Die Mißbräuche auf dem Gebiete der Presse.

9. Februar 1876.

In der 49. Sitzung des Reichstages am 9. Februar 1876 stand die in den vorangegangenen Reden erwähnte Revision des Strafgesetzbuches zur dritten Lesung. In der Spezialdiskussion gelangten die Paragraphen 1—129 rasch zur Erledigung. Die Paragraphen 130 und 131 des Regierungsentwurfs hatten gelautet:

§. 130. „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung gegeneinander öffentlich aufreizt, oder wer in gleicher Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigentums öffentlich durch Rede oder Schrift angreift, wird mit Gefängnis bestraft."

§. 131. „Wer dadurch, daß er erdichtete oder entstellte Thatsachen öffentlich behauptet oder verbreitet, desgleichen wer durch öffentliche Schmähungen oder Verhöhnungen Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit oder das Reich oder einen Bundesstaat selbst verächtlich zu machen sucht, wird mit Geldstrafe bis 600 Mark oder mit Gefängnis bestraft."

In der zweiten Lesung waren diese Paragraphen abgelehnt worden, und die Abgeordneten Lasker und Windthorst vertraten nun die Ansicht, dieselben dürften nicht wieder zum Gegenstand der Diskussion gemacht werden, da geschäftsordnungsmäßig die dritte Beratung nur auf Grund der Beschlüsse der zweiten erfolgen dürfe. Der Fürst Bismarck widersprach dieser Anschauung aufs lebhafteste:

Ich glaube, zu den zusammenzustellenden Beschlüssen werden doch auch die ablehnenden gehören, denn sie sind auch Beschlüsse, und zwar sehr einschneidende. Jedenfalls

ist die Praxis, die jetzt von dem Herrn Abgeordneten Lasker geltend gemacht wird, für die Mitglieder der Regierungsbank eine neue und unerwartete. Es geht daraus hervor: wenn die verbündeten Regierungen hinter einem Paragraphen stehen, so ist er mit zwei Lesungen definitiv abgelehnt, wenn aber ein einzelner Abgeordneter ihn wieder aufnimmt, so widerfährt ihm die Ehre einer dritten Lesung. Wenn wir das vorher wissen, und wenn das einmal feststeht, so wird die Möglichkeit sein, daß die verbündeten Regierungen unter Umständen wenigstens einen Abgeordneten finden werden, der den Paragraphen wieder aufnimmt. Es handelt sich lediglich um die Form, und ob man darauf vorbereitet ist oder nicht. Ich bin meinerseits nicht darauf vorbereitet gewesen, daß nur die Vorlagen der verbündeten Regierungen in zwei Lesungen abgelehnt und in dritter Lesung nicht mehr aufgenommen werden.

Der Abgeordnete Freiherr Nordeck zur Rabenau nahm hierauf die Paragraphen 130 und 131 in einem hinreichend unterstützten Antrage wieder auf und der Reichskanzler hielt nunmehr folgende Rede:

Ich habe nicht die Absicht, meine Herren, in der dritten Beratung den Versuch zu machen, auf Ihre beiden früheren Abstimmungen eine Einwirkung zu üben. Aber da ich den beiden ersten Beratungen krankheitshalber nicht beiwohnen konnte, so daß ich auch jetzt noch Ihre Nachsicht wegen zurückbleibender Mattigkeit in Anspruch zu nehmen habe, so entnehme ich aus der ziemlich einstimmigen Verwerfung dieser und andrer Paragraphen eine gewisse Verpflichtung der verbündeten Regierungen und meiner, namentlich gegenüber einem so einstimmigen Verwerfen, die Motive einigermaßen zu rechtfertigen, die

die verbündeten Regierungen überhaupt dahin gebracht haben, derartige Anträge zu stellen, ohne daß sie in dieser Sitzung auf eine Annahme sich wesentlich Hoffnungen machten.

Ich bin dabei nicht der Ansicht, wie ein verehrtes Mitglied der Fortschrittspartei*), das bei Gelegenheit der ersten Beratung ausgesprochen hat, daß verantwortliche Minister überhaupt Anträge nicht einbringen dürften, deren Annahme sie nicht voraussähen. Einmal ist das unmöglich, und fehlt uns die Prophetengabe; dann aber ist, wie ich glaube, mit Proklamierung eines solchen Prinzips der monarchische Boden verlassen und der der republikanischen Selbstregierung der gesetzgebenden Versammlung betreten. (Hört!) Ich würde dann, wenn ich diesen Satz annehmen müßte, nicht mehr Minister des Kaisers sein, sondern Minister der Versammlung. (Sehr richtig!) Es ist das eben ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der republikanischen und monarchischen Verfassung, in der wir im Reiche leben. Ich vindiziere uns das Recht, auch solche Anträge einzubringen, von denen wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß sie verworfen werden, um eine Diskussion darüber anzuregen in diesen Räumen und im Lande, eine Diskussion, die, wie ich schon früher bemerkte, sich jahrelang hinziehen kann, — und um unter Umständen von einem Reichstage an einen andern zu appellieren, bis etwa die Ueberzeugung in der Regierung sich ändert.

---

*) Der Abgeordnete Hänel äußerte bei der ersten Beratung am 3. Dezember 1875: „Ein Staatsmann, der verantwortliche Beamte eines Reiches, verantwortlich gegenüber dem Parlament, ist verpflichtet, niemals Vorlagen zu machen, von denen er wissen muß, daß die Majorität des Hauses ihm niemals zur Seite stehen wird."

Ich fühle mich danach verpflichtet, Ihnen darzulegen, wie die Schäden, denen wir abhelfen wollten, sich aus der ministeriellen Perspektive darstellen, und warum wir Abhilfe erstreben. Vielleicht finden wir dabei auch Mittel, die zur Abhilfe dieser Schäden außerhalb dieses Saales dienen können, und die anzuwenden jeder von uns in der Lage ist, ohne daß es dazu eines Aktes der Gesetzgebung bedarf.

Es handelt sich um verschiedene Mißbräuche und verschiedene Vergehen, die durch die Presse begangen werden können. Im wesentlichen kommt es mir augenblicklich darauf an, die Schäden näher zu berühren, die durch Verbreitung erdichteter und entstellter Thatsachen unsrem Gemeinwesen zugefügt werden. Ich erwähne in erster Linie dabei die auswärtigen Verhältnisse, die Entstellung der Sachlage in Bezug auf Krieg und Frieden. Lassen Sie mich mit kurzen Worten die Kriegslügen nennen, die seit zwölf Jahren, ja seit länger, die ängstlichen Gemüter verwirrt und nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, daß die Geschäfte so darniederliegen, wie es der Fall ist, — nicht weil durch solche Zeitungsartikel Krieg wirklich herbeigeführt wird, sondern weil die Leichtgläubigkeit der Leser und die Furcht derer, die verlieren könnten, so groß ist, daß sie daran glauben, und daß diese permanente Kriegslüge auf das Geschäftsleben wesentlichen Eindruck macht.

Wie alt diese Lüge ist, ist mir zufällig an einem Blatte aufgefallen, — es ist das ein belgisches Blatt, das im Jahre 1863 erschienen ist. Da wird gesagt:

„On se dit à l'oreille à Berlin que l'hiver de 1863 verra éclore une nouvelle quadruple-alliance. La Prusse, la France, l'Italie et la Suède en seraient

les membres. On obtiendrait l'adhésion du Danemarc en lui abandonnant définitivement le Sleswig et le Holstein. La Suède recevrait la Finlande; la Pologne rentrerait dans les limites de 1770, — eine Jahreszahl, die geschichtlich ungenau ist —; l'Italie aurait Venise; la France, Mayence, Cologne, et peut-être Bruxelles. Enfin, la Prusse absorberait toute l'Allemagne, voir même la Hollande*)."

Da finden wir also den ersten Ursprung all dieser Hetzereien in Bezug auf das uns sehr befreundete und durch beiderseitig friedliche Gesinnungen geschützte Holland. In vielen Blättern hat sich diese Lüge durch viele Jahrgänge hindurchgezogen. Dabei ist es nicht geblieben. Sie wissen, daß bald darauf nach dem Frieden mit Oesterreich der französische Kriegslärm folgte, ein Krieg, der schließlich doch durch uns nicht begonnen wurde, und wir seitdem nun ununterbrochen verdächtigt worden sind. Soviel ich mich erinnere, hieß es im Jahre 1871, wir würden nun die Ostseeprovinzen von Rußland erobern wollen; es waren vorzugsweise polnische Blätter, die ja jederzeit gern in der Aussicht schwelgen, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland ausbrechen werde. Dann kamen die Verleumdungen, als dächten wir an einen Krieg gegen

---

*) „Man raunt sich in Berlin ins Ohr, daß der Winter 1863 eine neue Quadrupelallianz entstehen sehen wird. Preußen, Frankreich, Italien und Schweden würden die Mitglieder derselben sein. Man würde den Beitritt Dänemarks erwirken, indem man ihm Schleswig und Holstein definitiv überließe. Schweden würde Finnland erhalten und Polen in die Grenzen von 1770 (1772) zurückkehren. Italien erhielte Venedig, Frankreich Mainz, Köln und vielleicht Brüssel. Preußen endlich würde ganz Deutschland und möglicherweise sogar Holland aufsaugen."

Oesterreich; und dann kam bis zum Kulminationspunkt im vorigen Frühjahr dieser Kriegslärm auf Grund einiger Zeitungsartikel, welche ein das Wunderliche noch überschreitendes Maß von Leichtgläubigkeit gefunden haben.

Daß bei allen solchen Entstellungen der Wahrheit das Wort „offiziöse Zeitung“ eine große Rolle spielt und wesentlich gemißbraucht wird, das hat mich namentlich veranlaßt, Wert darauf zu legen, bei dieser Gelegenheit das Wort zu ergreifen und über diesen Schwindel, der mit dem Worte offiziös getrieben wird, meine offene Verurteilung auszusprechen.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß jeder Regierung, besonders in einem großen Reiche, die Unterstützung der Presse, die Vertretung ihrer Interessen und Wünsche in der Presse auch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik wünschenswert sein muß. Es ist deshalb wohl natürlich, wenn die Regierungen sich für solche Dinge, die sie nicht gerade in ihrem amtlichen Moniteur sagen wollen, in irgend einem befreundeten Blatte soviel weißes Papier reservieren, wie sie brauchen, um gelegentlich ihre Meinung zu äußern. Als solches Blatt war früher die Norddeutsche Allgemeine Zeitung der Regierung von ihren Eigentümern, aus reiner Ueberzeugung, ohne Geldunterstützung — die Eigentümer waren ihrerseits wohlhabende Anhänger der Regierungspolitik — in freundlicher Weise zur Disposition gestellt. Die Regierung hat das Anerbieten benutzt; die Zeitung hat vielleicht auch Vorteil gehabt von dieser Anlehnung — aber wie macht sich nun eine solche Benutzung? Die meisten Leute nehmen an, daß alle Artikel, die in einem solchen Blatte stehen, gewissermaßen von dem Minister selbst geschrieben, wenigstens von ihm durchgelesen werden,

so daß er für jeden Wortlaut verantwortlich gemacht werden kann; und darin liegt eben die Gefahr, die mich zuletzt nötigte, auf die Annehmlichkeiten, die es hat, seine Meinung in der Presse außeramtlich zu vertreten, absolut zu verzichten. Es kam in der Zeit, wo diese Verbindung noch bestand, vielleicht durchschnittlich in der Woche einmal, manchmal zweimal, manchmal auch öfter vor, daß ich das Bedürfnis hatte, irgend eine Meinung ausgesprochen zu sehen, irgend eine Nachricht mitzuteilen. Wie ist dabei der Geschäftsgang? Der Minister hat einen vortragenden Rat, dem er den Auftrag gibt: Bitte, seien Sie so gut und schreiben Sie oder lassen Sie schreiben einen Artikel, einen Bericht. Ist die Sache sehr wichtig, oder man hat ausnahmsweise wenig zu thun, so sieht man ihn wohl durch; sehr selten kommt es vor, daß man ihn selbst redigiert, und ich glaube, mit einigem guten Willen wären die von mir redigierten Berichte wohl kenntlich gewesen. Das kam aber sehr selten vor. Nun entspinnt sich denn eine Verbindung zwischen den Organen des Ministeriums und dem Blatte; es werden auf Grund derselben auch andre Nachrichten mitgeteilt, die gerade nicht auf Auftrag des Ministers mitgeteilt werden, aber mitgeteilt werden dürfen und können. Das muß notwendigerweise dem Ermessen der einzelnen Geschäftsmänner einigermaßen überlassen werden. Daß nun aber der Minister für die gesamte Arbeit seines Rats, wenn er auch ein erhebliches Vertrauen zu ihm hat, daß er die Sache so fassen werde, wie es wünschenswert ist, verantwortlich gemacht werden kann, das ist schon sehr schwierig. Aber das reicht ja nicht; es kann in einem solche Mitteilungen enthaltenden Blatte stehen, was da will, was die Redaktion als Lückenbüßer hineinsetzt, —

der Rat schreibt ja auch nicht alles selbst, sondern zu ihm kommen Zeitungskorrespondenten, er steht auch selten mit der Redaktion in Verbindung — es kommt der Korrespondent zu ihm und bringt ihm den Artikel zur Durchsicht — vielleicht auch nicht; selten geht er selbst hin; — aber sowie das Blatt einen offiziösen Ruf mit Recht hat, so heißt es von allem, was darin steht, auch von allem, was in andern Blättern steht, die nur ein einziges Mal ein communiqué erhalten haben: „ein Blatt, welches den Regierungskreisen näher steht", — „ein Blatt, welches bekanntlich amtliche Mitteilungen erhält", — und in französischen Zeitungen einfach: „la feuille de M. de Bismarck"; — da ist es so gut, als wenn es im Staatsanzeiger gestanden hat. Nun sind die Nachteile, wenn aus Irrtum oder noch öfter aus bösem Willen, ohne irgend einen andern Zweck, als die amtliche Politik zu schädigen, Nachrichten als offiziös bezeichnet werden, die es gar nicht sind, sehr erheblich. Sehr oft ist es auch nur die Absicht des Zeitungsschreibers, seiner Meinung ein Relief dadurch zu geben, daß er Nachrichten, die er bekämpft, als offiziös bezeichnet, — sonst würde das lesende Publikum gar nicht begreifen, warum der Mann das schreibt, oder er würde wenigstens keine Kompetenz haben, gegen eine erfundene Behauptung zu schreiben; sowie er aber die zu widerlegende Behauptung als offiziös aufstellt, so tritt er dem Reichskanzler persönlich gegenüber und macht seine Darlegung damit wichtig. Es hat keine Dummheit gegeben, die man mir auf diese Weise nicht imputiert hat (Heiterkeit), — durch das einfache Wort „offiziös"; und deshalb ergreife ich diese Gelegenheit, um auf das bestimmteste zu erklären, daß es kein offiziöses Blatt des Auswärtigen Amts gibt, auch keine

offiziöse Mitteilungen und Artikel an irgend ein Blatt ergehen, und daß ich jedem, der irgend etwas als offiziös vom Auswärtigen Amte ausgehend bezeichnet, von Hause aus erkläre, er verbreitet „erdichtete oder entstellte Thatsachen“, er sagt die Unwahrheit, und, wenn ich mich hart ausdrücken will, er sucht eine Lüge in Kurs zu setzen. Jeder, der Artikel „offiziöse“ des Auswärtigen Ministeriums nennt, der muß sich nach dieser meiner Erklärung bewußt sein, daß er lügt; es gibt kein offiziöses Blatt für mich. Ich bin der Unbilden und der Mißbräuche, die seit Jahr und Tag damit getrieben worden sind, müde geworden. Es ist für mich, ich gebe es zu, sehr unbequem, daß ich nur im Staatsanzeiger, unter Umständen in einem anerkannt offiziösen und offiziös bleibenden Blatte, der Provinzialkorrespondenz*), eine Meinung zur öffentlichen Kenntnis bringen kann, indessen bin ich da wenigstens sicher, daß keine andern Kuckuckseier mir daneben gelegt werden (Heiterkeit) und ich da nur für das verantwortlich gemacht werde, was entweder ich oder einer meiner Kollegen wirklich zu vertreten haben. Dieser Beisatz „offiziös“ und diese Verdächtigungen irgend eines Blattes, je nachdem man es gerade braucht, als eines „subventionierten“ durch das Wort „Reptilie“ ist ja eine wirksame Hilfe in der publizistischen Diskussion. Das Wort Reptilie, Reptilienvater, Reptilienpresse in der Meinung, wie es gebraucht wird, kommt mir immer vor, als wenn Leute, die mit dem Gesetz in Konflikt treten, auf die Polizei schimpfen und sie Diebsjäger und dergleichen nennen. Reptilie — wie entstand das Wort**)?

*) Die Regierung hat dieselbe bekanntlich vor einigen Jahren eingehen lassen.

**) Vgl. Band IV., Seite 381.

Unter Reptilien verstanden wir die Leute, die in Höhlen — bildlich gedacht — kurz und gut in verwegener Weise intriguieren gegen die Sicherheit des Staats, und man hat das nun umgedreht und nennt jetzt Reptile diejenigen, die das aufzudecken streben. Mit diesem Sprachgebrauch will ich nicht rechten. Es ist ja ganz einerlei; ich erkläre nur, daß es Reptile des Auswärtigen Amts in dem Sinne, wie Gegner den Ausdruck gebrauchen, absolut nicht gibt.

Es ist allerdings sehr leicht, einem Artikel einen offiziösen Anstrich zu geben, wenn er gewisse Mitteilungen enthält, von denen man sicher sagen kann, daß eine Zeitungsredaktion oder ein Zeitungskorrespondent sie in dieser Eigenschaft nicht hat erfahren können, da sie nur von amtlicher Stelle herrühren können; — wenn solche Mitteilungen in zwei, drei Zeitungen gleichzeitig erscheinen, dann ist es für jeden Unbefangenen, der das Geschäftsverhältnis nicht kennt, Beweis genug, daß man es hier mit einer „offiziösen“ Mitteilung zu thun hat. Das ist auch in gewissem Grade richtig, nur nicht offiziös in Bezug auf das Deutsche Reich, das sind offiziöse Mitteilungen von Korrespondenten andrer Regierungen, von fremden Diplomaten. Es ist ja für jede Gesandtschaft in jedem Lande eine Annehmlichkeit, wenn sich zu ihr ein Zeitungskorrespondent heranfindet, oder auch mehrere, und sagen: Wenn Sie etwas in der Presse zu vertreten haben, sagen Sie es mir; ich verlange kein Geld, aber wenn Sie mir ab und zu Nachrichten geben — ja diese Nachrichten werden dem Korrespondenten machmal von den Redaktionen teuer bezahlt und sind für ihn eigentlich Geld, und so ist es natürlich, daß sich ein Gewerbe ausbildet von Zeitungskorrespondenten, die, ohne daß ich sie

auch nur des mindesten Grades von Landesverrat beschuldigen wollte, durch ihr Gewerbe in Verbindung mit ausländischen Diplomaten geführt werden. Was in irgend einem diplomatischen Korps einer weiß, das wissen meistens auch die andern, indem auch da ein gewisser Austausch der Nachrichten, damit man sich gegenseitig die Berichte füllt, wohl stattfindet. Also ein solcher Korrespondent braucht nur mit einer Gesandtschaft in engerer Beziehung zu stehen, dieser ab und zu den Gefallen zu thun, eine Sache, die der Gesandtschaft am Herzen liegt, zu verfechten oder zu vertreten, natürlich so, wie es seiner politischen Ueberzeugung entspricht, so wird der Gesandte, insoweit er nicht mit Geldern ausgerüstet ist, oder solche nicht genommen werden, um seiner Regierung Dienste zu leisten, sehr gern dafür Nachrichten in den Kauf geben, die er verbreiten will, und so wird ein anscheinend offiziöser Artikel entstanden sein, wovon man sich sagt: der muß von der Regierung kommen, wer anders soll das wissen? sonst würde es auch nicht in drei, vier Zeitungen zugleich stehen, — während letzteres bloß daher rührt, daß ein gesuchter, geschickter Korrespondent, der diplomatische Verbindungen hat, sehr leicht von drei, vier oder mehr Zeitungen angewandt wird. — Das ist ihm ja auch zu gönnen, wenn nur die Nachrichten, die auf diese Weise verbreitet werden, immer richtig wären; denn der Gesandte sagt zu einem solchen Herrn niemals alles, was er weiß, sondern nur dasjenige, von dem er wünscht, daß es geglaubt und öffentlich bekannt werde, und so entsteht, zum Nachteil der Regierung, dieser offiziöse Schein.

Daß Entstellungen der Thatsachen in Bezug auf die Lage von Krieg und Frieden nachteilig auf Handel und Verkehr wirken, ist ja ganz klar, und ich schreibe einen

großen Teil der Stagnation in den Geschäften diesen Exzessen der Zeitungen zu. Aber die eigentliche Schuld liegt doch an der wunderbaren Leichtgläubigkeit und an der Sensationsbedürftigkeit der Leser. Namentlich die deutschen Leser mögen ernste, sachlich geschriebene, belehrende Artikel über innere Angelegenheiten, die uns doch zunächst interessieren, nicht lesen. Keiner liest die gern, und schreiben mögen die Redaktionen sie noch weniger gern, das erfordert Anstrengung und Arbeit. Deutsche Zeitungen sollen politische Unterhaltungslektüre sein, die man eben beim Schoppen gelegentlich verrichtet, und von der man eine anregende Unterhaltung, vor allen Dingen etwas Neues weit aus dem Auslande erwartet. Die übertriebene Ausdehnung der ausländischen Artikel und der leichtgläubige Hunger nach fremden diplomatischen Nachrichten entschuldigt die Zeitungsredaktionen, es ist der Fehler des lesenden Publikums. Unsre parlamentarischen Einrichtungen sind noch neu; hoffen wir, daß sie die Wirkung haben, das Interesse der deutschen Zeitungsleser mehr als bisher den innern deutschen Angelegenheiten zuzuwenden, daß wir namentlich in Telegrammen nicht mehr damit behelligt werden, was irgend ein französischer Deputierter in Carcassonne gesprochen hat, während es hier mehr von Interesse wäre, zu hören, was in Breslau oder Königsberg vorgekommen ist.

Die Zeitungen beschäftigen sich für meinen Geschmack .... ich kann keine finden für meinen Geschmack, die sich hinreichend mit inneren Angelegenheiten beschäftige, sie sind mit ausländischen überfüllt. Der Schaden, von dem ich rede, trifft die leichtgläubigen Leute an den Börsen, und das ist schlimm genug. Der Krieg aber wird durch Zeitungsartikel niemals herbei-

geführt. In neueren Zeiten ist durch Wortstreitigkeiten wohl schwerlich je ein Krieg entstanden, und selbst der französische Krieg von 1870, an dem scheinbar die Presse einen großen Anteil hatte, aber nur die Regierungspresse, ist ganz gewiß nicht von der Presse gemacht, sondern nur von der damaligen kaiserlichen Kamarilla. Er spukte schon 1867 vor, und die ganze Zeitungspresse an sich hätte es nie zum Kriege getrieben. Auf Zeitungsartikel hin führt kein Mensch Krieg, und wer für die Beängstigung der Börse im vorigen Frühjahr die Artikel einiger durchaus nicht offiziöser Blätter .... ich meine „die Post", um sie beim Namen zu nennen, für die ich habe meines Wissens niemals einen Artikel schreiben lassen, am allerwenigsten den, der „Krieg in Sicht" überschrieben war*), aber ich habe den Artikel nicht getadelt, denn ich finde, wenn man das Gefühl hat, daß in irgend einem Lande eine Minorität zum Kriege treibt, dann soll man recht laut schreien, damit die Majorität darauf aufmerksam wird; denn die Majorität hat gewöhnlich keine Neigung zum Kriege, der Krieg wird durch Minoritäten oder, in absoluten Staaten, durch Beherrscher oder Kabinette entzündet. Aber der ist ganz gewiß nicht des Krieges, der Brandlegung nicht verdächtig, der zuerst Feuer schreit. Wenn es wirklich einen Minister gäbe, der aus irgend einem gänzlich unbegründeten Zwecke zum Kriege drängen wollte, der würde es doch wahrlich ganz anders anfangen, als daß er zuerst in der Presse Lärm schlüge, — damit würde er nur die Löschmannschaft rufen; vor allen Dingen müßte er doch die Zustimmung

*) Der berühmte Leitartikel der „Post": „Ist der Krieg in Sicht?" erschien am 8. April 1875.

seines Souveräns zu gewinnen suchen. Ohne daß Seine Majestät der Kaiser mobil macht und Krieg erklärt, kann auch der geschickteste und das höchste Vertrauen genießende Minister bei uns — er mag so kriegerisch sein wollen, wie er will — nichts machen; er kann mit seinen kriegerischen Gelüsten ohne den Kaiser niemals aufkommen.

Dann kommt weiter hinzu, wenn nun Seine Majestät der Kaiser und sein Minister einig wären, einen Krieg zu führen — Seine Majestät der Kaiser — er hat Kriege führen müssen, er hat sie ungerne geführt, sich schwer dazu entschlossen, er hat großen Ruhm darin erkämpft — ist in einem Alter, wo man gewöhnlich nicht Händel sucht; also kein Mensch wird glauben, daß Seine Majestät der Kaiser kriegslustig ist. Solange er das aber nicht ist, so ist ja alles, was man von einem kriegslustigen Minister spricht, Windbeutelei (Heiterkeit) und bewußte Entstellung der Thatsachen, und alle Aengstlichkeit darüber eine affektierte, die nicht wirklich ist. Dann aber denken Sie sich, meine Herren, meine Lage, wenn ich vor einem Jahre hier vor Sie getreten wäre und hätte nun ähnlich wie anno 1870, wo wir von Frankreich angegriffen waren, Ihnen auseinandergesetzt: meine Herren, wir müssen Krieg führen, ich weiß Ihnen eigentlich einen ganz bestimmten Grund dafür nicht anzugeben, wir sind nicht angegriffen und nicht beleidigt, aber die Situation ist gefährlich, wir haben mehrere mächtige Armeen zu Nachbarn, die französische Armee reorganisiert sich in einer Weise, die in der That beunruhigend ist, ich verlange von Ihnen eine Anleihe von 200 Millionen Thalern oder 500 Millionen Mark, um zu rüsten. Würden Sie da nicht sehr geneigt gewesen sein, zunächst nach dem Arzte zu schicken (Heiterkeit),

um untersuchen zu lassen, wie ich dazu käme, daß ich nach meiner langen politischen Erfahrung die kolossale Dummheit begehen könnte, so vor Sie zu treten und zu sagen: es ist möglich, daß wir in einigen Jahren einmal angegriffen werden, damit wir dem nun zuvorkommen, fallen wir rasch über unsre Nachbarn her und hauen sie zusammen, ehe sie sich vollständig erholen, — gewissermaßen Selbstmord aus Besorgnis vor dem Tode, und das inmitten einer ganz behaglichen, ruhigen Stellung, wo kein Mensch gewußt hätte, was eigentlich für ein casus belli vorliegen könnte? Wenn Sie die Sache bei Licht besehen, so werden Sie sich ja überzeugen, daß es für einen Kanzler, der einsam verantwortlich ist, ein recht schweres Unternehmen sein würde, vor einer friedliebenden Bevölkerung — und das ist die deutsche in hohem Maße, solange sie nicht angegriffen wird — mit einer so unerwarteten Kriegszumutung zu erscheinen. Wir haben nichts zu erobern, nichts zu gewinnen, wir sind zufrieden mit dem, was wir haben, und es ist Verleumdung, wenn man uns irgend einer Eroberungssucht, einer Ausdehnungssucht beschuldigt. (Lebhafter Beifall.) Also vor eine friedliebende Bevölkerung hinzutreten und zu sagen: meine Herren, ich kann einer démangeaison nach Händeln nicht widerstehen, es muß Krieg geführt werden; — meine Entlassung, mein Rücktritt wäre die unvermeidliche Folge davon gewesen.

Es trat damals zu der öffentlichen Leichtgläubigkeit, die ich tadle, der entgegenzuwirken ich für unsre Aufgabe halte, es traten im vorigen Frühjahr noch Verhältnisse ein, die ich hier nicht näher auseinanderlegen will, der Umstand, daß einzelne Diplomaten aus trüben Quellen schöpften und wegen Mangel an Erfahrung überzeugt

waren, daß diese trüben Quellen reines Wasser lieferten, daß Saloneinwirkungen — Personen, die gesellschaftlich hoch genug gestellt waren, um mit politischen Kreisen in Berührung zu kommen, Ueberzeugungen aussprachen, die irrtümlich waren, weil eben diese Personen noch nicht eingeweiht genug waren, um ein politisches Urteil zu haben, vielleicht auch nicht unparteiisch genug, um das Deutsche Reich wohlwollend zu beurteilen; ich nenne keine Namen, aber ich könnte sie nennen. Es gibt ja hochgestellte Personen, die als politische Orakel gelten, ohne amtlich dazu berufen zu sein, Personen, die auch mit einem Anschein von Offiziosität und Glaubwürdigkeit korrespondieren, aber mit Unrecht. Nur Leichtgläubige bauen darauf. Ich habe früher keine Gelegenheit gehabt, mich über diesen Unsinn vom vorigen Jahre auszusprechen, und wenn ich mich jetzt darüber ausspreche, geschieht es gleichzeitig in der Absicht, die öffentliche Leichtgläubigkeit, die ich vorhin tadelte, auf ihre Hut zu setzen gegen politische Tendenzlügen und gegen die damit in Beziehung stehenden Baissiers an der Börse; es liegt leider zu häufig der Fall vor — wir könnten dem durch Untersuchungen über die betreffenden Telegramme nachspüren —, daß politische Telegramme künstlich ad hoc gemacht werden an Orten, wo man von der Sache nie etwas wußte, die dann an Reuter und Havas gehen, die Brutstätten aller Enten dieser Art, und als Telegramme von da zurückkommen, ganz aus der Luft gegriffen. Ich habe hier ein solches Beispiel von neuestem Datum; es ist davon die Rede in einer Depesche vom 8. Februar. Die Pariser Zeitungen erfinden für solche Nachrichten gewöhnlich eine deutsche Quelle, allgemein nur „la presse allemande“ oder „un journal prussien“, ohne es zu nennen. In

Frankreich und England liest ja niemand eine deutsche Zeitung; die wenigsten französischen und englischen Zeitungsredaktionen halten ein deutsches Blatt, oder können es lesen. Es ist also, wenn sie mit solcher Quellenbezeichnung in Frankreich oder England eine Nachricht mitteilen, nicht möglich, zu kontrollieren, ob es wirklich eine deutsche Zeitung gibt, die das gesagt hat. Von dem vorhin erwähnten Telegramm vom 8. Februar muß ich jedoch mit Achtung anerkennen, daß darin zum erstenmal die Schuld umlaufender Kriegsgerüchte nicht auf deutsche anonyme Quellen geschoben wird. Es heißt darin:

„In einer den Journalen mitgeteilten offiziellen Note werden die in Umlauf gesetzten Gerüchte über die angebliche Mobilisierung eines Armeekorps zur Ausführung großer Feldübungen als jeder Begründung entbehrend bezeichnet, und wird hinzugefügt, diese Gerüchte seien offenbar lediglich zu Spekulationszwecken verbreitet worden."

— Das ist bei den meisten der Fall; es sind aber nicht immer Börsenspekulationen, sondern oft auch politische Spekulationen. —

„Zugleich wird darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen Journale, die diese Gerüchte weiter verbreiten, der gerichtlichen Verfolgung unterliegen."

Ob das nicht auch bei uns wünschenswert wäre? Meine Herren, diese Frage ist Ihnen vorgelegt, Sie haben sie verneint; Sie werden wissen, warum Sie sie verneinen! Der Staat, das Reich, die Ruhe, der Frieden, den wir alle zu erhalten wünschen, ist ja ebensogut der Ihrige wie der unsrige. Wir Minister haben bei einem Kriege und bei einer Unruhe nicht mehr zu verlieren als jeder von Ihnen, als unsre Verwandten und Ihre Ver-

wandten und Familien; und Sie selbst bedürfen gerade desselben Schutzes und Friedens wie wir; es ist also kein verschiedenes Interesse dabei im Spiele. Wenn Sie sich nicht überzeugen können, daß die von den Regierungen wahrgenommenen Schäden stark genug sind, um ihnen Abhilfe zu geben: — gut, so wollen wir dieselbe Gefahr mit Ihnen bestehen; Sie sollen uns nicht vorwerfen, daß wir furchtsamer seien als Sie! Aber wir haben uns von der Verantwortlichkeit befreit, wenn die Verhältnisse nachteiliger werden, von der Verantwortlichkeit, die man der Regierung zuschieben könnte, daß sie den Beruf gehabt habe, die Initiative zu einer Verbesserung der Lage zu ergreifen. Einstweilen leiden unter erdichteten Thatsachen und Gerüchten die Geschäfte; die Geschäfte leiden aber auch unter einer andern Art von Presse, — ich möchte sie diejenige nennen, die im Dunkeln wirkt, nur bei dem Lichte einer Blendlaterne, gehalten von den Urhebern dieser Presse selbst. Das Journal, die Zeitung, das Wochenblatt, das von denen, die seine politische Leitung übernommen haben, einem Manne von wenig Mitteln und wenig Bildung behändigt wird, der keine Art von Kontrolle hat, die Irrtümer, ja dreisten Lügen, die ihm darin aufgebürdet werden, irgendwie zu bemessen — er hat nicht den Bildungsgrad, nicht die Zeit, daneben noch andres zu lesen — die Zeitung, die sich in solchen, in den ärmeren und unzufriedeneren Kreisen der Bevölkerung einnistet, die hat ein leichtes und sicheres Spiel, indem sie ohne Kontrolle den gemeinen Mann, der da glaubt und mit Recht glaubt, daß er in einer unangenehmen Lage ist, dahin bethört, daß er — mit Unrecht — glaubt, er könne durch weniger Arbeit und durch eine Anweisung auf das Vermögen seiner Mitbürger der eignen

Not dauernd abhelfen, daß es dauernd möglich wäre, mehr zu genießen und weniger zu arbeiten, als nach dem allgemeinen Angebot und Bedarf der Arbeitskräfte eben drin steckt. Auch diese Art von Presse hat uns wesentlich geschadet und uns zurückgebracht; die sozialistisch-demokratischen Umtriebe haben wesentlich mit dazu beigetragen, den geschäftlichen Druck, unter dem wir uns befinden, zu schaffen; sie haben ganz gewiß die deutsche Arbeit verteuert und vermindert, und ihr Produkt ist, daß der deutsche Arbeitstag nicht mehr das leistet, was der französische und der englische Arbeitstag leistet; der französische Arbeiter arbeitet an einem Tage mehr als der deutsche und geschickter; wir sind zurückgekommen in der Arbeit, und dadurch haben wir aufgehört, konkurrenzfähig zu sein. Daß wir zurückgekommen sind, schieben wir wesentlich den sozialistischen Umtrieben zu, welche die Leute auf unbestimmte, unrealisierbare Hoffnungen künftigen Glückes verweisen und sie dadurch von dem, was in dieser Welt allein sie erhält und trägt und ihnen möglichst viele Genußmittel verschaffen kann, von regelmäßiger, fleißiger Arbeit, die früher bei den Deutschen sprichwörtlich und eigentümlich war, abziehen; und deshalb klage ich die Führer der Sozialisten an, daß sie an der Not, in der sich der Arbeiterstand heutzutage befindet, wesentlich mit schuldig sind (lebhafte Zustimmung): sie haben die Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeit vermindert und unsre Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Fremden herabgedrückt. Sie, meine Herren, haben es abgelehnt, auch dagegen Hilfe zu gewähren. Aber Sie haben doch die Gefahr, die darin liegt, nicht verkannt; ich denke daher, Sie werden Ihrerseits nun auch darüber nachdenken, wie sich dem etwa Abhilfe schaffen läßt; sonst gehen wir einer Abhilfe

entgegen, die allerdings eine sehr schwere ist, nämlich der, daß wir bis zu einem gewissen Maße verarmen werden, bevor Besserung eintritt. Wenn diese Zustände fortwirken, dann wird das ihr Heilmittel sein, die Zuchtrute, die Gott über diese Exzesse verhängen wird. Aber sollten wir nicht das Unsrige thun, um dem vorzubeugen, daß diese Strafe der Verarmung, des Rückgangs der deutschen Produktion im Vergleich zur andern, eintritt? Der französische Arbeiter schafft heut in jeder einzelnen Stunde mehr, als der deutsche Arbeiter; das können Sie täglich bei unsern Bauarbeiten, bei denen Franzosen verwendet werden, sehen.

Also, meine Herren, wenn Sie dem in der Weise, wie wir es vorschlugen, nicht abhelfen wollen, so erwarten wir, daß vielleicht in der nächsten Session andre, neue Vorschläge Ihre Zustimmung finden werden, — oder es sei denn, Sie wollen es abwarten, wie es wird, wenn der Schade erst weiter frißt, und dann erst zur Abhilfe übergehen. Einstweilen glaube ich, daß es schon helfen würde, wenn wir den Uebeln mit den Mitteln, die von dem Strafrichter ganz unabhängig sind, fest entgegentreten.

Mit Tadel und Belehrung von der Schule ab und von der Verbesserung der Schuleinrichtungen verspreche ich mir eine Reaktion gegen diese Irrtümer und besonders eine Verbesserung der Provinzialpresse, die auf die Massen der Bevölkerung verderblich wirkt, namentlich auch der polnischen Presse, die sich ebenfalls jeder Widerlegung entzieht, weil eben alle polnischen Blätter in einem und demselben Sinne schreiben, und die Polen in der Provinz jetzt keine andern lesen können. Ich hoffe, daß von der Schule Hilfe kommen wird; aber ich möchte Sie

doch jetzt schon auffordern, den sozialistischen Agitationen anders als bisher entgegenzutreten. Wenn hier einer von den sozialdemokratischen Herren Abgeordneten spricht, so ist es hergebracht, ich möchte sagen Komment, darauf nicht zu antworten und ihn zu behandeln, als wenn er aus einer andern Welt spräche, mit der wir uns hier nicht zu befassen haben. Ich weiß nicht, meine Herren, ob das richtig ist. Ich würde, wenn ich Abgeordneter wäre, oder wenn ich ein vollständig gesunder und arbeitsfähiger Minister wäre, vielmehr den Theorien, die dort aufgestellt werden, fest und direkt zu Leibe gehen; es wird das lehrreich sein, auch für diese Versammlung, denn ich halte es nicht für richtig, wie der Herr Abgeordnete Dr. Bamberger sagt, daß wir die sozialistischen Lehren alle an den Kinderschuhen abgetreten haben — so gelehrt, wie der Herr Abgeordnete Bamberger, sind die wenigsten von uns. (Heiterkeit.)

Es ist in dem Sozialismus sehr viel Neues hervorgetreten, und viele von uns haben nie ein sozialistisches Blatt gesehen oder wenigstens gelesen und studiert, beobachten auch die Bewegung nicht, sondern beurteilen sie nur nach dem Hörensagen. Es handelt sich nicht darum, die sozialistischen Redner selbst zu überzeugen und zu belehren, aber doch alle einzelnen unter uns, und jedem Material zur Belehrung andrer an die Hand zu geben. Ich bekenne sehr gerne, daß ich so gut unterrichtet, wie der Abgeordnete Bamberger, nicht bin; mir kann noch viel Aufklärung darüber zu teil werden, und ich bin bereit, mehr zu hören. Ich glaube auch, daß wir uns durch offene Diskussion dieser Frage im Hause und in der Presse gegenseitig Waffen in die Hand geben und den Gegengründen gegen den utopistischen Unsinn, daß

irgend jemand die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, eine solche Publizität geben, wie sie nur durch das Sprachrohr von hier aus erreicht wird, und daß wir unsern Wählern mit dem Rezept an die Hand gehen gegen die Trugschlüsse und unrichtigen Lehren, die im Sozialismus, wie er sich bei uns verkörpert hat, enthalten sind in dem Maße, daß die Mörder und Mordbrenner der Pariser Kommune*) hier eine öffentliche Lobeserhebung vor dem Reichstag erhalten haben, ohne daß eine entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen ist, — was bei solchen Exzessen vielleicht auch nicht nötig war. Aber den Wegweiser zu den Zielen der Pariser Kommune finden wir auf allen Wegen der Sozialisten, und ich glaube, es wäre sehr viel nützlicher, die sozialistischen Blätter mehr zu verbreiten und nachzudrucken. Den Herren Sozialisten geschieht damit ja auch ein großer Gefallen; sie haben meinem Kollegen, dem Grafen Eulenburg, ihren Dank dafür votiert, daß er dazu beitrage, als Apostel ihre Lehre zu verbreiten, denn sie reichten soweit mit ihrer Presse nicht wie er. Es sind das eben Gebilde, die von dem Verführten nur im Dunkel unter der Blendlaterne der Verführer gesehen werden; wenn sie hinreichend an die Luft und Sonne kommen, so müssen sie in ihrer Unausführbarkeit und verbrecherischen Thorheit erkannt werden. (Bravo!)

Dann, meine Herren, hat die Entstellung der Thatsachen noch ein Gebiet ergriffen, das ja schon mehrfach in diesen Tagen hier berührt worden ist; es ist dies das Verlegen unsrer inneren Diskussionen von dem sachlichen

---

*) Der Abgeordnete Bebel protestierte nachher in persönlicher Bemerkung gegen diese Bezeichnungen.

Gebiet auf das persönliche Gebiet. Man bemüht sich nicht, sachlich zu widerlegen und zu diskutieren, sondern man bemüht sich, nachzuweisen, daß der Gegner eigentlich ein schlechter Kerl sei; man spürt in seinem Privatleben nach, sucht irgend eine wunde Stelle zu finden, übertreibt diese, — kurz und gut, betreibt wissentlich Verleumdung. Das vermehrt die Heftigkeit der Presse, die Leidenschaftlichkeit, die dem deutschen Parteiwesen ohnehin eigentümlich ist, mit dem gänzlichen Mangel an Urbanität, der unsrer Presse beiwohnt, dem Mangel an Höflichkeit bei jenen Kämpfen und Diskussionen, ohne die ein parlamentarisches Leben nicht möglich ist. Das werden Sie mir zugeben: könnten wir nicht etwas höflicher sein in unsern Preßerzeugnissen? Ich kenne sehr viele Herren, die, wenn sie mit einem persönlich sprechen, nicht zehn Prozent von den unfreundlichen Worten über die Lippen bringen würden, die sie drucken lassen, sobald sie öffentlich vor den Leuten zum Gegner sprechen. Ich glaube, wir würden, wenn wir etwas mehr Achtung gegenseitig für fremde Meinungen an den Tag legten, auch Achtung vor den Meinungen der Männer haben, die gerade zur Regierung gehören — und die sind ja auch Menschen und Landsleute —, und etwas weiter kommen.

In der Beziehung ist mir oft das Verlangen gestellt worden, ein Minister solle sich eine gewisse Dickfelligkeit verschaffen, und es wird auf andre Länder verwiesen, wo man jedem Minister straflos Beleidigungen in das Gesicht werfen könne. Meine Herren, ich muß bekennen, ich ziehe den Staat vor, wo die Minister sich noch ein feines Gefühl, eine Entrüstung, wenn sie beleidigt werden oder wenn ihnen eine Niederträchtigkeit ins Gesicht geschleudert wird, wo die Minister sich noch die Möglichkeit,

zu erröten, bewahrt haben; — kurz, abgehärtete, dickfellige Minister sind nicht mein Ideal (Heiterkeit), und ich glaube, man kommt besser durch mit Ministern von feinerem Ehrgefühl. Härten wir sie erst so ab, daß sie für keine öffentliche Meinung mehr zugänglich sind oder keine Scham und Empfindung für öffentliche Beleidigungen übrig haben, ja, meine Herren, dann kann es sehr leicht kommen, daß wir künftig einen Minister haben, der sich sagt: was hilft es mir, daß ich ehrlich bin, verleumdet werde ich ja doch; und von jedem Minister wird heutzutage behauptet, daß er persönlichen Eigennutz verfolgt, wenn er nach seiner Ueberzeugung handelt. Wir kommen schließlich dahin, wie jener, der immer rief: der Wolf! der Wolf! der nicht da war; wenn er aber da ist, wird es keiner mehr glauben.

Wenn jemand beleidigende anonyme Briefe bekommt, so erwartet und fordert man von ihm, daß er sie in den Papierkorb wirft, und jedermann ist darüber einig, daß das ein ganz ehrloses Gewerbe ist, anonyme Injurien und Verleumdungen zu schreiben. Die Entrüstung darüber wird noch etwas größer, wenn die Thatsache, daß die Briefe metallographiert sind, beweist, daß sie an mehrere gerichtet sind. Sowie sie aber gedruckt sind, ist es etwas ganz andres, da ist es die Stimme der öffentlichen Meinung, die man beantworten soll, während es doch dieselbe ehrenrührige, unbewiesene anonyme Verleumdung ist; denn es ist selten der Redakteur, von dem dergleichen herrührt, sondern ein „Korrespondent", ein Ungenannter. Auch dagegen könnten wir mit einem entschlossenen, sittlichen Gefühl viel thun, — nicht gegen alle kleinen, aber doch gegen große Blätter. Wenn ein Blatt, wie die Kreuzzeitung, die für das Organ

einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urteil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, — wenn ein solches Blatt so handelt und in monatelangem Stillschweigen verharrt, trotzdem das alles Lügen sind und nicht ein peccavi oder erravi spricht, so ist das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran beteiligen*). Von einem solchen Blatte muß man sich lossagen, wenn das Unrecht nicht gesühnt wird; jeder, der es hält und bezahlt, beteiligt sich indirekt an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird, — an Verleumdungen, wie die Kreuzzeitung sie im vorigen Sommer gegen die höchsten Beamten des Reichs enthalten hat, ohne die leiseste Ahnung eines Beweises und mit einer komischen Unwissenheit in den Personalgeschichten, die sie dabei zur Schau trägt.

Also, meine Herren, ich glaube, wir können außerhalb des Strafgesetzes sehr viel thun! Wenn wir alle — und es ist doch die große Mehrzahl, ich will niemanden ausnehmen unter uns —, die Sinn für Ehre und Anstand haben, für christliche Gesinnung und Sitte, — alle,

*) Der Reichskanzler bezog sich mit diesem Angriff gegen die Kreuzzeitung auf deren Artikel: „Die Aera Delbrück-Camphausen-Bleichröder“. Eine größere Anzahl von Mitgliedern der konservativen Partei legte gegen die Aeußerungen des Fürsten in der Kreuzzeitung entschiedene Verwahrung ein; die Namen dieser „Deklaranten“ wurden im Reichs- und Staatsanzeiger veröffentlicht.

welche die christliche Gesinnung nicht bloß als Aushängeschild für politische Zwecke brauchen — wenn wir alle zusammenhalten in einer Ligue gegen die Schlechtigkeiten, die ich eben bezeichnet habe, und sie verfolgen, jeder vor seiner Thür, und sie einmütig in Bann halten, so werden wir mehr erreichen als mit dem Strafrichter! (Lebhaftes Bravo!)

Der Inhalt einer Anzahl von Gegenbemerkungen des Abgeordneten Windthorst ergibt sich aus nachstehender Wiederlegung des Fürsten Reichskanzlers:

Ich kann trotz der vorgerückten Stunde doch nicht alles ohne Erwiderung lassen, was der Herr Redner gesagt hat.

Zunächst hat es mich angenehm berührt, daß ich mich in so vielen Punkten im Einverständnis mit ihm befinde und namentlich auch in dem letzten, daß es wünschenswert sei, den Ton in der Presse in Bezug auf Personen zu mäßigen und auf ein anständiges Niveau zu bringen. Ich darf also hoffen, daß — wenn das namentlich in den Blättern, die der Partei des Herrn Vorredners angehören (Heiterkeit), geschähe, — ich sehr viel weniger Strafanträge in Zukunft zu stellen haben werde wegen persönlicher Beleidigung. Ich wiederhole aber, daß ich jeden Strafantrag stellen werde, wo ich mich beleidigt fühle, weil ich nur durch dieses Mittel von meiner Seite zum Erziehen des guten Tons in der Presse beitragen kann.

Schmerzlicher dagegen hat es mich berührt, daß der Herr Vorredner von der ihm, wie es scheint, liebgewordenen Ueberzeugung, daß wir im vorigen Jahre den Krieg gewollt hätten, oder doch, daß die Welt uns dessen wenigstens verdächtigt, nur so schwer losreißen kann, und daß

er, um etwas davon für den Gebrauch zu retten, zu dem Mittel greift, mich in meiner Wahrheitsliebe bei einer offenen Gelegenheit, wo ich öffentlich und amtlich spreche, wenn auch mäßig, zu verdächtigen — ich kann es nicht anders sagen. Er sagte, nachdem ich versichert habe, es sei unbegründet, und nachdem niemand das besser wissen kann, als ich, da sagt er, es sei doch nicht ganz unbegründet gewesen. Der Herr Vorredner bezweifelt also meine Aufrichtigkeit. Nun, ich glaube ihm vielleicht auch nicht alles, was er jederzeit sagt (große Heiterkeit), ich enthalte mich jedoch der Unfreundlichkeit, ihm das öffentlich zu sagen (Heiterkeit); jedenfalls aber glaube ich von ihm immer das, daß er nach seiner Ueberzeugung und nach seinem besten Gewissen spricht, — wenn auch mitunter Irrtümer; mir aber wirft er hier vor, daß ich gegen mein amtliches Wissen öffentlich an einer amtlichen Stelle doch nicht ganz die Wahrheit gesagt habe: „so ganz unbegründet sei es nicht gewesen". Ich wiederhole, daß es absolut unbegründet gewesen ist, daß niemand es besser wissen kann, als ich, und daß ich nicht in der Lage bin, auch nie Anlaß dazu gegeben habe, zu glauben, daß ich öffentlich — und wie es weiter hier heißt — erdichtete Thatsachen mitgeteilt hätte, am allerwenigsten solche, wo es doch schließlich unzählige Zeugen, einmal Seine Majestät den Kaiser und dann unter meinen Beamten, geben müßte, die mich jederzeit überführen könnten, daß ich hier öffentlich die Unwahrheit gesagt hätte. Ich lasse es darauf ankommen. Ich führe dies nur an zur Bekräftigung dessen, was ich gesagt habe.

Der Herr Vorredner hat gesagt, daß gewiß außer dem Preßartikel noch andre Anlässe gewesen wären, um damals an einen Krieg zu glauben. Ja, meine Herren,

das habe ich schon berührt; ich habe gesagt: Diplomaten, die aus trüber Quelle schöpften und keine hinreichende Erfahrung in ihrem Amte hatten, um die Fehlerhaftigkeit der Quelle zu beurteilen; — ich bin noch weiter gegangen, ich habe gesagt: die Privatkorrespondenzen, abgesehen von den Gesprächen des Salons, die Privatkorrespondenzen gesellschaftlich hochgestellter Persönlichkeiten. Ich kann da dem Herrn Vorredner noch weiter bezeugen, und bei meinem Zeugnisse hier muß er sich genügen lassen — obwohl ich in der Lage bin, Namen zu wissen — ich kann dem Herrn Vorredner noch weiter bezeugen, daß die Verfasser dieser Korrespondenzen ihm, wenn nicht persönlich, doch politisch, viel näher stehen, als mir (Heiterkeit), und da habe ich glauben müssen, seine Partei, wenn ich sie so nennen darf, im Lande hätte ein sehr großes Interesse dabei, den Eindruck zu erhalten, als wenn die Reichsregierung kriegsbedürftig und blutdürstig wäre. (Widerspruch im Zentrum.)

Wenn er wünscht, daß das deutsche diplomatische Korps nicht mehr in offiziöse Blätter schreibe, so kann ich ihm nur erwidern, daß das deutsche diplomatische Korps gar nichts schreibt; aber ich würde ihm sehr dankbar sein, wenn er mir irgend ein Mitglied — ich verstehe die deutschen Gesandten in Deutschland — namhaft machen könnte, das irgend etwas in Zeitungen geschrieben hat; es würde ein sehr angenehmes Motiv zum Einschreiten gegeben haben. Bis jetzt aber glaube ich nicht, daß einer der Herren Publizistik auf eigne Hand betreibt.

Wenn er schließlich mich auf das Gebiet der orientalischen Politik provoziert hat, so habe ich doch zu viel Achtung vor meinem langjährigen Herrn Präsidenten, um mich soweit von der Sache zu entfernen. (Große

Heiterkeit.) Das aber kann ich Ihnen versichern — indessen er wird es sich aus seiner eignen Kenntnis der Geographie eben auch schon sagen können — daß das Deutsche Reich, daß wir Deutschen die letzten sind, die bei dieser Gelegenheit in Kriegsgefahr kommen können. (Beifall.)

Damit war der Gegenstand erledigt, der Abgeordnete Freiherr Nordeck zur Rabenau zog seinen Antrag zurück, eine Abstimmung über die Paragraphen 130 und 131 fand nicht statt; die Strafgesetznovelle wurde angenommen.

---

6. Schluß der Session.

10. Februar 1876.

In der 51. Sitzung am 10. Februar 1876 wurde die Session mit folgender Ansprache des Reichskanzlers geschlossen:

Am Schlusse der gegenwärtigen Session bitte ich zunächst um die Erlaubnis, Ihnen, meine Herren, im Namen sämtlicher Mitglieder des Bundesrats, unsern Dank auszusprechen für die kollegialische Mitwirkung, die Sie uns gewährt haben bei den Arbeiten im Dienste des Reichs und der deutschen Nation, und daran die Hoffnung zu knüpfen, daß Gott uns allen, die wir hier versammelt sind, vergönnen werde, auch in diesem Herbste diese Arbeiten in demselben Sinne, wie wir sie bis zu diesem Punkte geführt haben, fortzusetzen.

Demnächst bitte ich um die Erlaubnis des Herrn Präsidenten, die kaiserliche Botschaft, die mich zum Schluß des Reichstags ermächtigt, vorlesen zu dürfen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen

hiermit zu wissen, daß Wir Unsern Reichskanzler ermächtigt haben, gemäß Artikel 12 der Verfassungsurkunde des Deutschen Reichs die gegenwärtige Sitzung des deutschen Reichstags in Unserm und der verbündeten Regierungen Namen am 10. dieses Monats zu schließen.

Urkundlich unter Unsrer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 8. Februar 1876.

gez. Wilhelm.

gegnz. v. Bismarck.

Im Namen der verbündeten Regierungen erkläre ich demnach auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers die Session des Reichstags für geschlossen.

II.

Die Landtagssession von 1876.

1. Die Einverleibung des Herzogtums Lauenburg.

3. April 1876.

Die dritte Session der zwölften Legislaturperiode des preußischen Landtages wurde am 16. Januar 1876 eröffnet. Der Ministerpräsident Fürst Bismarck beteiligte sich an den Debatten zuerst bei der zweiten Beratung des Gesetzentwurfs über die Einverleibung des seit 1865 mit der Krone Preußen nur durch Personalunion vereinigten Herzogtums Lauenburg in den preußischen Staat. Nach dem Regierungsentwurfe sollte das Ländchen künftig den Namen tragen: „Kreis Herzogtum Lauenburg"; dagegen schlug der fortschrittliche Abgeordnete Lutteroth die Bezeichnung vor: „Kreis Lauenburg an der Elbe", und sein Parteigenosse Windthorst (Bielefeld) begründete dies namentlich damit, daß eine starke Bürgerversammlung in der Stadt Lauenburg sich für letzteres ausgesprochen habe; in den Kreisen des Volkes sei das Verlangen nach historischer Erinnerung nicht hervorgetreten, und auf die Wünsche der Ritterschaft und Landschaft sollte nicht zu viel Gewicht gelegt werden. Darauf nahm der Ministerpräsident das Wort:

In meiner Eigenschaft als Minister des Lauenburger Ländchens erlaube ich mir, der Andeutung des Herrn Vorredners zu widersprechen, als ob die Aeußerung der

Bürgerversammlung in Lauenburg einen Ausdruck der Stimmung und der öffentlichen Meinung im Lande selbst bilden könnte; ich halte sie vielmehr für den Ausdruck von Parteibestrebungen, wie sie sich in einer Minorität des Landes, in mehreren Minoritäten des Landes nach der sozialdemokratischen und nach der Seite dieser bürgerschaftlichen Resolution wiederholt geltend gemacht haben. Ich kann in meiner Eigenschaft als Minister des Landes, wo ich doch die Stimmung besser kennen muß, als es hier nach der Wahrnehmung einzelner, ich weiß nicht, von welcher Seite beeinflußter Versammlungen möglich ist, versichern, daß die große Mehrheit der Einwohner von Lauenburg erheblichen Wert legt auf ihre Vorgeschichte und auf die Kennzeichnung dieser Vorgeschichte durch die Benennung, die auch von der rechtmäßigen Landesvertretung angenommen ist, welche man hier dadurch im Gewicht zu verändern sucht, daß man die Ritterschaft immer voranstellt — es ist aber die einzige verfassungsmäßig bestehende Landesvertretung, die da ist —, daß diese auf die Bezeichnung, die der historischen Bedeutung und der Geschichte des Ländchens Ausdruck gibt, wesentliches Gewicht legt. Ich kann sagen, daß ich selten in einem so kleinen Lande ein so starkes Gefühl von lokalisiertem Nationalstolz gefunden habe, wie in diesem Herzogtum, das sich nicht gern Herzogtum Lauenburg nennen läßt: die alten Leute nennen es Herzogtum Sachsen oder Herzogtum Niedersachsen, das ist der landesübliche Ausdruck, und gerade, daß dies der letzte Ueberrest des alten großen Herzogtums Niedersachsen*) gewesen ist, bis die lauenburgischen Herzöge ausstarben, sieht die

*) Vor den Zeiten Heinrichs des Löwen.

Einwohnerschaft des Landes in ihrer Majorität, ... ganz abgesehen von der Ritterschaft, ich glaube, daß diese viel eher darüber beruhigt sein würde .... aber das potenteste Element ist eine sehr starke und wohlhäbige Bauernschaft, und dieses dort vorherrschende Element glaube ich, würde es dankbar anerkennen, wenn Sie dem Selbstgefühl, daß dieses kleine Land früher ein selbstständiges und nicht unwichtiges Herzogtum gewesen ist, in der Benennung Rechnung tragen — es kostet Ihnen ja gar nichts. (Heiterkeit.)

Die Bezeichnung: Kreis Herzogtum Lauenburg wurde angenommen.

---

2. Die provinzielle Zugehörigkeit Lauenburgs.

3. April 1876.

Nach Paragraph 7 des Einverleibungsgesetzes sollte der Kreis Herzogtum Lauenburg zur Provinz Schleswig-Holstein gehören, derselben jedoch in kommunalen Angelegenheiten nicht beigeordnet werden; die lauenburgischen Stände hatten diesem Wunsche aus vermögensrechtlichem Interesse Ausdruck verliehen. Der betreffende Passus der Regierungsvorlage lautete: „An dem provinzialständischen Verbande von Schleswig-Holstein nimmt das Herzogtum nicht teil.“ Die Abgeordneten Virchow und Lutteroth beantragten die Aufnahme auch in den provinzialständischen Verband. Der letztere führte aus, man dürfe sich an die alte Abneigung der Sachsen gegen die Holsten nicht kehren, Schleswig-Holstein würde sich an dem Kreisvermögen Lauenburgs nicht vergreifen — dem widersprächen schon die zehn Gebote — und endlich sei es für den Fall der Einführung der Kreis- und Provinzialordnung eine absolute Unmöglichkeit, daß das Herzogtum auf die Dauer für sich allein bleibe. Fürst Bismarck bat um Annahme des Regierungsentwurfs:

Der Herr Vorredner hat das Hohe Haus ersucht, der Regierungsvorlage nicht beizutreten. Diese Aus-

drucksweise trifft hier nicht ganz zu. Für Sie, meine Herren, kann es sich allerdings nur um eine Vorlage der preußischen Regierung handeln, für die Königl. Regierung selbst aber handelt es sich noch um eine andre Seite der Sache, nämlich um ein Abkommen mit den lauenburgischen Ständen. Diese Stände sind klein und machtlos neben dem großen preußischen Landtag, aber auf ihr Recht zum Mitreden, insoweit es erforderlich, um dem ganzen Abkommen hier den Charakter eines Abkommens, eines freiwillig auch von dem schwächeren Teil genehmigten Abkommens zu gewähren — insoweit muß die Königl. Regierung doch darauf halten, daß auch dem Herzogtum Lauenburg das Recht zum Mitreden gegeben wird. Nun haben die Lauenburger Stände sich ausdrücklich gegen eine vollständige Verschmelzung zu einer Provinz mit Schleswig-Holstein verwahrt. Ob das eine Folge der Abneigung ist, die ich in dem Maße nicht bemerkt habe, wie der Herr Vorredner sie vorher kennzeichnete, die auf der alten Grenze der Holsten und der Sachsen herrscht, lasse ich dahingestellt sein; aber wenn das der Fall wäre, so würde ich den Widerstand der Lauenburger dagegen, einer großen Majorität, die ihnen abgeneigt ist, ausgeliefert zu werden, doch noch in höherem Maße begreifen. Daß die Provinz Schleswig-Holstein, die an sich nicht übergroß ist, wenigstens an der Volkszahl, das Bedürfnis hat, sich zu arrondieren, begreife ich, und wenn diesem Bedürfnis die Bereitwilligkeit, sich annektieren zu lassen, von seiten der lauenburgischen Stände entgegen käme, so wäre es für die Regierung erwünscht, es wäre eine angenehme Vereinfachung; und für die Regierung, wenn sie der bereitwilligen Zustimmung der Lauenburger gewiß wäre, läge kein Grund vor, dieser

Sache zu widersprechen. Daß dabei die zehn Gebote nicht beachtet werden und den Lauenburgern ihr Patrimonium genommen werde, ich glaube, dagegen wird es im preußischen Staat noch Recht und Gerichte geben. Ich befürchte es nicht, aber es kann sein, daß die gegen diese Annexion bei den Lauenburgern unzweifelhaft vorhandene Abneigung vielleicht schwindet, wenn sie in diesem engeren landsmannschaftlichen Verbande die Schleswig-Holsteiner näher kennen lernen; dann finden sie sie vielleicht liebenswürdiger (Heiterkeit), als bisher bei der langen und strengen Absperrung voneinander. Uns wenigstens ist es ja auch so gegangen: die Schleswig-Holsteiner gewinnen bei näherer Bekanntschaft. (Große Heiterkeit.)

Warten Sie das doch ab! Bis zur Einführung einer Provinzialordnung in Schleswig-Holstein wie in Hannover,. glaube ich, wird jedenfalls doch noch Jahr und Tag vergehen, und dann können wir das wiederum mit den Lauenburgern — mögen es noch die Stände sein oder die sonstige lauenburgische Kreisvertretung — regeln, und der Gesetzgeber kann dann immer noch beschließen, was ihm unabweislich scheint. Wenn sich nun herausstellte, daß die Lauenburger wesentlich lieber in dem Provinzialverbande von Hannover wären, namentlich wenn die feste Eisenbahnbrücke bei der Stadt Lauenburg hergestellt ist, als in demjenigen von Schleswig-Holstein, so würde das zwar noch manche lokale Unbequemlichkeiten haben, aber die Zusammengehörigkeit ist doch durch das vorige Jahrhundert hindurch eine althergebrachte gewesen, die Provinzialrechte sind dieselben, und ich kann mir wohl denken, daß sich dafür im Sinne eines Lauenburgers sehr viel anführen läßt, und wenn sie nicht

die Gewißheit hätten, einstweilen ihr kleines Gemeinwesen für sich zu behalten, wenn sie vor die Wahl gestellt wären: für eine Provinz müßt ihr euch entscheiden, für Hannover oder Schleswig-Holstein, so vermute ich beinahe, daß die Mehrzahl des Landes, die an Volksversammlungen nicht teilnimmt (Heiterkeit), sich wahrscheinlich für Hannover erklärt haben würde.

Also ich möchte vorschlagen: belassen Sie es noch einstweilen bei dem, wie es jetzt ist, weil, wenn es geändert wird, ich doch notwendigerweise erst in Beratung mit den lauenburgischen Ständen darüber treten müßte, ob sie dem freiwillig beitreten oder nicht. Die lauenburgischen Stände nun schon heute ausschließlich der Souveränität der preußischen Gesetzgebung zu unterwerfen — meine Herren, ich glaube, den Anspruch werden Sie nicht erheben. Es wäre unbillig gegen ein kleines schwaches Land gehandelt, das mit Ihnen paktiert. Also, möchte ich sagen, vertagen Sie die Frage bis zur Einführung einer Provinzialordnung in Schleswig, resp. in Hannover, warten wir ab, was dann die Kreis- oder Landesvertretung von Lauenburg dazu sagen wird, und Sie sind dann ebenso souverän in der Gesetzgebung, wie Sie es heute noch nicht vollständig sind. Noch steht Lauenburg in Unabhängigkeit.

Der Abgeordnete Virchow legte nunmehr einen neuen Antrag vor: „Der Anschluß des Herzogtums an eine der preußischen Provinzen wird durch ein späteres Gesetz geordnet werden". Fürst Bismarck widersprach auch diesem Antrage:

Ich glaube, der Herr Vorredner hat zu gunsten seines Antrages eine Besorgnis bezüglich der Zukunft angerufen, die ich nicht teile. Ich glaube nicht, daß auf seiten des Herzogtums Lauenburg oder auf Seite der Regierung

irgend jemand der Ansicht sein kann, daß nach dem 1. Juli die preußische Gesetzgebung nicht in Bezug auf den Kreis Lauenburg ebenso gut wie auf jeden andern souverän sein wird. Es gehört nur dann, um eine jetzt gesetzlich feststehende Position zu ändern, dazu, daß die drei Faktoren der Gesetzgebung sich einigen; deren Souveränität gegenüber wüßte ich aber kaum, wie theoretisch ein Widerstand geschaffen werden könnte. Also möchte ich bitten, sich durch die Besorgnis, daß die Souveränität der preußischen Gesetzgebung in Zukunft beschränkt sein könne, nicht davon abhalten zu lassen, den Antrag des Herrn Vorredners abzulehnen. Nur jetzt, in diesem Augenblick, sage ich, unterliegt Lauenburg der Souveränität der preußischen Gesetzgebung noch nicht unbedingt, jetzt paktiert Lauenburg noch mit Preußen, und warum das unwürdig sein sollte, das kann ich, so klein das Herzogtum ist, doch nicht einsehen; Preußen hat schon mit viel kleineren Leuten Verträge geschlossen, als Lauenburg ist. (Heiterkeit.)

Den Unterschied zwischen der Auffassung des Herrn Vorredners und der meinigen hat der Herr Vorredner selbst scharf hervorgehoben, indem er sagte, es solle hier heute schon gesetzlich festgestellt werden, daß eine Regelung nach einer bestimmten Richtung hin eintreten müsse. Dieses *Müssen* möchte ich heute noch nicht auferlegen. Ich glaube, daß in Zukunft die Vertretung Lauenburgs, die jetzige oder die dann sein wird, schon selbst einsehen wird, in dem Sinne wie der Herr Abgeordnete Miquel es äußerte, daß für manche Einrichtungen die Herstellung größerer Provinzialverbände nützlich ist und es sich empfiehlt, sich unter irgend welchen Vermögensbedingungen, welche dann zu paktieren sind, einem solchen anzuschließen oder durch das Gesetz anschließen zu lassen.

Ich möchte bitten, die beiden Anträge abzulehnen, um das Gesetz nicht heute schon dahin zu präjudizieren, daß zu einer späteren Entscheidung ein eigentliches Gesetz nicht mehr notwendig ist, sondern nur die Ausführung eines jetzt schon, ehe Lauenburg zu Preußen gehört, zu gebenden Gesetzes, — im übrigen aber das Vertrauen zu haben, daß schwerlich eine staatsrechtliche Theorie ans Ruder kommen kann, die nach der Einverleibung, wenn sie am 1. Juli dieses Jahres erfolgt, die Anwendbarkeit der vollen Souveränität der preußischen Gesetzgebung auf den Kreis Lauenburg zu beanstanden in der Lage sein wird.

Der Abgeordnete Virchow gab hierauf seinem Antrage folgende Fassung: „Der Anschluß des Kreises Herzogtum Lauenburg an einen provinzialständischen Verband bleibt gesetzlicher Regelung vorbehalten"; Abgeordneter Hammacher gab anheim, in Paragraph 7 zu sagen: „An dem provinzialständischen Verbande von Schleswig-Holstein nimmt das Herzogtum vorläufig nicht teil", oder auch den Paragraph 7 ganz zu streichen. Der Minister bat um Ablehnung auch dieser Anträge:

Ich möchte im Namen der Königlichen Staatsregierung die Bitte an Sie richten, den Paragraphen nicht zu streichen, sondern ihn so anzunehmen, wie er dasteht, indem wir sonst unsrerseits in die Lage kommen, diesen Text, auf den von lauenburgischer Seite ein erheblicher Wert gelegt wird, so wie er sich dann stellt, noch einmal mit den lauenburgischen Ständen zu besprechen. Es ist dies vielleicht unwesentlich, es läßt sich juristisch manches dafür sagen, daß er auch fehlen könnte, obschon ich dann nicht weiß, was man alles aus den ersten Zeilen des § 5 mit gutem Willen würde deduzieren können. Für die Lauenburger dient dieser Paragraph einstweilen zu einer großen Beruhigung, und wenn er gestrichen werden sollte, so würde es für die dortigen Zustände besser sein,

er hätte gar nicht in dem Gesetzentwurf gestanden. In dem Streichen würde man eine Absicht von der Art, wie sie eben von lauenburgischer Seite abgewehrt werden soll, schwer verkennen können.

Unter Ablehnung aller Anträge wurde Paragraph 7 unverändert nach der Regierungsvorlage angenommen.

Zu Paragraph 8 des Gesetzes beantragte Virchow, es solle die lauenburgische Ritter- und Landschaft über Einführung, Abänderung oder Aufhebung von Gesetzen, welche den Kreis Lauenburg ausschließlich betreffen, nur auf Erfordern der Regierung ein Urteil abgeben dürfen, und der Abgeordnete Miquel unterstützte dieses Amendement. Fürst Bismarck äußerte dazu:

Ich will mich mit dem Herrn Vorredner auf dem Gebiete der Gesetzeskenntnis nicht messen, aber so viel ich mich erinnere, wird hier für Lauenburg, so lange es ein gewisses Maß von provinzieller Selbständigkeit behält, nichts andres in Anspruch genommen, als für alle andern preußischen Provinzen besteht, nämlich, daß in Bezug auf solche Gesetze, welche die Interessen einer Provinz allein und ausschließlich betreffen, ein Gutachten der Provinzialstände vorher eingeholt wird, und ich glaube, Sie könnten, ohne ein Novum im preußischen Recht einzuführen, auch bei diesem vertragsmäßigen Abkommen sehr wohl diesem neu zu erwerbenden Landesteil, der ja noch nicht erworben ist, auch ein analoges Recht geben, das für die lauenburgischen Stände der Ausdruck gewesen ist, die Einverleibung im Einklang zu erblicken mit den Zusicherungen, die ihnen bei der Uebernahme des Landes gegeben sind in Bezug auf die lauenburgische Verfassung. Nach der lauenburgischen Verfassung hatten die lauenburgischen Stände mit Ausnahme von allen Finanzsachen, worin sie selbständig beschlossen, das Recht, über

alle übrigen Gesetzesvorlagen, die sie allein angingen, gehört zu werden, und die Kontinuität dieses Rechtes wenigstens mit in den preußischen Staat bei Gelegenheit des Accessionsvertrages mit herüberzunehmen, ist ein Wunsch, auf dessen Berücksichtigung die lauenburgischen Stände eben Wert gelegt haben. Sie können ja nachher, wenn das Land erst beigetreten ist, wenn es sich nicht mehr um ein Abkommen mit dem Lande handelt, alles einführen, wie hier schon vorher erwähnt und zugestanden wurde, was die Faktoren der Gesetzgebung in Uebereinstimmung beschließen.

Paragraph 8 wurde mit dem Antrage Virchow angenommen.

---

3. Der Altenteil des Fürsten Bismarck.

5. April 1876.

Die Vorlage wegen der Einverleibung Lauenburgs in den preußischen Staat gelangte in der 38. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 5. April zur dritten Beratung. Zunächst erklärte der Abgeordnete Virchow im Namen der Fortschrittspartei, daß er auf dem früher zu der Vorlage eingenommenen Standpunkte beharre, es im Augenblick bei der Geschäftslage des Hauses aber für angemessener erachte, auf weitere Diskussion und Amendementsstellung zu verzichten. Ebenso erklärte Abgeordneter Hammacher, auch die nationalliberale Partei hätte nicht das Bedürfnis, bei der dritten Lesung noch Anträge zu stellen. Dagegen müsse er nach eingezogenen Erkundigungen einen kurzen Bericht erstatten über die von Herrn Virchow in der vorgestrigen Sitzung citierte Lauenburger Volksversammlung. Dieselbe bestand aus einigen Hundert von einem Herrn von dem Sandt zusammenberufenen Personen, welche in einer stark sozialistisch gefärbten Resolution Protest gegen die Einverleibung einlegte; die Gesamtbevölkerung Lauenburgs aber habe ihren unzweideutigen Unwillen über diese Vorgänge zu erkennen gegeben. Vielfach auf die früheren Reden des Abgeordneten

Virchow zu der Einverleibungsfrage zurückgreifend, führte darauf der Ministerpräsident aus:

Ich weiß nicht, ob in drei Wochen*), wo der Herr Abgeordnete Virchow dasjenige, was er inzwischen in dem Herzogtum Lauenburg an Beschwerden von Leuten, wie sie durch die eben verlesene Resolution charakterisiert worden sind, wird erheben können, vorbringen wird, ob ich dann bei meiner schwankenden Gesundheit und bei einer notwendigen Badekur, die mir bevorsteht, in der Lage sein werde, mich hier für das Herzogtum Lauenburg und für die Vorlage auszusprechen. Ich hoffe es, aber ich bin doch nicht sicher, und ich erlaube mir deshalb, über die gesamte Stellung der beiden Regierungen, der preußischen wie der lauenburgischen, zur Sache hier heute noch einige Bemerkungen zu machen.

Ich muß sagen, ich habe es mir im ganzen nicht so schwierig gedacht, den preußischen Staat zu vermögen, daß er ein wohlhabendes, wohlstehendes, wohlgelegenes Herzogtum, das man ihm auf dem Präsentierteller anbietet, annehme. Ich bin überhaupt diesem wohlhabenden Lande gegenüber nicht darauf gefaßt gewesen, es als eine „ausgequetschte Citrone"**) bezeichnen zu hören. Ich sehe hier die Quelle davon, die Resolution dieser Leute, deren Bildungszustand hinreichend gekennzeichnet ist durch den Inhalt, und die zum Teil dem lauenburgischen Staatsverband, soviel ich weiß auch Herr von dem Sandt, nicht

*) Die Aufnahme Lauenburgs in den preußischen Staat bedeutete eine Verfassungsänderung; Gesetze aber, welche eine solche enthalten, bedürfen einer nochmaligen definitiven Beratung und Abstimmung nach Ablauf von 21 Tagen.

**) Diesen Ausdruck gebrauchte die Resolution jener Volksversammlung.

angehören. Rekrutiert sind sie wahrscheinlich aus der mehrere Tausend betragenden Einwohnerschaft der Vorstädte von Lauenburg, wesentlich Schiffer, mehr nach Hamburg gravitierend, sie kommen auf den Berg oben, wo das Herzogtum liegt, nicht oft hinauf, sie kommen nicht nach Lauenburg und haben ihr Gewerbe unten an der Elbe. Bekanntlich ist die große Anzahl von Sozialisten, die das Herzogtum Lauenburg aufzuweisen hat, — es war bei einer der Reichstagswahlen die Stimmenzahl derart, daß die Sozialisten relativ die stärkste Stimmenzahl aufwiesen, stärker als jede der beiden andern Parteien — von diesen Sozialisten, deren Ursprung in diesem rein ackerbautreibenden Lande Gegenstand wissenschaftlicher Motivierung sein könnte — ich will nur sagen, die Gesetzgebung war so beschaffen, daß kein Arbeiter unter keinen Umständen irgend je einen Flecken Land erwerben konnte, da überall doppeltes Eigentum war, Bauerngüter und Rittergüter, die Bauerngüter waren Erbpacht, die Rittergüter Lehen, und seit Jahrhunderten, kann man sagen, ist sorgfältig darauf hingewirtschaftet, die Bevölkerung nicht über Maß — nach Abzug der Städte siebzehn- bis achtzehnhundert auf die Quadratmeile — zwei Meilen von Hamburg in einem fruchtbaren Lande wachsen zu lassen, daß der Arbeiter in oft sehr harter Abhängigkeit vom Bauern steht, sich in der Unmöglichkeit sieht, irgendwie eine Unabhängigkeit zu erwerben, — und ähnliche Ursachen in der Gesetzgebung, die auf dem Lande den Sozialismus verbreiteten, so daß der Arbeiter in dem Sozialismus Rettung gegen eine unvernünftige Gesetzgebung sucht, das ist klar, und von diesen Sozialisten wird der Herr Abgeordnete Virchow sehr viel Beschwerden über die Mißregierung in Lauen-

burg extrahieren können, denn ich habe mich besonderer Popularität bei den Sozialisten nie erfreut. Es überrascht mich, so viele Schwierigkeiten gerade von seiten des Herrn Virchow zu hören. Ich hatte geglaubt, er würde mit einer gewissen vornehmen Vergessenheit über Dinge, die zehn Jahre rückwärts liegen, hinweggehen. Wenn es nach ihm damals gegangen wäre, wäre weder von einer ausgequetschten noch vollen Citrone hier die Rede, sondern Lauenburg würde sich im Besitz des Herzogs von Augustenburg und unter dem Schutz des Frankfurter Bundestags befinden, der nach der Politik des Herrn Abgeordneten Virchow, die er damals vertreten hat, noch heute die herrschende Potenz in Deutschland sein würde. Ich würde an Stelle des Herrn Abgeordneten nicht gern an diese Phase erinnert haben, er zwingt mich aber dazu, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er mehr als jeder andre in der Lage war, ein dargebotenes Geschenk nicht so genau zu kritisieren — ich will an ein populäres Sprichwort nicht erinnern, nicht so scharf zu kritisieren an den Formen, unter denen dieses sehr stattliche und hübsche Herzogtum von seinem Herzog (dem König von Preußen) und nicht von der Volksversammlung Preußen angeboten wird.

Ich bin eigentlich nicht dazu da, daß ich leidenschaftliches Interesse für diese Vorlage haben sollte; ich hatte immer darauf gerechnet, daß, wenn ich einmal nicht mehr im stande sein würde, Reichskanzler zu sein, ich in meinen alten Tagen das lauenburgische Geschäft (Große Heiterkeit) — daß ich in meinen alten Tagen mir das lauenburgische Ministerium als Altenteil würde reservieren können. Auf diese Hoffnung verzichte ich, ob

sehr freudig oder nicht, das ist meine Sache, ich halte aber darauf, daß die Bedingungen, unter denen Lauenburg hier angenommen werden soll als Mitglied des preußischen Verbandes, auch den jetzigen loyalen Vertretern des Herzogtums gerecht seien, und ich werde sie darüber befragen; wenn sie ihnen nicht gerecht sind, meine Herren, dann halte ich mich als Minister für Lauenburg verpflichtet, die Verhandlungen zu vertagen. Es liegt das sonst nicht in meiner Absicht, aber wenn Sie glauben, daß der Herzog und sein Minister ein so sehr großes Interesse haben, das Herzogtum los zu werden und sich hier alle möglichen Ausstellungen gefallen zu lassen, so ist das eine faktisch unrichtige Voraussetzung.

Ich weiß überhaupt nicht, warum Sie dieses Geschenk — denn ein solches ist es —, was dem preußischen Staate hier dargeboten wird, als ein Danaergeschenk behandeln; einmal sind der König von Preußen und seine Minister keine Danai, die zu fürchten wären, und zweitens ist die Gefahr, daß dieses trojanische Pferd in seinem Innern fünf ritterschaftliche Abgeordnete mit nach Preußen hineinschmuggeln könnte, doch nicht so groß. (Heiterkeit.)

---

4. Reminiscenzen aus der Konfliktszeit.

5. April 1876.

Der Abgeordnete Virchow führte nach der vorstehenden Rede zunächst dem Abgeordneten Hansen gegenüber aus, daß die geographische Lage von Lauenburg für den Anschluß an die Provinz Hannover und nicht an Schleswig-Holstein spreche; denn ein Stück von Hannover*) erstrecke sich allerdings auf das rechte Elbufer und

*) Die Gegend von Neuhaus unterhalb Dömitz.

sei daher die Verbindung mit dem hier anstoßenden Lauenburg natürlich. Er wandte sich sodann gegen die Rede des Ministerpräsidenten. Fast sei er versucht gewesen, gegen denselben den Schutz des Präsidenten anzurufen; Fürst Bismarck habe ihm vorgeworfen, er beschäftige sich damit, gewisse Stimmungen oder Meinungen aus dem Herzogtum zu „extrahieren", — dazu habe er nicht den mindesten Schritt gethan. Der Redner wandte sich sodann gegen die Kritik, welche der Ministerpräsident an der früheren Haltung der Fortschrittspartei in der schleswig-holsteinischen Frage ausgeübt habe; das Abgeordnetenhaus von 1862 und 1863 u. s. w. sei dem Ministerpräsidenten in Beziehung auf das Vorgehen gegen Dänemark und Oesterreich vorangegangen und habe sich damit ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Der Abgeordnete Virchow perhorreszierte endlich die Redewendung des Fürsten, Lauenburg sei ein „Geschenk", welches „der Herzog von Lauenburg" Preußen darbiete: „das ist eine etwas weitgehende Bezeichnung, die meinem Geschmack nicht entspricht. Daß der ‚Herzog von Lauenburg' in regelmäßiger Weise in den Besitz des Landes gekommen ist, kann ich nicht zugeben, und ebensowenig kann ich anerkennen, daß er berechtigt wäre, das Herzogtum in regelmäßiger Weise zu ‚verschenken'." Hierauf nahm der Ministerpräsident das Wort:

Der Herr Vorredner hat zunächst die Stellung des Abgeordnetenhauses in den Jahren 1863, 64, 65 mir gegenüber wahren zu müssen geglaubt; ich glaube, daß dies überflüssig war. Ich erkenne, meines Erachtens . . . ich habe Objektivität genug, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von 1862 bis 1866 vollständig einleben zu können, und ich habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damalige preußische Volksvertretung das, was sie für Recht hielt, vertreten hat. Daraus mache ich niemand einen Vorwurf. Sie konnten damals nicht wissen, wo meiner Ansicht nach die Politik schließlich hinaus-

gehen sollte; ich hatte auch keine Sicherheit, daß sie faktisch da hinausgehen würde, und Sie hatten auch das Recht, wenn ich es Ihnen hätte sagen können, mir immer noch zu antworten: „Uns steht das Verfassungsrecht unsres Landes höher als seine auswärtige Politik". Da bin ich weit entfernt gewesen, irgend jemandem einen Vorwurf daraus zu machen, oder bin es wenigstens jetzt, wenn auch in der Leidenschaft des Kampfes ich es nicht immer gewesen sein mag, und ich glaube, Sie werden mir gerechterweise das Zeugnis nicht versagen können, daß ich meinerseits in den zehn Jahren, die seitdem ins Land gegangen sind, nie, auch nicht in gereizten Diskussionen, an den damaligen Konflikt erinnert habe. Ich habe meinerseits alle Feindschaft von damals vergessen und ihr die volle Versöhnung der Landsmannschaft und der gleichen Liebe zum Vaterlande substituiert. Wenn das von andern Seiten mir nicht in gleichem Maße entgegengetragen worden ist, so ist das gerade das Bedauern, dem ich vorhin in einer vielleicht mißverstandenen oder unvollkommenen Weise Ausdruck gegeben habe. Was ich aussprechen wollte, ist nicht, daß der Herr Abgeordnete mir vor zehn Jahren gegenüberstand, sondern daß er mir noch gegenübersteht, und zwar nicht bloß sachlich, sondern prinzipiell, und, wie ich fürchte, sogar persönlich in einer Weise, wie ich sie nicht erwidere. Die Achtung, die ich vor dem Herrn Vorredner als wissenschaftliche Größe und als einer der Existenzen, die unserm Vaterlande zum Ruhme gereichen, auf dem Gebiete der Wissenschaften habe, ist bei mir größer, als die Empfindlichkeit, die ich auf politischem Gebiete mitunter berechtigt wäre, ihm gegenüber zu haben.

Wenn er an dem Ausdruck „Geschenk“ sich stößt, so habe ich damit nur sagen wollen, daß ich nicht glaube, daß in irgend einem andern europäischen Lande man so viel Schwierigkeiten haben würde, dem Staate einen so wohlgelegenen und erwünschten Zusatz anzubringen. Die jetzige rechtliche Lage ist doch auch nicht so prekär und unsicher, wie der Herr Vorredner sie schilderte. Die Personalunion von Lauenburg und Preußen ist nicht nur durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes, sondern auch durch die Reichsverfassung vollständig sanktioniert, und die Reichsverfassung und die Reichsgesetze sind ihrerseits auch für Preußen gültig. Wir befinden uns also in einem reichsverfassungsmäßig vollkommen legalisierten Zustande, indem Seine Majestät der König als Herzog von Lauenburg entsagen kann, wenn er will, aber zu entsagen nicht die Pflicht, wohl aber die Absicht hat.

Wenn der Herr Vorredner zweifelhaft gewesen ist, ob er die Hilfe des Herrn Präsidenten hat anrufen sollen gegen meine Aeußerung, wie er sie selbst wiedergab und wie sie ja auch wohl richtig sein wird: er habe die Absicht, Urteile gegen mich und meine lauenburgische Politik zu extrahieren, so glaube ich, kann man über den Unterschied der Tragweite dieser Wendung und den Unterschied dessen, was der Herr Vorredner hier wirklich sagte und that, doch nur in sehr spitzfindiger Weise rechten. Der Herr Vorredner sagt: Ich kann jetzt noch nicht reden, weil ich in drei Wochen erst Mitteilungen aus dem Lande erwarte, oder wie er sich sonst ausdrückte. Thatsache war, daß er drei Wochen Frist haben wollte, damit ihm diejenigen Mitteilungen aus dem Lande zugehen könnten, deren Urheber etwa noch Neigung haben sollten, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Wenn das hier öffentlich

proklamiert wird und in Zeitungen, die doch in Lauenburg gelesen werden von diesen Herren, die dort sympathisieren mit dem Herrn Vorredner, veröffentlicht wird, — und die Ueberreste der Ritterschaft, die dort noch vorhanden sind, werden das gewiß mit viel Aufmerksamkeit lesen — so ist doch von dieser Kundgebung: daß er bereit sei, solche Erklärungen, wenn sie ihm zugehen, hier geltend zu machen, bis zu dem Worte „extrahieren" kein weiter Weg.

Bei der hohen wissenschaftlichen Bedeutung des Herrn Vorredners kann ich mir die kleinliche Genugthuung einer geographischen Berichtigung nicht versagen. (Heiterkeit.)

Der Teil von Hannover, der auf dem rechten Elbufer liegt, grenzt nicht an Lauenburg, es schiebt sich ein mecklenburgischer Gebietsteil*) dazwischen. Die Kontinuität des alten Lauenburg war immer unterbrochen. Allerdings gehörte früher im Amte Artlenburg noch linkselbisch ein schmaler, jetzt seit 50 Jahren hannoverscher Landstrich zu Lauenburg, der dann wiederum die durch die obere Elbe unterbrochene Kontinuität mit dem hannoverschen Amt Neuhaus, welches früher auch zu Lauenburg gehörte, herstellt.

Ich möchte, da ich einmal das Wort habe, doch in Bezug auf die Insinuationen, die in den Resolutionen gelegen haben, welche in Volksversammlungen verlesen wurden in Bezug auf die Verschlechterung der Finanzen, noch ein Wort bemerken. Die lauenburgischen Finanzen sind außerordentlich gut, und sie werden auch Ueberschüsse ergeben, abgesehen von dem großen Vermögen, das dem Kreise als solchem zugebilligt wird. Es ist das

*) Die Gegend von Boitzenburg an der Elbe.

ein um so günstigeres Zeugnis für die Verwaltung, als Lauenburg bekanntlich von der Reichsgesetzgebung ziemlich stiefmütterlich behandelt worden ist. Lauenburg hatte einen Elbzoll und einen Transitzoll, die zusammen, wenn ich nicht irre, ungefähr 140 000 Thaler für dieses kleine Ländchen einbrachten. Beides wurde bei der Herstellung des Norddeutschen Bundes ohne jede Entschädigung aufgehoben, und die Finanzen des Landes wurden dadurch allerdings um so mehr in Verlegenheit gebracht, als Preußen schon kurz vorher unerwarteterweise die Schuld von 2½ Millionen dänischer Thaler, die es aus dem Gasteiner Vertrage zu zahlen hatte, auf seine lauenburgischen Staatseinnahmen übernommen hatte und dafür jährlich 85 000 Thaler aufzuwenden hat, bis sie getilgt sein wird. Es kam also für das kleine Land ein plötzlicher Ausfall von 220 000 Thalern jährlicher Einnahmen, auf den in Bezug auf die Elbzölle Lauenburg um so weniger gefaßt sein konnte, als die in ganz gleicher Lage befindlichen übrigen deutschen Staaten, wie Anhalt und Mecklenburg, eine immer nicht volle, aber doch sehr annähernde und die augenblickliche finanzielle Verlegenheit hebende Entschädigung dafür bekamen. Es war dies eine Härte und Abneigung, die Lauenburg zu erfahren hatte und die damals im Lande mit ziemlicher Bitterkeit empfunden ist, weil man sah, daß Anhalt und Mecklenburg die Entschädigung dafür bekamen, und die Herzoglich lauenburgischen Finanzen konnten damals wirklich in Verlegenheit geraten. Das Land hat aber niemals mit einem Defizit gewirtschaftet, hat den Ausfall von 140 000 Thalern getragen, hat die Verzinsung und Tilgung der 2½ Millionen dänischer Thaler getragen und nie ein Defizit gehabt.

Das Land Lauenburg lieferte früher — man kann es Civilrevenue nennen — an Ueberschuß an die dänische Krone jährlich eine Summe, die, soviel ich mich erinnere, zwischen 150000 und 250000 Thalern gewechselt hat, die baren Ueberschüsse des Landes, die man gewissermaßen als die Civilliste des Königs von Dänemark betrachten konnte, und dieser Umstand erklärt die Thatsache, daß das Land alle diese gefährlichen Stöße, die seine Finanzen erlitten, ohne Schiffbruch hat überdauern können, indem durch die Teilung, die Seine Majestät der König mit dem Lande über das Domanium vorgenommen hat, die königliche Civilliste von durchschnittlich 200000 Thalern jährlich, auf den budgetmäßigen Betrag von 34000 Thalern jährlich, respektive das Amt Schwarzenbeck reduziert worden ist, Seine Majestät sich also mit ca. 160000 Thalern jährlich weniger begnügt haben als früher. Daß Seine Majestät diese reservierte Civilliste, die auf die Güter fundiert war, welche den budgetmäßigen Ertrag von 34000 Thalern trugen, schließlich nicht für sich selbst behalten, sondern mir als Dotation geschenkt hat, das ändert in den finanziellen Verhältnissen Lauenburgs gar nichts, denn niemand würde Seiner Majestät, als dem Herzog, eine Bemerkung darüber machen können, wenn er sich bei diesem reichen Landesvermögen als Domanialanteil ein Hauspatrimonium von nur 34000 Thalern jährlich budgetmäßiger Revenüen reservierte. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil in den Volksversammlungen auch darüber eine Menge Lügen kolportiert werden. Ich bin für diese Dotation, die mir im Lande von vielen Uebelwollenden vorgeworfen wird, ausschließlich Seiner Majestät dem Kaiser und Herzog zu Danke verpflichtet, der die Gnade ge-

habt hat, sie mir aus seinem eignen Vermögen zu überweisen.

Das Gesetz über die Einverleibung Lauenburgs in die preußische Monarchie wurde darauf im einzelnen wie im ganzen mit großer Mehrheit angenommen, doch war, die Gründe dafür sind in der ersten Anmerkung S. 93 angegeben, nach 21 Tagen eine nochmalige Abstimmung oder „wiederholte Beratung" erforderlich.

---

5. Persönliche Auseinandersetzungen.

28. April 1876.

Die vorstehend erwähnte wiederholte Beratung über die Einverleibung Lauenburgs fand in der 44. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 28. April statt. Der Abgeordnete Virchow hob dabei hervor, daß er sich wohl gehütet habe, irgend einen Schritt nach Lauenburg zu thun, um besondere Erklärungen über die Stimmung der dortigen Bevölkerung zu „extrahieren". Uebrigens sei es merkwürdig, daß dieses Wort sich in dem amtlichen stenographischen Bericht nicht finde, während er, Abgeordneter Virchow, einen körperlichen Eidschwur darauf hätte ablegen können, es gehört zu haben. Was ferner die lauenburgische Agitation gegen die Einverleibung anbetreffe, so habe der Ministerpräsident dieselbe als eine wesentlich sozialistische, von Fremden ausgegangene bezeichnet, wie auch wahrscheinlich der Einberufer der Lauenburger Bürgerversammlung und Autor der von derselben beschlossenen vielgenannten Resolution, Herr von dem Sandt, ein auswärtiger Sozialdemokrat sei. Dieser Herr von dem Sandt habe nun ihm, dem Abgeordneten Virchow, eine beglaubigte Bescheinigung zugesendet, wonach er 15 Jahre in Lauenburg und einer der höchstbesteuerten Bürger der Stadt, also doch wohl kein „fremder Sozialist" sei. Der Fürst Bismarck gab hierauf zur Antwort:

Ich will zunächst wegen des stenographischen Berichts die Bemerkung des Herrn Vorredners in Bezug des Wortes „extrahieren" doch dahin vervollständigen, daß

in dem unkorrigierten stenographischen Bericht das Wort „extrahieren“ nicht vorkommt*), ich es also wahrscheinlich auch nicht gebraucht haben werde. Wenn ich es gethan hätte, so fände ich darin nicht so was Verletzendes oder zur Verstimmung Geeignetes, wie es auf den Herrn Vorredner den Eindruck machen kann. Aber gerade weil es mir sehr leid gethan haben würde, wenn ich ihn verstimmt hätte, war ich aufmerksam auf dies Wort und war überrascht, daß es nicht in dem stenographischen Berichte stand. Ich hatte auf das glaubwürdige Zeugnis meines Herrn Vorredners hin angenommen, ich hätte es wirklich gesagt; ich kann aber erklären, daß es in dem unkorrigierten stenographischen Bericht nicht steht.

Dann wollte ich über das, was der Herr Vorredner als Opposition in Lauenburg bezeichnet hat, und zu deren Charakteristik noch eine kurze thatsächliche Berichtigung geben.

Ich habe, glaube ich, nicht gesagt, daß Herr von dem Sandt gerade Sozialist wäre, sondern daß die Leute, die sich um ihn gruppiert hätten, oder die Mehrzahl der Versammlung aus den dort sehr zahlreichen Sozialisten bestanden hätte. Herr von dem Sandt gehört nach den Nachrichten, die mir aus dem Herzogtum auf meine Anfrage zugegangen sind, der ultramontanen Partei an (Heiterkeit), und nach seinem eignen Zeugnis soll die Sektion dieser Partei, der er angehört, 17 Mitglieder zählen. Daß sich nun an ihn, weil er sich seiner Stel-

---

*) In dem korrigierten amtlichen stenographischen Bericht, welcher bei dieser Sammlung benutzt wird, steht das Wort; vgl. Seite 95.

lung nach in einer Opposition gegen die Staatsregierung befindet, deren Berechtigung ich hier nicht erörtern will, daß sich nun an ihn als Kristallisationspunkt, weil er wahrscheinlich der Befähigtste unter der dortigen Opposition sein wird, die sozialistischen Oppositionselemente anschließen, das ist wohl nicht unerwartet und auch nicht beispiellos. Gewiß kann Herr von dem Sandt dies nicht verhindern, sonst kann ich mir nicht denken, daß bei seiner eben bezeichneten Parteirichtung ihm diese Elemente angenehm sein würden.

Im übrigen, da der Herr Vorredner weiter keine Abänderungsanträge stellt, so glaube ich auch, die Diskussion nicht aufhalten zu sollen, und enthalte mich, auf die Sache weiter einzugehen.

Der Abgeordnete Windthorst bemerkte hiezu: „Da ich und meine Freunde in der Regel zu den Ultramontanen gerechnet werden, was wir bestens acceptieren, so habe ich zunächst meine Befriedigung darüber auszudrücken, daß es auch in Lauenburg Ultramontane gibt, was ich bisher nicht wußte. Am wenigsten war mir etwas von „Sektionen" der Ultramontanen bekannt; wir haben keine Sektionen in Deutschland, sondern die ganze katholische Bevölkerung mit geringen Ausnahmen gehört zu uns. Die Aeußerung des Herrn Ministers hatte aber offenbar eine Tendenz, die etwas Unfreundliches enthielt gegen die Ultramontanen und gegen den in Rede stehenden Mann, dessen ganze Sünde die sein wird, daß er nach dem Berichte katholisch ist und sich mit den Anschauungen des Herrn Ministerpräsidenten nicht in Einklang befindet." Fürst Bismarck:

Ich halte den Vorwurf der Unfreundlichkeit doch nicht für begründet. Mit der wissenschaftlichen Genauigkeit, die dem ersten Herrn Redner eigentümlich ist, wurde der Charakter des Herrn von dem Sandt hier öffentlich untersucht und die Diagnose davon gestellt. (Heiterkeit.)

Es wurde angenommen, ich hätte ihn für einen Sozialisten gehalten und es wurde aus seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung nachgewiesen, daß dies sehr unwahrscheinlich sei, daß er sich in einer zu wohlbehäbigen und annehmlichen Lage befände, um Sozialist sein zu können. (Heiterkeit.) Das hätte ja viel Wahrscheinliches für sich. Ich habe darauf weiter bemerkt, ich hätte gerade diesen als einen Sozialisten um so weniger bezeichnet, als ich in meinen Akten von den Lokalbehörden einen Bericht habe, nach dessen Worten er der ultramontanen Partei angehört, und es wird dabei hinzugefügt: er gelte sogar als ein Organ der Zentrumsfraktion. (Wiederholte Heiterkeit.)

Daß der Bericht damit etwas — ich weiß nicht mehr, wie der letzte Herr Redner sich ausdrückte — Feindliches gegen die Zentrumsfraktion sagen wollte, glaube ich nicht; ich habe einfach die Thatsache konstatiert. Den Ausdruck „ultramontan" haben die Herren nie von sich abgelehnt, sondern, wie mir aus zehnjähriger parlamentarischer Erinnerung bekannt ist, haben z. B. der Herr Abgeordnete Reichensperger und sein geehrter Herr Bruder ihn wiederholt und öffentlich auf der Tribüne für sich in Anspruch genommen, und ich wüßte auch eigentlich nicht, wie ich die damit benannte Partei, die die Zentrumsfraktion unter uns vertritt, historisch und sachlich anders bezeichnen sollte. Eine Verletzung liegt fast in jeder Parteibezeichnung; sobald sie aus dem Munde eines Angehörigen einer andern Partei kommt, wird sie sehr leicht darin gefunden und damit verbunden; — bei mir aber nicht! Ich habe mich nachgerade daran gewöhnt, die Sache objektiv zu betrachten. Wenn der Herr Vorredner mir eine andre Bezeichnung vorschlagen

will, die er lieber hört, so bin ich gern bereit, für die Zukunft mich derselben zu bedienen. (Heiterkeit.)

Das Gesetz über die Vereinigung Lauenburgs mit Preußen wurde nun endlich nach dem Regierungsentwurf definitiv angenommen.

---

6. Der Rücktritt des Ministers Delbrück.

26. April 1876.

In der 42. Sitzung des Hauses der Abgeordneten, am 26. April, stand der Gesetzentwurf, betreffend die „Uebertragung der Eigentums- und sonstigen Rechte des Staats an Eisenbahnen auf das Reich" zur ersten Beratung. Als erster Gegner der Vorlage meldete sich der Abgeordnete Eugen Richter, welcher dieselbe in mehrstündiger Rede mit einem starken Aufgebote politischer und wirtschaftlicher Gründe bekämpfte. Unter anderm bezog er sich auf den soeben erfolgten Rücktritt des Präsidenten des Reichskanzleramts, Staatsministers Delbrück, welchen er als äußeres Merkzeichen für die Meinungsverschiedenheit desselben mit dem Reichskanzler in der Frage der Zoll- und Eisenbahnpolitik hinstellte: „Ominös ist es jedenfalls, daß in dem Augenblick, wo hier angeblich eine neue deutsche Zollvereinspolitik, eine neue Glanzepoche inauguriert werden soll, gerade derjenige Mann dem Fürsten Bismarck den Rücken gekehrt hat, von dem man, man mag politischer Freund oder Gegner gewesen sein, anerkennen muß, daß er seit Jahrzehnten mit Ueberzeugungstreue, mit einer Sachkenntnis, die nicht ersetzt werden kann, mit Glück die Fahne der nationalen Zollvereinspolitik hochgehalten hat, wie sie den besten Traditionen des preußischen Staats, den besten Traditionen des altbewährten preußischen Beamtentums entsprochen hat." Der Reichskanzler war im Hause noch nicht anwesend, als der Redner diese Worte sprach, er erhob sich sofort, nachdem derselbe geendet:

Ich behalte mir vor, über die Sache selbst zu sprechen, nachdem der Herr Ressortminister sich geäußert

haben wird; für den Augenblick will ich nur eine irrtümliche Angabe berichtigen, die der Herr Vorredner vor meinem Eintritt in das Haus gemacht hat, wie ich höre, und die den allgemein beklagten Rücktritt des Ministers Delbrück betrifft.

Es ist durchaus unrichtig, und auch nicht ein Schatten von Wirklichkeit liegt dafür vor, wenn man diese beklagenswerte Aenderung in unserm Personalbestande mit irgend einer politischen und sachlichen Frage in Verbindung bringt. Daß, wie an jedes Ereignis, so auch an dieses die tendenziöse Erfindung, die politische Ausschmückung, das Sensationsbedürfnis sich hängen würden, war ja vorauszusehen; ich kann aber versichern, und ich würde es nicht versichern dürfen, wenn ich nicht sicher wäre, daß das Zeugnis des Herrn Ministers Delbrück das meinige bekräftigen wird, daß zwischen ihm und Seiner Majestät dem Kaiser, zwischen ihm und mir auch nicht ein Schatten von einer Meinungsverschiedenheit über irgend eine der schwebenden Fragen zu Tage getreten ist. (Hört! Hört!)

Der Minister Delbrück hatte, wie Ihnen allen bekannt ist, in solchen Fällen den Mut seiner Meinung und verschwieg sie nicht. Wir sind oft verschiedener Ansicht gewesen, und da es sich meist um Dinge handelte, die er besser verstand als ich, so bin ich oft in der Lage gewesen, seiner besseren Einsicht nachzugeben; er würde also, wenn er in irgend einer wichtigen Sache, wie beispielsweise in dieser, mit mir andrer Meinung gewesen wäre, nicht stillschweigend das Schlachtfeld geräumt haben, sondern er würde seine abweichende Meinung ausgesprochen haben. Ich habe mit ihm 25 Jahre lang ge-

meinschaftlich gearbeitet und 10 Jahre lang in kollegialischen Verhältnissen; wir standen in solchen Beziehungen, daß er wußte, daß jede, auch die bedeutendste Frage von mir eher vertagt worden wäre, als daß ich sie zum Anlaß seines Rücktritts werden ließ; darüber war er vollständig klar. Es ist eine eigentümliche Neigung, die natürlichen Ursachen der Dinge zu verschwemmen und nach künstlichen, namentlich nach solchen, die man für seine politischen und Parteitendenzen verwerten kann, zu suchen. Nichts ist natürlicher, als daß jemand, auch mit der ungewöhnlichsten Arbeitskraft, man kann sagen, mit der mehrerer begabter Männer ausgerüstet, bei dem Uebermaß von Arbeit, das er 10 Jahre lang auf sich genommen hat, bei den Erschwerungen, die ihm dabei gemacht sind, und nicht am allerwenigsten von denen, die jetzt ihr vielleicht aufrichtiges Bedauern über seinen Rücktritt kundgeben, daß dadurch die solideste und elastischste Arbeitskraft aufgerieben wurde. Daß die Verdächtigungen und kränkenden Insinuationen, denen dieser ausgezeichnete Beamte ausgesetzt gewesen ist, nicht gerade dazu beigetragen haben, ihm die abstumpfenden, ermüdenden Wirkungen der Arbeit zu mildern, das liegt auf der Hand.

Ich habe das vorausschicken wollen, um denjenigen Rednern, die etwa nachher noch wiederum den Minister Delbrück und seinen Rücktritt ins Gefecht führen wollen, von Hause aus diese Mühe zu ersparen; sie würden, wenn sie es dennoch thun, entweder bewußt die Unwahrheit reden oder mich einer solchen beschuldigen.

Mit Bezug auf den Teil der Rede des Herrn Vorredners, den ich eben mit angehört habe, muß ich bemerken, daß ich seine Besorgnis doch für übertrieben

halte, und finde, daß er die Frage, die uns beschäftigt, überschätzt, wenn er annimmt, daß nun die Freiheit und Einheit Deutschlands, der Friede der Welt, die orientalische Frage, die Geldkrisis und die augenblickliche Stockung der Geschäfte davon abhängen, ob das Reich oder der preußische Staat einige Eisenbahnen mehr erwirbt oder nicht, und ob diese Eisenbahnen im Besitz des preußischen Staates oder in den Händen des Reiches sich befinden. Der Herr Vorredner hat sich seine Argumentation dadurch zum Teil leicht gemacht, daß er sich nicht an die Vorlage hält, sondern an ungeheuerliche Dimensionen, welche tendenziöse Nachrichten und ungerechtfertigte Besorgnisse, die zu Tage traten, sehr voreilig, ehe unsre Vorlage bekannt war, — welche diese der Sache gegeben haben. Daß uns die deutsche Freiheit und Einheit auf der ersten Reichslokomotive davonfahren werde (Heiterkeit), das glaube ich nicht, er selbst hat seine eignen Argumente bekämpft; ich erinnere nur an den Schluß seiner Rede, wo er mir erst mit Pathos den Vorwurf macht, warum ich mich nicht an den Reichstag zuerst gewandt und von dem die Vollmacht zu kaufen erbeten hätte, gleich darauf mir mit Heftigkeit seine Verweigerung der Vollmacht in Aussicht stellt, also selbst zugab, daß ich, um das Eigentum des preußischen Staates anzubieten, doch eher der Vollmacht dessen, der es augenblicklich besitzt, bedarf, als der es vielleicht kauft, vielleicht auch nicht; darum werden wir nicht in erhebliche Feindschaft mit irgend jemand geraten. Es ist eine wirtschaftliche Frage, um die es sich handelt, in die ich bitten möchte, die hohe Politik nicht in dem Maße einzumischen, daß der Herr Vorredner sich zu dem ungeheuerlichen Bilde versteigt, daß ich „den preußischen Landtag zum

Sturme gegen den Reichstag" anführe. Nun, meine Herren, blicken wir auf die letzten 10 Jahre zurück; ich glaube, über die Frage, ob ich oder der Herr Vorredner und seine Parteigenossen von der Fortschrittspartei mehr zur Schädigung des Reichs gethan haben, wird die Geschichte richten — und nicht zu meinem Nachteil, wie ich glaube. (Sehr wahr!)

---

7. Die Uebertragung der preußischen Eisenbahnen auf das Reich.

26. April 1876.

Nach der vorstehenden Rede nahm der Abgeordnete Lasker das Wort zu einer sehr ausführlichen Darlegung der Gründe, welche für das Gesetz sprächen, und hierauf nochmals Fürst Bismarck:

Durch die vorgerückte Zeit bin ich genötigt, meinem Vorsatze, später zu sprechen, untreu zu werden, da ich leider nicht ganz sicher bin, ob meine Gesundheit mir erlauben wird, morgen wieder in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich bitte deshalb auch um Ihre Nachsicht, wenn ich mich nicht so gründlich über die gesamte Vorlage und über den Inhalt der vernommenen Reden aussprechen kann, wie vielleicht von mir erwartet wird; indessen, nachdem ich die Rede des letzten Herrn Vorredners gehört, kann ich mich darüber beruhigen; er hat so ziemlich alles gesagt, was ich hätte sagen können, außerdem noch einiges mehr. (Heiterkeit.)

Ich kann mich darauf beschränken, meine Stellung zu der Vorlage als Minister und als Kanzler klarzulegen und Ihnen die Vorlage selbst noch einmal ans Herz zu legen. Diese zwiespältige Stellung als Kanzler

und als Minister sollte ich hier eigentlich nicht erwähnen, da ich nicht das Recht habe, hier die Eigenschaft des Kanzlers hervorzukehren; aber es ist notwendig, darauf zurückzugreifen, um die Genesis meiner Stellung zur Sache Ihnen darlegen zu können.

Die Reichsverfassung gibt dem Verkehr im Deutschen Reiche und den gesamten Angehörigen desselben sehr wertvolle Verheißungen in Bezug auf die Behandlung der Eisenbahnen. Als Reichsbeamtem liegt mir die Verantwortung für die auf Ausführung der Reichsgesetze gerichtete kaiserliche Thätigkeit ob, von denen die Reichsverfassung das vornehmste ist, und ich kann mich nicht zu der Höhe leichter Beurteilung irgend eines wesentlichen Teils der Verfassung erheben, die den Herrn Abgeordneten Richter bei seinen sonst so konstitutionellen Ansichten kennzeichnete, indem er von diesem wichtigen Teil der Verfassung, wie er vom Artikel 41 der Verfassung ab darin enthalten ist, wie von einem toten Buchstaben und so geringschätzig sprach, daß ich als Minister mir doch nicht möchte zu schulden kommen lassen, von irgend einem Teile der preußischen oder Reichsverfassung in diesem Tone zu sprechen. Ich könnte sonst mit mehr Recht in den Verdacht kommen, den der Herr Vorredner aus andern Gründen indirekt auf mich wendete, als ob ich es mit den konstitutionellen Rechten nicht immer ganz genau nähme. Ich erinnere mich, daß damals, als die Verfassung des Norddeutschen Bundes zustande kam, weder von den Regierungen noch von den Körperschaften, die dabei mitwirkten, in dem Tone von diesem Abschnitte der Verfassung gesprochen wurde. Im Gegenteil: man knüpfte daran große Hoffnungen, jedenfalls zu weit gehende Hoffnungen für die Zukunft. Ich selbst habe

damals auch mehr — man muß ja immer erst die Entwickelung der Dinge beobachten, ehe man sie richtig erkennt, — ich habe damals auch mehr auf die Initiative der Regierungen gerechnet. Ich habe darauf gerechnet, daß die Regierungen die Verpflichtung, die sie hier übernommen haben:

„Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse eines einheitlichen Verkehrs verwalten zu lassen."

ernster nehmen würden, und daß namentlich die Königl. preußische Regierung das thun würde, in deren Handelsministerium dieser Teil der Verfassung ausgearbeitet ist. Ich habe mich darin vollständig getäuscht. (Heiterkeit.)

Ich hatte dann geglaubt, daß die Herstellung des Reichseisenbahnamts als eines Aufsichtsamts dem Mangel abhelfen könnte. Diese Erfahrung hat aber nur gezeigt, wie ohnmächtig das Reich an sich und wie stark der Territorialstaat ist. Das Reichseisenbahnamt ist eine begutachtende, beratende — bittende Behörde geworden, die sehr viel schreibt und thut, ohne daß ihr jemand Folge leistet, und der eine Beschäftigung zugefallen ist, bei der ich die ausgezeichneten Kräfte, die sich ihr gewidmet haben, doch nur mit Mühe vor der Entmutigung bewahren kann, mit der jede erfolglose und angestrengte Thätigkeit verbunden ist. Ich habe demnächst meine Hoffnung als Kanzler zur Verwirklichung dieses Teils der Verfassung auf ein Eisenbahngesetz gerichtet gehabt. Es ist vorher schon davon gesprochen, welche Schwierigkeiten dessen Zustandekommen gehabt hat; nur ist es ungerecht, diese Schwierigkeiten allein der Königl. sächsischen Regierung zuzuschieben; es sind andre Regierungen, und dabei die unsrige, auch beteiligt. (Heiterkeit.)

Die Thatsache ist immer geblieben, daß der faktische Einfluß des Königl. preußischen Handelsministeriums auf die gesamte Entwickelung und Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens ein stärkerer ist, als der des Reichsministeriums trotz allem, was darüber in der Verfassung steht; es hat eben das Recht der territorialen Aufsicht mit seiner Exekutivgewalt, und der Besitz eines großen Eisenbahnkomplexes, der eine magnetische Einwirkung auf andre Schienenwege ausübt, sich doch als sehr viel stärker erwiesen, als die theoretischen Verfassungsrechte, welche dem Reiche verliehen worden sind. Diesen Zustand zu bekämpfen, die Entwickelung auch in den einzelnen wirtschaftlichen Teilen, die Entwickelung eines Großpreußentums zum Nachteil der Reichsautorität zu bekämpfen, ist eine Pflicht, die mir als Reichskanzler obliegt. Ich kann dabei auch nicht sagen, daß die preußische Eisenbahnpolitik — der jetzige Handelsminister*) ist erst seit kurzem mit ihr befaßt — aber in den früheren Stadien, mit Ausnahme der Zeit, wo der Minister v. d. Heydt sie leitete, im ganzen eine glückliche gewesen ist. Sie hatte vollkommen freie Hand, schon zu den Zeiten, wo die Freiheit der Hand nicht einmal durch parlamentarische Beschlüsse beengt war, und da waren vielleicht die Intentionen doch noch staatsmännischer in Bezug auf die Eisenbahnpolitik, wie aus dem Innehalten der alten Gesetze noch schüchtern hervorleuchtet. Es ist daraus ein Zustand der Zerrissenheit hervorgegangen, dem ich doch noch andre Seiten abgewinnen muß, als die idealen Wirkungen der Konkurrenz und die Initiative der Ver-

*) Dr. Achenbach, ernannt 13. Mai 1873.

besserungen, die der erste Herr Redner (Abg. Richter) hervorhob. Wir sind in Bezug auf den Eisenbahnverkehr in eine Lage geraten, wie sie sonst seit dem Mittelalter Deutschland nicht eigentümlich war. Wir haben in ganz Deutschland, glaube ich, 63 verschiedene Eisenbahnprovinzen, — das ist fast zu wenig gesagt, sie sind selbstständiger als Provinzen, Eisenbahnterritorien möchte ich sagen — von denen vielleicht 40 auf Preußen kommen werden. Jede dieser territorialen Herrschaften ist nun mit den mittelalterlichen Rechten des Stapelrechts, des Zoll- und Geleitwesens und Auflagen auf den Verkehr nach Willkür zu gunsten ihres Privatsäckels vollständig ausgerüstet, ja selbst mit dem Fehderecht. (Heiterkeit.)

Wir erleben ja heute, daß ohne Vorteil für die Eisenbahnen und die Aktionäre, aus einer Art von Sport möchte ich sagen, die Direktionen untereinander einen Kampf führen, der viel Geld kostet, und der mehr ein Machtkampf ist ohne finanzielle Konkurrenz. Daß diese Zustände nicht dem Ideal entsprechen, das die Reichsverfassung aufstellt, daß sie das nicht einmal in Preußen thun, dem kann, glaube ich, nur dadurch abgeholfen werden, daß auch in Preußen ein andrer Weg der Abhilfe als bisher versucht würde, wenn der Uebergang an das Reich nicht stattfände; selbst das preußische Aufsichtsrecht erweist sich doch nicht als stark genug, um Zustände, die sich den Reichsverfassungsbestimmungen nähern, auch nur innerhalb Preußens herzustellen. Es gehört dazu, glaube ich, auch noch eine stärkere Eisenbahnmacht der Staatsverwaltung innerhalb Preußens, keineswegs eine Unifikation, nur eine Konsolidation. Ich glaube, daß nach jeder der Hauptrichtungen hin der Staat im Besitz irgend einer Verbindungslinie sein sollte, der gegenüber ja eine

Konkurrenz stattfinden kann, die aber auch selbständig ihre Verbindungen aufrecht erhalten kann. Die Befürchtung, daß die Aufsicht und die Konkurrenz miteinander unvereinbar seien, teile ich eigentlich nicht; ich habe wenigstens bisher noch nicht wahrgenommen, daß die Prosperität einer Eisenbahn unter der Aufsicht des konkurrierenden Staates gelitten hätte. Außerdem halte ich die Eisenbahnen dazu nicht in der Hauptsache bestimmt, ein Gegenstand finanzieller Konkurrenz zu sein, um das höchst mögliche herauszuschlagen; die Eisenbahnen sind nach meiner Ueberzeugung viel mehr für den Dienst des Verkehrs, als für den Dienst der Finanzen bestimmt; daß sie dabei nicht finanzielle Vorteile bringen sollen, wäre eine Thorheit. Die Ueberschüsse, die die Staaten in Gestalt von Reinerträgen beziehen, oder die an die Aktionäre in Gestalt von Dividenden gehen, bilden recht eigentlich die Besteuerung, die der Staat von dem Verkehr, der auf Grund seines Privilegiums zirkuliert, erheben könnte, die aber bei den Privatbahnen den Aktionären zufällt. Daß diese Besteuerung keine drückende, sondern eine dem Verkehr angemessene und finanziell gerechte sei, das ist Sache der Erwägungen; daß aber die Konkurrenz im Finanzwege, also recht eigentlich die Fiskalität, die Hauptsache der Eisenbahnexistenz und ihrer Behandlung sei, das muß ich bestreiten, und deshalb halte ich den Begriff einer Konkurrenz zwischen Privat- und Staatsbahnen für keinen, der uns abhalten dürfte, eine Abhilfe der Nachteile unsrer Zerrissenheit zu suchen. Die nichtpreußischen Bahnen, welche noch Privatbahnen sind — es sind deren sehr wenige — werden wahrscheinlich in kurzer Zeit von den betreffenden Staaten erworben werden; die nichtpreußischen Staatsbahnen aber sind

in sehr guten Händen, sie dienen bereits in der Hauptsache dem öffentlichen Verkehrsinteresse, nebenher den Finanzinteressen dieser Staaten, also jedenfalls öffentlichen Zwecken. Es ist der Uebelstand der Privatbahnen, daß ein vom Staat verliehenes Privilegium und nur durch die Staatshilfe ausgebeutetes — man kann sagen, ein verliehenes Monopol — für Privatinteressen und Privatrevenüen rechtmäßig ausgebeutet wird. Das findet bei den Staatsbahnen nicht statt, und es war eine ungerechte und übertriebene Befürchtung, die man hat laut werden lassen, und die wahrscheinlich nicht laut geworden wäre, wenn man abgewartet hätte, bis wirklich öffentlich kund war, was wir eigentlich wollten. Ja, ich sehe auch in diesen Befürchtungen einen geringeren Glauben an Recht und Gerechtigkeit in Deutschland, als ich habe. (Heiterkeit.)

Ich bin vielleicht nicht Jurist genug, aber nach meiner Ueberzeugung wären wir gar nicht in der Möglichkeit, den andern Staaten wider ihren Willen ihre Staatsbahnen zu nehmen. Die gesetzliche Kompetenz in Artikel 4, daß das Eisenbahnwesen der Gesetzgebung und Aufsicht des Reichs unterliegt, reicht meines Erachtens doch soweit nicht; sie reicht soweit, daß der Verkehr auf diesen Bahnen und seine Beziehung zu den übrigen Bahnen gesetzlich geregelt werden kann, das Tarifwesen und dergleichen; aber daß das Eigentum an der Substanz der Bahnen den Staaten thatsächlich entzogen werden könnte — eine theoretische Souveränität würde soweit reichen, man würde aber mit derselben Souveränität dahin kommen können, den Staaten durch Reichsgesetz ihre Staatsforsten oder Bergwerke nehmen zu wollen — das wäre etwas ganz Ungeheuerliches und Unmögliches,

das wird jedem einleuchten; aber gerade so juristisch unmöglich scheint es mir, daß wir ein Reichsgesetz machen, nach welchem es hieße, Sachsen soll seine Eisenbahnen, sein Eigentum an denselben an das Reich abgeben. Soweit habe ich die Reichskompetenz nie ausgelegt, ich begreife daher nicht, welche Quelle diese Befürchtungen, wenn sie aufrichtig sind, in den einzelnen Staaten haben konnten. Traut man sich vielleicht die Kraft nicht zu, der Anziehung eines größeren Eisenbahnkomplexes zu widerstehen? Die Besorgnis wäre ja ebenso berechtigt einem ausgedehnteren preußischen Staatsbahnnetz gegenüber, nachdem dasselbe in den westlichen Teilen des preußischen Staates, da, wo hauptsächlich die Berührungen mit unsern Nachbarn sind, tiefer eingreifend, stärker entwickelt wäre, als bisher. Nun kann man aber von Preußen nicht verlangen, daß es die Bundesfreundlichkeit soweit treibt, daß es, um seinen Bundesgenossen solche Befürchtungen zu ersparen, seinerseits innerhalb seiner Grenzen in einem Zustande verbleibt, den es für unwirtschaftlich und verwerflich erkennt, sobald es ihn dafür erkennt. Aber ich glaube auch, daß diese Befürchtung eine gerechtfertigte nicht ist, denn ich finde, daß kleinere Bahnkomplexe unabhängiger Staaten, — Staaten von der Größe wie die größeren deutschen Mittelstaaten, wie die Schweiz, Belgien, die Niederlande — daß die inmitten und an der Grenze größerer benachbarter französischer und deutscher Eisenbahnkomplexe ohne die mindeste Besorgnis für ihre wirtschaftliche Selbständigkeit bestehen; die politische ist ihnen ja vollständig sicher, und die politische Seite der Sache deckt auch bei uns die Verfassung. Warum wirtschaftlich aber die Wirksamkeit der preußischen Bahnen auf die der deutschen benachbarten Staatsbahnen eine stärker anziehende sein

sollte, als die der französischen Bahnen gegenüber den Schweizern oder Belgiern in ihrem Bahnbetriebe, das sehe ich nicht ein. Ich halte also diese Befürchtung für eine unbegründete.

Die Abhilfe der Schäden, an denen meiner Ueberzeugung nach die preußischen Eisenbahnen laborieren, könnten ja in einer sehr einfachen Weise auf rein preußischem Gebiet durch allmähliche Vergrößerung der Staatsbahnen erfolgen, indem vielleicht die Eisenbahnverwaltung selbständiger gestellt würde, als bisher, ein vollständig unabhängiges eignes Eisenbahnministerium, und dieses generell ermächtigt, solche Verträge, die passend scheinen, mit Privatbahnen abzuschließen und bei der jedesmaligen Sitzung dem Landtag zu unterbreiten. Das wäre ja eine sehr einfache Operation, wenn wir nicht in dem Reichsverbande ständen und unter der Herrschaft der Reichsverfassung. Angesichts der Verpflichtung, die wir dem Reiche gegenüber haben, halte ich es aber, so lange uns die Möglichkeit gegeben wird, für eine Pflicht, zuerst die Macht des Reichs und nicht die eines Großpreußentums zu erstreben, den stärksten Staat im Reich, soweit wir es hindern können, auch auf wirtschaftlichem Gebiet nicht noch mehr Uebergewicht gewinnen zu lassen, sondern die Elemente dazu dem Reich anzubieten. Die Reichsverfassung kann meines Erachtens nur auf diesem Wege zu einer Wahrheit werden; nicht sehr schnell wahrscheinlich: selbst wenn Sie uns, meine Herren, die Vollmacht erteilen, vor den Reichstag zu treten, glaube ich, würde das Resultat, welches wir bei dem Reichstage erlangen würden, doch immerhin erst in der Landtagssession des nächsten Jahres unterbreitet werden. Ist das Resultat ein negatives,

lehnt das Reich unser Anerbieten ab, was ja sehr leicht möglich ist, und woraus man niemand einen Vorwurf machen kann, lehnt also das Reich dies ab, was ich bedauern würde, dann sind wir in der Lage, Ihnen darüber Mitteilung zu machen und weitere Vorschläge, wie nach Meinung der preußischen Regierung nun die Konsolidation des preußischen Eisenbahnbesitzes zu erstreben sei. Willigt aber das Reich ein, so ist es immer noch fraglich, ob die Art, wie dort der Vertrag beschlossen worden ist, der eine sehr umfängliche Arbeit sein wird, bei Ihnen hier und dem Herrenhause Beifall findet. Es kann ja sein, nicht, daß er ganz verworfen wird, aber daß irgend welche Klausel oder Bedingung darunter ist, die ihn Ihnen unannehmbar macht, so daß wir nochmals zurückgehen müssen. So geht wieder ein Jahr verloren, währenddessen die Sachen bleiben, wie sie sind. Aber auch dann, wenn wir so glücklich wären, mit dem Reich ein Abkommen zu schließen, welches sofort Ihre Genehmigung fände, dann würde immer wieder noch ein Reichstag notwendig sein, also wiederum ein Sitzungsjahr vergehen, in welchem man diejenigen budgetmäßigen Vorkehrungen und Einrichtungen beim Reiche träfe, die notwendig sind, um das Reich in den Stand zu setzen, daß es diese große Morgengabe, die ihm Preußen darbringt, in Empfang nimmt und verwaltet. Es werden also immerhin mindestens wohl drei Jahre vergehen, bevor wir mit Sicherheit darauf rechnen können, daß wir im allergünstigsten Falle in ein andres Fahrwasser kommen. Ich würde es bedauern, wenn diese drei Jahre von der preußischen Regierung ganz unbenutzt blieben, um auf dem Wege, den wir eventuell gehen müssen, wenn das Reich uns eine ablehnende Antwort gibt, vorwärts zu kommen; oder

auf dem Wege, den meines Erachtens das Reich gehen wird, wenn es unsre Staatsbahnen annimmt, — daß auf diesem Wege das preußische Ministerium schon jetzt oder bald — ich glaube, die Gelegenheiten sind jetzt eher günstig, als nachteilig — vorwärts ginge und solche Verbindungen anknüpft, durch die wir in den Stand gesetzt würden, in einer nächsten Sitzung bereits Vorlagen zu machen von Verträgen, die vielleicht von Preußen abzuschließen wären, um die Masse, die demnächst an das Reich überzugehen hat, zu vermehren, eventuell den preußischen Staatsbesitz zu steigern. Es ist das eine Frage, die uns heute nicht beschäftigt, ich erwähne sie eben nur, um meiner Stellung zur Sache und meiner Auffassung von den Eventualitäten der Zukunft damit einen Ausdruck zu geben, zugleich aber auch, um Ihnen und namentlich außerhalb dieses Hauses einen Eindruck von dem Tempo zu geben, in dem wir die Sache auffassen, welches jedenfalls kein stürmisches ist, sondern ein langsames und ruhiges. Wir sind der Meinung, Schritt für Schritt in dieser Vergrößerung vorzugehen, nichts zu übereilen, nichts zu drängen, nichts zu ernsthaften und feindlichen Fragen zuzuspitzen, sondern die Sache eben wie eine rein wirtschaftliche zu behandeln, bei der ein gewaltsamer Druck nach keiner Seite geübt wird. Erschwert wird uns die Regelung der wirtschaftlichen Fragen wesentlich dadurch, daß ja die politischen Parteien, mit denen wir es im Reich zu thun haben, diese Frage wie jede nach ihrer Art ausbeuten. Materielle Interessen stehen uns auch entgegen, nicht sowohl die der Aktionäre, die ja bei dem sich fortwährend vermindernden Wert der Eisenbahnen, glaube ich, nicht sehr unglücklich sein würden, wenn es einen Moment gibt, wo dieser Verminde-

rung durch Verwandlung in eine feste Staatsrente ein Halt geboten wird; aber den Direktionen ist es wirklich schwer einen Ersatz für die glänzende Stellung zu geben, die sie augenblicklich haben, namentlich für ihre Regierungsrechte in Bahnsachen — und zu den Direktionen gehören ja auch im weiteren Begriff die sich angeblich gefährdet glaubenden Direktionen der Staatseisenbahnen, wo aus achtbarsten und berechtigtsten Motiven sich doch eine gewisse Anhänglichkeit an das Ressort und an die Erhaltung in dem bisherigen Zustand notwendig bildet. Aber bei den Aktionären wird im ganzen der Widerstand nicht so kräftig sein; es wird mehr darauf ankommen, die politischen Hintergedanken und Vorwände immer, wenn sie sich eindrängen, sorgfältig aus der Sache herauszubringen. Daß nicht rein wirtschaftliche Interessen für die Stellung der einzelnen und der Fraktionen zu der Sache maßgebend sind, sehen Sie aus der scharfen Abgrenzung und Scheidung, in der die Fraktionen sich zu der Sache stellen, innerhalb deren über die wirtschaftliche Seite der Frage gewiß viele Meinungsverschiedenheiten sind, da die meisten von uns kaum in der Lage sind, sich ein sicheres wirtschaftliches Bild zu machen. Aber für den politischen Effekt ist es leichter für eine Fraktion, sich zu einigen, und deshalb glaube ich, werden die Fraktionen ziemlich geschlossen bei dieser Frage sein, — für mich gerade kein erwünschtes Symptom, insofern ich daraus sehe, daß das politische Interesse vorherrscht.

Man kann ja fragen, warum wir Ihnen überhaupt die Vorlage machen, da die Regierung selbständig befugt gewesen wäre, mit dem Reiche zu unterhandeln und, wenn zu einem Abschluß gelangt, Ihnen dann die Abmachung zur Genehmigung oder zur Verwerfung vorzulegen. Nun,

meine Herren, dazu, glaube ich, ist die Sache doch zu wichtig, daß die Regierung von ihrer Machtvollkommenheit in dieser Weise hätte Gebrauch machen sollen. Ich glaube, es würde bei den meisten von Ihnen doch einen gewissen Eindruck von Nichtachtung gemacht haben, wenn die Regierung in einer so wichtigen Frage, wo ein so großes Eigentum des Staats zum Kaufe angeboten wird, vorginge, ohne sich vorher durch die Stimmung der Volksvertretung und der gesetzgebenden Körperschaften einigermaßen zu vergewissern, ob sie auch sicher ist, im Einklang mit ihnen zu handeln. Die Initiative muß dabei ja natürlich von dem, dessen Eigentum verkauft werden soll, ausgehen. Unsre Stellung gegenüber dem Reiche ist auch eine ganz andre, wenn wir, gestärkt durch das Votum dieser Versammlung, der nächst schwerwiegenden im Deutschen Reich, dem Reiche gegenübertreten. Es geht das schon daraus hervor, daß, wenn Sie z. B. die Vorlage ablehnten, wir dann ganz sicher keine Aussicht hätten, nachdem der Reichstag sieht, daß wir nicht die Unterstützung, sondern die Verwerfung der Landesvertretung hinter uns haben, vor dem Reichstage mit irgend einem Erfolge die Sache zur Vorlage zu bringen, sondern jeder würde dann die Regierung gerechtfertigt finden, wenn sie darauf verzichtete und zunächst in späterer Zeit an eine anders zusammengesetzte preußische Versammlung oder a male informata ad melius informandam appellierte; aber daß wir vor dem nächsten Reichstag ohne weitere Beschlüsse des preußischen Landtages gewissermaßen lahm gelegt und außer Gefecht gesetzt wären, das liegt ganz klar, und das zeigt schon, wie wichtig und notwendig es war, daß wir Ihre Unterstützung hierbei nachgesucht haben, und wieviel davon abhängt, ob Sie

uns dieselbe bewilligen oder vorenthalten. Ich hoffe das erstere, damit ein erster Schritt auf einer Bahn geschehe, die wohl bei meinen Lebzeiten, ich kann wohl sagen, bei unsern Lebzeiten, nicht ganz zu Ende gegangen wird. Aber mag die Entwickelung noch so langsam sein, unter noch so großen Kämpfen vor sich gehen, was ist denn Wichtigeres jemals anders zustande gekommen, als mit Kämpfen und gerade durch Kämpfe. Mögen diese noch so groß, mögen sie noch so schwierig sein, wir werden im Bewußtsein des guten Zieles, das wir verfolgen, nicht davor zurückschrecken und werden auch nicht erlahmen und entmutigt werden, weil ich überzeugt bin, daß, wenn eines an sich richtigen Gedankens — und dafür halte ich ihn — sich bei uns die öffentliche Meinung einmal bemächtigt hat, er nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, als bis er sich verwirklicht hat, als bis mit andern Worten die Reichsverfassung, als deren Stellvertreter ich vor Ihnen stehe, zu einer Wahrheit wird, auch in ihrem Eisenbahnartikel! (Lebhaftes Bravo!)

Die Sitzung wurde hierauf vertagt.

---

8. Meinungsverschiedenheiten im Ministerium.

29. April 1876.

Die Eisenbahnvorlage gelangte in der 45. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 29. April zur zweiten Beratung. In seiner Polemik gegen das Gesetz deutete der Abgeordnete Virchow verschiedentlich an, es komme ihm vor, als ob der Ministerpräsident in dieser Frage nicht überall gleicher Meinung sei, wie andre Mitglieder des Ministeriums. „Oder will,“ fragte er unter anderm, „der Herr Handelsminister zugestehen, daß der Herr Ministerpräsident recht hat zu sagen, er habe sich vollständig darin getäuscht,

daß das preußische Handelsministerium ihm helfen würde, das auszuführen, was die Reichsverfassung vorschreibt? Kann man einen größeren Vorwurf gegen einen Kollegen erheben, gegen ein Glied desselben Ministeriums, vor der Landesvertretung, vor dem Lande, als dieser ist?“ Fürst **Bismarck** erwiderte darauf:

Bei der annähernden Erschöpfung der sachlichen Debatte halte ich mich für verpflichtet, Ihre Zeit mit einer Verlängerung derselben nicht in Anspruch zu nehmen, und will nur auf eine persönliche Anregung des Herrn Abgeordneten Virchow antworten. Derselbe hat gesprochen, wie mir schien, unter dem Eindruck einer lebhaften Besorgnis über inneren Zwiespalt in dem jetzt bestehenden Ministerium, und ich halte es für meine Pflicht, und ich glaube, er wird es mir Dank wissen, wenn ich ihn darüber so schnell wie möglich beruhige. Namentlich zwischen dem Herrn Handelsminister und dem Ministerpräsidenten sind Meinungsverschiedenheiten über diese Angelegenheit, seit sie überhaupt im Staatsministerium verhandelt ist, gar nicht hervorgetreten; wir haben jederzeit dieselbe Auffassung vertreten und sind vollständig einig, wir wünschen es aber auch zu bleiben, und ich namentlich in der Erinnerung daran, — der Herr Abgeordnete hat da wahrscheinlich bloß die Zeit, die vergangen hinter uns liegt, mit der Gegenwart verwechselt — mich nicht immer in der Gesamtauffassung so völlig im Einverständnis befunden habe. Gerade weil wir einig zu bleiben wünschen und die Elemente zwiespältiger Auffassung beseitigen wollen, haben wir dieses Gesetz eingebracht, nicht ausschließlich deshalb, aber es ist einer der Gründe. Es ist ja ganz unmöglich, daß, wenn von zwei verschiedenen Stellen, aus verschiedenen Beamten bestehend, eine konkurrierende Aufsicht ausgeübt werden soll, auch wenn beide mit derselben Treue und Hingebung nicht nur demselben Monarchen

und Lande dienen, sondern auch in ihrer Hauptüberzeugung nach denselben Gesamtrichtungen operieren, — es ist ganz unvermeidlich, wenn sie nichts voneinander wissen und nebeneinander gehen, ohne untereinander abzustimmen, jeder seinen Weg, der ihm der richtige zu sein scheint, daß sie, wenn sie die Distanz abmessen, sich wundern, wieweit sie auseinandergekommen sind, und daraus erzeugen sich Diskussionen, für deren Abschließung keine Instanz vorhanden ist. Wir sind in früheren Zeiten — es ist bei der einheitlichen Geschlossenheit, mit der jetzt das Ministerium zusammengesetzt ist, Gott sei Dank selten, sogar ganz obsolet geworden — weit über die Triplik und Quadruplik in den gegenseitigen Erörterungen zwischen zwei verschiedenen Ressorts hinausgekommen. Die siebente und zehnte Erwiderung — ich will gar nicht die barbarische Bezeichnung dafür latinisieren — hat stattgefunden, und im Grunde waren die Urheber dieser Polemik doch alle demselben Ministerium und derselben staatlichen Richtung angehörig; um wieviel leichter ist es also in technischen Beziehungen, bei denen sich in der einen Instanz, ich will nicht sagen, politische, aber doch gesamtstaatliche Rücksichten notwendig mehr einmischen als in der andern rein technischen, daß die weit auseinandergehen? Wenn ich gesagt habe, daß ich oder das Reichskanzleramt in Bezug auf den Entwurf des Reichsgesetzes auch die Unterstützung der preußischen Regierung nicht gehabt habe, so habe ich damit der preußischen Regierung, respektive dem betreffenden Ressort, ebensowenig einen Vorwurf machen wollen, wie ich hier der Königlich sächsischen, so nahe befreundeten Regierung von dieser Stelle einen Vorwurf habe machen können. Ich habe nur einen thatsächlichen Zustand kritisieren und ihn der Oeffentlichkeit nahelegen

wollen. Denn das ist ein Zustand, der eigentlich nicht stattfinden sollte, der aber beim besten Willen und bei der größten Uebereinstimmung, sowie zwei konkurrierende Behörden eine und dieselbe Sache ohne Verständigung unter sich bearbeiten, notwendig erfolgen muß. Also alle Schlüsse, die daraus etwa gezogen werden könnten, als ob zwischen dem Herrn Handelsminister und mir oder andern Stellen, etwa zwischen dem Herrn Finanzminister und andern Mitgliedern des Ministeriums, Meinungsverschiedenheit stattfinde, sind unrichtig, — Nüancen sehr wahrscheinlich; aber das, was wir Ihnen vorlegten, ist von allen beschlossen, dem Wortlaut und dem Sinne nach, und wir sind in der ganzen Sache in dem Maße einig, daß ich nur wünschen möchte, daß wir auch mit dem Herrn Vorredner und seiner Partei uns in derselben Uebereinstimmung befänden, wie sie unter uns besteht. (Heiterkeit.) Dann würde ja die Sache gut und glatt gehen!

Das Uebertragungsgesetz wurde in der 46. Sitzung am 2. Mai mit 215 gegen 160 Stimmen angenommen.

---

9. Die Eisenbahnvorlage im Herrenhause.

18. Mai 1876.

Im Herrenhause gelangte der Gesetzentwurf wegen Uebertragung der Staatsbahnen auf das Reich in der 7. Sitzung am 18. Mai zur ersten Beratung. Nach einer Rede des Herrn v. Kleist-Retzow nahm der Ministerpräsident Fürst von Bismarck das Wort:

Der Herr Vorredner hat sich die Bekämpfung der Vorlage, wie das ja auch an andern Orten und außerhalb der parlamentarischen Versammlungen geschehen ist,

dadurch erleichtert, daß er ihr eine bedeutendere Tragweite und weiteren Umfang gegeben hat, als sie nach ihrem Wortlaut, wie er vorliegt, überhaupt hat. Er hat daran zwei Reihen Gründe aufgezählt, die ihn bestimmen, dagegen zu votieren. Ich erlaube mir, weil sie mir so besser im Gedächtnis sind, von rückwärts sie einzeln zu besprechen und mit dem letzten anzufangen — die Sorge, daß die armen Landesteile in Zukunft von seiten des Reiches die Pflege nicht haben würden, die sie bisher von seiten des preußischen Staates gehabt haben, wie der Herr Vorredner wenigstens in Bezug auf Pommern bereitwillig anerkennt, und ich glaube auch in Bezug auf Ostpreußen hätte anerkennen können, wenn man die großen Leistungen des Staats in dieser Provinz erwägt. Das glaube ich auch nicht, daß das Reich sich dazu verpflichtet fühlen wird — ist auch nicht seine Aufgabe. Warum aber der preußische Staat in seiner Gesamtheit nicht späterhin, wenn er die Notwendigkeit oder Nützlichkeit anerkennt, dieselbe Fürsorge für seine ärmeren Landesteile aus dem gemeinsamen Säckel aller Provinzen üben sollte, die er bisher geübt hat, warum er allen seinen Unterthanen aus eignen Mitteln nicht auch sollte helfen wollen, und ebenso bereitwillig wie bisher, das sehe ich nicht ein; das bleibt dem preußischen Staate unbenommen. Der Herr Vorredner wünscht, daß der preußische Staat dieselbe Ausbildung des Eisenbahnaufsichtsrechts und seiner materiellen Hilfsmittel in die Hand nehme, die wir hier dem Reiche zuführen wollen; ich kann nicht ersehen, wie er dabei gleichzeitig das Argument des Mißtrauens in die Schranken hat führen können, von dem die übrigen Bundesstaaten Preußen gegenüber erfüllt sein würden, wenn die preußischen Bahnen in den Händen des Reiches

wären. Dieses Mißtrauen würde viel stärker berechtigt sein, wenn der ganze gewichtige Komplex einer Basis von staatlichem Einfluß ausschließlich in den Händen Preußens bliebe und dort so ausgebeutet würde im einseitigen preußischen Interesse, wie es das Reich nicht könnte; denn das ist das Eigentümliche der Reichsverwaltung, daß dort gerade die Regierungen, von denen der Herr Vorredner das Mißtrauen befürchtet, mitzureden und mitzubeschließen haben über die Gesetze und Anordnungen, welche das Eisenbahnwesen regeln, über das Budget der Eisenbahn und über die Tarife, und diese ihre Mitwirkung dazu benutzen können, eine solche Reichseisenbahnpolitik, welche ihre eignen partikularen Interessen schädigt, zu verhindern und öffentlich zu diskutieren, während, wenn diese Schädigung und Beengung von Preußen als Bundesstaat ausschließlich, ohne daß das Reich dabei beteiligt wird, ausgeübt würde, ich gar nicht sehe, was sie für Hilfsmittel dagegen hätten.

Eine Beschwerde wegen Mißbrauchs der Souveränität beim Bundesrate in Eisenbahnsachen würde schwerlich haften. Also dieses Mißtrauen würde meines Erachtens viel stärker sich entwickeln müssen, wenn wir die Mittel zur Abhilfe, über deren Notwendigkeit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge gegenüber doch die meisten einig sind, auf dem Wege des Großpreußentums ergriffen, als wenn wir sie auf dem Wege der Reichspolitik nähmen, offen und unter anerkanntem Einflusse unsrer Bundesgenossen im Reich. Ich kann die Theorie, die der Herr Vorredner darüber entwickelte, doch gegen die Bezeichnung eines Großpreußentums nicht in Schutz nehmen, obschon er sich dagegen verwahren wollte. Das ist es ja eben, was ich vermeiden möchte, daß ein einzelner Bundesstaat, der

schon bevorrechtigt ist durch die große Ausdehnung, durch die Thatsache, daß sein Souverän zugleich der Kaiser ist, und der durch seine geographische Lage genötigt sein würde, die Konsolidation seiner Eisenbahnverhältnisse im Verein mit einer Anzahl kleinerer norddeutscher Staaten zu suchen, durch diese Konsolidation Preußen noch wieder ein neues Vorgewicht im Reiche erwirbt. Ich würde damit nicht die mir obliegende Pflicht zur Durchführung der Reichsverfassung, zur Herstellung einer richtigen und einheitlichen Eisenbahnaufsicht erfüllen; ich würde dazu beitragen, die Mittel dazu in verstärktem Maße in die Hand der preußischen Regierung zu legen und das Mißverhältnis, den Widerspruch gegen die Reichsverfassung, der heute darin besteht, daß thatsächlich die preußische Partikulareisenbahnverwaltung im Reiche bereits mächtiger, einflußreicher ist, als das Reich, mehr Aufsichtsrecht faktisch ausübt. — Diese der Reichsverfassung entgegenstehende Situation würde ich dadurch wesentlich verschärfen.

Der Herr Vorredner hat dann gefürchtet, daß das Reich in diesen Eisenbahnen einen Besitz erwerbe, dessen Rentabilität von Jahr zu Jahr mehr zurückgehen werde, daß der allgemeine Rentenrückgang dann auch für Preußen zu befürchten sei. Auch diese Befürchtung ist geknüpft an die unrichtige Uebertreibung der Vorlage, an die Voraussetzung, als wollten wir die gesamten Eisenbahnen Deutschlands erwerben; denn wenn diese irrtümliche und durch die Vorlage in keiner Weise gerechtfertigte Voraussetzung nicht dabei gemacht wäre, so würde der Herr Vorredner sich dabei doch selbst den Einwand haben machen müssen, daß die Gefahren dieses Rentenrückganges von Preußen in Bezug auf seine Staatsbahnen, vom Reiche in Bezug auf seine bisher von ihm besessenen

Reichsbahnen im Reichslande so wie so getragen werden müssen. Er hat dabei ganz besonders seine Fürsorge für Preußen accentuiert, daß es darunter leiden würde. Ich hätte es natürlich gefunden, wenn er als Advokat der übrigen Bundesstaaten aufgetreten wäre und gesagt hätte, daß es ungerecht sei, daß diese in Preußen vermöge seines großen Eisenbahnbesitzes naturgemäß bevorstehenden Verluste an Rentenrückgang mit hineingezogen werden sollen; aber daß Preußen an dem ihm naturgemäß bevorstehenden Verlust durch den Rentenrückgang noch stärker geschädigt werden könnte, als ohne diese Vorlage, das kann ich nicht einsehen.

Daß die Rentabilität der Eisenbahnen im allgemeinen stetig zurückschreitet, ist ja eine bekannte Thatsache, die sich in allen Ländern beobachten läßt, und nicht bloß bei uns. Es ist das eine natürliche Folge des fortdauernden Abbaus der Hypotenuse zu den beiden Katheten und der Vervielfältigung der Linien zwischen zwei Punkten, des Irrtums, daß die Konkurrenz in Eisenbahnlinien den Verkehr wohlfeiler macht. Es haben darüber in England sehr lehrreiche Berechnungen stattgefunden: solange eine Linie zwischen zwei großen Orten vorhanden gewesen, ist die Fracht für die Tonne von, ich weiß nicht was, 17 Schilling gewesen, wie die zweite Konkurrenzlinie gebaut war, ist sie auf 22 Schilling und, wie die dritte Linie gebaut war, auf 28 Schilling gestiegen, indem derselbe Verkehr, der sich nicht wesentlich vermehrt hat, anstatt der Verzinsung für die eine Linie nun eine solche für die drei Linien aufbringen mußte. Solche Verhältnisse wiederholen sich ja überall, und sie bewirken, daß, wie ein Engländer sagte, die Eisenbahnen so lange vermehrt werden, bis keine von ihnen über 2 Prozent bringt; das

fühlen auch, glaube ich, die meisten Aktionäre der Privatbahnen, und ich glaube, daß auf seiten der Aktionäre das Widerstreben gegen den Uebergang eines Teiles der Bahnen an den Staat ein bei weitem geringeres ist, die Direktionen aber sind in einer andern Lage. Die Aktionäre würden zum großen Teil froh sein, eine zurückgehende Rente zu einem festen Kurse, wenn der Preis annehmbar ist, loszuschlagen. Die Direktionen aber sind zum Teil in einer Lage, die ihnen keine Gesetzgebung ersetzen kann; sie sind deshalb nicht zu tadeln, es sind organisch mächtige Gebilde, die sich geschichtlich und berechtigt herausgestellt haben mit einem Einkommen und Tantieme und sonstigen berechtigten Emolumenten, wie sie in einigen Fällen die Botschafter doch auch vom Staate nicht beziehen, die höchst bezahlten Beamten, die wir haben; daneben eine sehr große Klientele, eine sehr erhebliche Machtstellung im Staate und dann die Vorteile der Verbindung in der Stellung von Eisenbahndirektionen mit den Direktionen andrer industrieller Unternehmungen, Bankunternehmungen, Hüttenwerken und Eisenwerken. Das sind ja alles berechtigte und legitime Vorteile, die aus der Stellung der Direktionen gezogen werden und nicht alle ersetzt werden können, obschon ja die Privateisenbahnen auch jetzt das aufbringen, was nach dieser Richtung hin gezahlt werden muß, und also nicht abzusehen ist, warum die jetzigen Nutznießer dieser angenehmen Stellen nicht für ihre Lebenszeit, das, was ihnen, wie ich glaube, in den meisten Fällen vertragsmäßig zusteht, aus den Eisenbahnrevenuen weiter genießen sollten, — bis auf die Klientele, die wird fehlen, die ist aber meines Erachtens auch richtiger schließlich in den Händen der Staatsbehörden.

Der Herr Vorredner hat weiter in dem früheren Abschnitt seiner Rede gesagt, daß der Versuch noch nicht gemacht sei, einen so großen Komplex von Eisenbahnen aus einer Hand zu bewirtschaften. Nun, was diese Vorlage betrifft, so ist ja in derselben der Versuch toto die bereits gemacht, die preußische Regierung bewirtschaftet denselben Komplex, der an das Reich übergehen soll; ob ihn das Reich und wieweit es ihn vergrößern will, das haben wir hier nicht zu erörtern, darüber wird das Reich beschließen, wenn es sich überzeugt haben wird, daß es im stande ist, einen so großen Komplex zu bewirtschaften und zu übersehen, und daß es vielleicht im stande ist, ihm eine ähnliche Einrichtung zu geben, wie bei der Post, die auch bei uns heutzutage eine große Ausdehnung, eine umfassende Verwaltung hat, von der wir in unsrer Jugend zu der mit Freude begrüßten Zeit Naglers uns noch nichts träumen ließen, wo wir doch schon der Meinung waren, daß eine recht vollkommene, ausgedehnte und schwer zu übersehende Ausdehnung vorhanden sei. Ich glaube, daß die Zahl der Eisenbahnbeamten zum Beispiel, die jetzt zu übernehmen sein würden, die der Postbeamten, die das Reich bereits hat, höchstens um 30 bis 50 Prozent übersteigen würde. Ich kann mich in diesen Ziffern irren, aber um sehr viel, glaube ich, wird es nicht sein; ich habe sie nicht im Gedächtnis, sondern nehme sie nur annäherungsweise. Wenn in andern Ländern bisher ein so großer Verwaltungskomplex nicht existiert, so kann uns doch eine Umschau in der Eisenbahngesetzgebung überzeugen, daß kein andres Reich davor zurückschreckt, im Gegenteil alle dem Ziele zustreben, dadurch, daß sie, was nur bei uns unterlassen, oder in einer andern, später aufgegebenen wirtschaftlichen Form zu erstreben versucht

wurde, daß sie sich alle das Heimfallsrecht für sämtliche Eisenbahnen stipuliert, und namentlich das französische System, wo nach 90 Jahren nach der Konzession alle Bahnen dem Staate anheimfallen, angenommen haben. Aber nicht nur auf das französische Reich, sondern, wie ich glaube, auch auf Oesterreich und Italien erstreckt sich dieser Zustand, den der Herr Vorredner befürchtet, als etwas gesetzlich Erstrebtes, als etwas, was die Staatsmittel sofort zu erreichen nicht erlaubten, was die gedachten Länder sich aber durch die Gesetzgebung haben sichern wollen. Das einzige Land, welches in dieser Beziehung unter allen andern europäischen großen Ländern keine Vorkehr getroffen hat, ist bekanntlich England, und dort sind mir von sehr einflußreichen und bedeutenden Staatsmännern mannigfache Sorgen und ein lebhaftes Bedauern über diese Situation wiederholt ausgesprochen worden. Angesehene englische Staatsmänner haben mir gesagt: „Bei uns besteht leider die Befürchtung, daß es schon zu spät sei, den Uebergang der Privatbahnen in die Hände des Staats zu bewirken; von der Notwendigkeit und Nützlichkeit, daß es geschehe, sind wir alle überzeugt. Wir glauben deshalb, daß es zu spät ist, weil die Macht der Eisenbahndirektionen in den Wahlen und in dem Parlamente schon zu stark geworden ist, als daß die Regierung ohne ein verfassungswidriges Verfahren sie brechen könnte.“ Die Interessen daran werden aber für so wichtig gehalten, daß mir gesagt ist, als vor wenig Jahren die nur noch wenigen, aber sehr mächtigen Eisenbahngesellschaften, zu welchen die ursprüngliche Masse der englischen Unternehmungen sich konsolidiert hat, damit umgingen, sich in eine einzige zu verschmelzen, um einen einzigen Direktor an ihrer Spitze zu haben —

gewissermaßen einen Eisenbahnkönig — die Regierung darin eine solche Gefährdung des Staatswohls erblickt hat, daß sie außeramtlich die Eisenbahngesellschaften mit etwas in England so ziemlich Unerhörtem bedroht habe; daß sie dann zu Mitteln greifen müßte, deren Verfassungsmäßigkeit zweifelhaft sein könnte, um das zu verhindern. Sie wären aber überzeugt, daß sie die öffentliche Meinung und das Volk von England dabei für sich haben würden. Aber infolge dieser Drohung ist diese Fusion, wie mir gemeldet wurde, unterblieben. Sie sehen also, daß bei einer so intelligenten, praktischen, auf die Freiheit der Entwickelung jedes mit der Sicherheit des Staats verträglichen Unternehmens so eifersüchtigen Nation dieselbe Ueberzeugung herrscht, daß man sich dort nicht fürchtet vor der kolossalen Aufgabe, sämtliche englischen Eisenbahnen in Regierungsverwaltung zu nehmen, und das zeigt doch, daß unser Unternehmen hier nicht für ein so ungeheuerliches und auffälliges im Auslande und von andern Regierungen gehalten wird, wie der Herr Vorredner es darstellt.

Am allermeisten hat mich überrascht, was der Herr Vorredner über die Verfassungswidrigkeit unsrer Vorlage andeutete.

Ich habe gerade geglaubt, als verantwortlicher Beamter für die Ausführung der Reichsgesetze und der Reichsverfassung dafür sorgen zu müssen, daß jene Paragraphen auf diesem Wege eine Wirklichkeit werden sollen. Der Herr Vorredner scheint der Meinung zu sein, um dies zu können, müßte erst nachgewiesen werden, daß jeder andre Weg unmöglich sei. Das kann ich nicht einsehen. Ich verlange den Nachweis der Verfassungswidrigkeit dieses Weges. Ich glaube vollständig freie Wahl zu

haben für jeden Weg, dessen Verfassungswidrigkeit mir nicht nachgewiesen ist. Die Verfassungswidrigkeit eines Eisenbahnerwerbs durch das Reich nachzuweisen, wird dem Herrn Vorredner schwer werden, es würde ihm nicht gelingen, zumal das Reich sich schon im Besitz eines bestehenden Eisenbahnnetzes, so groß oder so klein es sein mag, befindet, zu dem unter Umständen zugekauft und gepachtet wird, und das erweitert in die Nachbarländer hineinspielt. Das Reich würde befugt sein, wenn seine Organe im Interesse des Verkehrs und der militärischen Sicherheit es für erforderlich hielten, ohne Rücksicht auf das vorhandene preußische System, um das es sich handelt, und auf sämtliche Privatbahnen, würde es nach der ausdrücklichen Bestimmung der Verfassung befugt sein, sich ein eignes Eisenbahnnetz durch ganz Deutschland zu bauen, das so angelegt wäre, als ob es keine andre Eisenbahn gäbe. Diese praktische Utopie würde theoretisch vollkommen berechtigt sein, und ich weiß daher nicht, worauf er die Verfassungswidrigkeit stützt. Die Thatsache, daß die Eisenbahnfrage sehr tiefe und umfangreiche Interessen des gesamten Volkes berührt, hat mit der Frage, ob die Vorlage verfassungswidrig ist oder nicht, nichts zu thun. Es gibt Dinge, die noch viel tiefer die Interessen des Volkes berühren (ich spreche nur von unsrer äußeren und inneren Sicherheit), die doch durch das Reich verfassungsmäßig geregelt werden. Sollte das Reich das Kriterium der Verfassungswidrigkeit lediglich darin zu finden haben, ob eine Sache für das Volkswohl wichtig oder unwichtig wäre, und nur die unwichtigen dem Reiche gehören?

Der Herr Vorredner ist in dem Nachweise seiner Ansicht von der Verfassungswidrigkeit nicht glücklich gewesen. Im übrigen habe ich nach seinem Eingange

eigentlich vermutet, er würde für die Vorlage stimmen, und habe mich zuerst der Täuschung hingegeben, daß ich mich in der Rednerliste geirrt habe, und daß er für die Vorlage und Herr Kollege Hasselbach dagegen eingeschrieben wäre. Da ich nun gar keine Aussicht habe, die Herren, die darüber schon entschlossen sind, wie sie abzustimmen haben, durch meine Argumente zu überzeugen, sondern ich nur dafür spreche, diese Argumente im Sinne andrer zu entkräften, so glaube ich, ist es doch eine dankenswerte Aufgabe, wenn ich dem Herrn Kollegen Hasselbach den schweren Entschluß, für die Vorlage zu stimmen, etwas zu erleichtern suche, wenn ich eine oder zwei seiner Einwendungen noch beleuchte. Das betrifft namentlich die Sorge, daß Beschwerden über Eisenbahnmißbräuche, die jetzt schon ziemlich schwer zu verfolgen seien, dann, wenn sie Reichsangelegenheit wären, gar nicht mehr durchzuführen sein würden. Ich glaube, das ist doch nicht zutreffend. Einmal hat alles, was auf den Reichsgesetzen und auf dem Reichsbetriebe beruht, doch eine sehr starke Kontrolle in Gestalt der Verhandlungen des Reichstages. Wenn da Beschwerden eingebracht werden im Wege von Petitionen oder Anträgen, so haben sie dort ein ganz andres Gewicht als eine Klage gegen eine Privateisenbahn. Da ist es unter Umständen ziemlich gleichgültig, wie der Reichstag oder die Abgeordneten darüber denken, während es der Regierung niemals gleichgültig sein kann, wie die Parlamente und die öffentliche Meinung denken. Außerdem beziehe ich mich als Vergleich auf die Reichspostverwaltung.

Ich glaube, der Herr Vorredner wird mir in dem Lobe für diese Verwaltung beistimmen, daß sie sehr bereitwillig, sehr energisch Beschwerden untersucht und nicht

unbeantwortet läßt, und wenn sie irgend begründet sind, sie auch wirksam abstellt. Warum sollte es nicht gelingen, in einer Reichsverwaltung ein ähnliches Ressort, wie das der Post, zu schaffen, eine Verwaltung, die eine in sich wesentlich geschlossene Karriere, eine besondere Dienstvorbereitung von der Schule her besitzt, wie sie bei der Post der Fall ist. Ich halte das für einen der vorhandenen Mißstände, daß das bisher nicht der Fall ist, daß die Eisenbahnverwaltungen darauf angewiesen sind, wenigstens die Staatsverwaltungen, aus den Kräften, die sich zwar eine hohe Bildung, aber eigentlich in der Richtung eines andern Brotstudiums erworben haben, wesentlich ihre Beamten zu beziehen, daß sie nicht ähnliche Einrichtungen wie die Post besitzen, um sich mehr eine Fachbildung zu verschaffen und das Eisenbahnstudieren als Brotstudium schon auf der Universität oder den polytechnischen Anstalten und vorher beginnen zu lassen. Wenn eine solche Einrichtung getroffen wird, so sehe ich nicht ein, warum sie nicht Beschwerden gegenüber ebenso zugänglich und bereitwillig sein sollte, wie die jetzige Postverwaltung. Ich weiß nicht, ob der letzte oder vorletzte Herr Redner das Bedenken aussprach, daß in dem Vertrage mit dem Reich preußische Interessen verletzt werden könnten, und daß von hier aus nicht zu übersehen sei, inwieweit das geschehen werde. Nun, meine Herren, das wird nach Möglichkeit vermieden werden, und wenn von mir nicht ausreichend, dann von meinem Herrn Nachbar, dem Finanzminister, wahrscheinlich mit großer Bestimmtheit und Festigkeit. Sollte es uns aber nach Ihrer Meinung dennoch nicht geglückt sein, das zu vermeiden, so sind Sie vollständig in der Lage, das Abkommen, das wir mit dem Reiche geschlossen hätten, an dieser Stelle

zu verwerfen und uns zum nochmaligen Abschluß an das Reich zurückzuschicken.

Ich halte nicht für notwendig, auf meine prinzipielle Stellung zu der Vorlage näher einzugehen. Mein Kollege, der Herr Handelsminister, hat das ausreichend bewirkt, und die Sache ist so viel ausreichend besprochen, daß ich doch wohl Ihnen nichts Neues würde sagen können; nur das möchte ich dem ersten Herrn Redner, den ich auf dieser Tribüne hörte, dem Herrn Grafen zur Lippe noch sagen, daß es uns absolut fern liegt, irgend welche Pression auf den Bundesrat oder auf den Reichstag dadurch üben zu wollen, daß wir die Frage an die beiden Häuser des preußischen Landtages zur Sprache bringen. Es kann eine solche Erwägung ja vielleicht die Wirkung haben, daß die Gegner dieser Vorlage über eine solche Supposition noch verdrießlicher und empfindlicher werden, wenn sie das glauben; aber diejenigen Männer, die im Bundesrat und im Reichstage selbst sitzen, die, kann ich dem Herrn versichern, glauben das nicht, die sind so furchtsam nicht; was sollte der Bundesrat sich aus einem Beschlusse des preußischen Herren- und Abgeordnetenhauses machen, er kann ihm gleichgültig sein. Wenn er es nicht für ratsam findet, die Sache anzunehmen, so würden die preußischen Häuser des Landtages keinen Druck auf den Bundesrat ausüben, und noch viel thörichter wäre ein solcher Versuch der Regierung gegenüber dem Reichstage, wo zum großen Teil dieselben Persönlichkeiten vorhanden sind, wie in den Landtagen, die leitenden Elemente im wesentlichen identisch sind, und die Idee, den Reichstag mit dem preußischen Landtage zu vergewaltigen, zu ängstigen, ich glaube kaum, daß die im Reichstage von irgend jemand ernsthaft genommen werden würde; daß der Herr

Redner, der sie anbrachte, sie ernsthaft genommen hat, davon bin ich nach der Ernsthaftigkeit seines Charakters allerdings überzeugt.

Das Herrenhaus genehmigte in der Sitzung vom 20. Mai den Gesetzentwurf mit 60 gegen 31 Stimmen. — Die Session wurde am 30. Juni durch den Vizepräsidenten des Staatsministeriums, Finanzminister Camphausen, geschlossen.

III.

Die Herbstsession des Reichstages von 1876.

---

1. Die russische Zollpolitik und die orientalische Frage.

5. Dezember 1876.

Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck war in der Mitte Juni nach Kissingen zu einer Badekur gereist und dann nach Varzin gegangen, von wo er am 21. November nach Berlin zurückkehrte. Im Reichstage, dessen vierte Session der zweiten Legislaturperiode am 30. Oktober eröffnet worden war, erschien er am 5. Dezember. An diesem Tage gelangte folgende Interpellation des Abgeordneten Eugen Richter zur Verhandlung:

„Durch einen vor wenigen Tagen erlassenen Ukas hat die russische Regierung angeordnet, daß von Neujahr ab die Eingangszölle in Gold zu entrichten sind. Diese Maßregel, welche einer sehr beträchtlichen Erhöhung der Zölle gleichkommt, ist geeignet, den ohnehin durch die bisherige russische Zollpolitik überaus beschränkten Warenaustausch mit Rußland noch mehr zu beeinträchtigen und dadurch die wirtschaftlichen Interessen auch des Deutschen Reiches schwer zu schädigen. Was gedenkt der Herr Reichskanzler zum Schutz der deutschen Industrie in dieser Angelegenheit zu thun?“

Der Interpellant führte aus, daß diese so unvorhergesehene und so rasch in Vollzug gesetzte Maßregel bei dem erheblichen Agio der Goldmünzen eine Erhöhung der Eingangszölle um mehr als

30 Prozent bedeute; nur der Schmuggelhandel werde Gewinn davon ziehen. Die Maßnahme sei weder finanzpolitisch noch münzpolitisch verständlich, denn wegen der Zollerhöhung werde der Verkehr sich entsprechend vermindern und infolge weiterer Privilegierung der Goldmünzen das Agio derselben noch steigen, destoweniger aber werde es der russischen Regierung gelingen, das Gold im Lande zurückzuhalten. Es handele sich bei dieser Maßnahme um unsre gemeinsamen Handelsbeziehungen mit Rußland, einen Gegenstand, der naturgemäß Gegenstand der öffentlichen Kritik werden müsse. Das russische Souveränitätsbewußtsein komme dabei gar nicht in Frage. Wir wollen gewiß mit allen Ländern auch auf handelspolitischem Gebiet in Frieden leben, aber die allgemeine Besorgnis steige und der Unternehmungsgeist ersterbe unter der Spannung, in welche die Geschäftswelt durch die orientalische Frage versetzt werde. Der Redner wolle nicht glauben, daß der Kanzler privatim geäußert habe, die orientalische Frage und ihre Lösung habe für Deutschland so wenig Bedeutung, wie sie auf den Ertrag eines pommerschen Morgen Landes einzuwirken vermöge. Eine derartige Maßregel gegen befreundete Nachbarmächte, wie der Zollukas, sei nicht geeignet, die Sympathien für die angebliche Kulturmission Rußlands zu vermehren. Alsbald ergriff der Reichskanzler das Wort:

Ich hatte zunächst meinen neben mir sitzenden Herrn Kollegen im Bundesrat (den Direktor im Auswärtigen Amt v. Philipsborn) gebeten, die Beantwortung der Interpellation in erster Linie zu übernehmen, weil ich nicht darauf vorbereitet war, daß der Herr Redner den Hauptschwerpunkt seiner Interpellation schließlich nicht auf das wirtschaftliche, sondern auf das politische Gebiet legen würde. Soweit er sich auf das wirtschaftliche Gebiet eingelassen hat, bitte ich nachher um die Erlaubnis für den Herrn von Philipsborn, meine Antwort zu ergänzen und sie auf diese Weise in zwei Teile zu zerlegen.

Als ich die Interpellation zuerst zu Gesicht bekam und fand, daß sie dahin lautete: Was beabsichtigt der

Reichskanzler in dieser Frage zu thun? — so kam mir der Gedanke, ob ich nicht eine in wirtschaftlichen Fragen sehr viel wichtigere Autorität, als die des Herrn Interpellanten, um Rat fragen sollte, ob er nicht vielleicht ein Mittel wüßte, um so mehr, da er mich früher und heute auch wieder indirekt eines gewissen Dilettantismus auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Politik beschuldigt. Ich bitte um die Erlaubnis, ihm das auf dem Gebiete der eigentlichen Politik im vollsten Maße zurückzugeben, und werde ihm das nachher nachweisen. (Heiterkeit.) Aber hier fühle ich wirklich meine Unzulänglichkeit ihm gegenüber und hatte daher gehofft, daß seine Motivierung der Interpellation darüber, was ein Minister in dieser Lage wohl zu thun hat, einigen Anhalt und einige Auskunft geben würde. Ich hatte von ihm einen Rat erwartet, eine Andeutung wenigstens, was seiner Meinung nach die Regierung thun könnte. Ich bin aber, nachdem ich seine Motivierung gehört habe, zweifelhaft geworden, ob er seinerseits überhaupt glaubt, daß sich irgend etwas thun ließe, ob nicht die Interpellation eben den Zweck hat, den der Herr Vorredner häufig verfolgt, eine kritische Lage zu benutzen, um die Regierung und meine Person in Verlegenheit in Bezug auf eine gewisse Frage zu versetzen. Ob das im Augenblick nützlich ist für die Gesamtheit, lasse ich dahingestellt sein; aber es wird ihm auch nicht gelingen, mich darüber in Verlegenheit zu setzen. Ich bin eigentlich nicht verpflichtet, auf wirtschaftlichem Gebiete mehr zu wissen als jemand, der in Kreisen, die mir fern stehen, für eine so große wirtschaftliche Autorität gilt, wie der Herr Vorredner.

Der Herr Vorredner berührte zuerst die Mittel, die allein in solchen Verhältnissen wirksam sein können,

wies sie aber weit von der Hand; er befürwortete, man solle ihn nicht wie früher darauf verweisen, daß die russische Regierung selbst ihre Geschäfte zu verstehen glaube, und kam nachher darauf zurück, daß alle diejenigen, die sich geläuterter Ansichten erfreuten, schließlich zu einer vollständigen Enthaltung und Ablehnung gegen russische Papiere kommen müßten. Kurz, er gab zu erkennen, daß er seine Ansicht für die geläuterte hielt. Nun, die Kaiserlich russische Regierung hält wahrscheinlich die ihrige für die geläuterte; sonst würde sie nicht seit Jahren sie zu meinem Bedauern verfolgen und würde sie nicht jetzt noch verschärfen. Ich bin mit dem Herrn Vorredner der Ueberzeugung, daß die russische Regierung in ihrer Zollpolitik sich auf einem Irrwege befindet, von dem sie früher oder später wird zurückkehren müssen, und ich sehe mit Bedauern, daß eine uns in solchem Maße befreundete Regierung eine wirtschaftliche Politik betreibt, bei der sie nicht innerlich kräftiger und wohlhabender wird. Ich wünschte, ich könnte sie auf andre Wege bringen, ich wünschte, ich könnte sie überzeugen und überreden; so lange sie das aber nicht selbst besorgt, so lange sie sich nicht selbst überzeugt, wird ein fremder Minister, der den Russen als Interessent für andre verdächtig ist, darüber eine noch geringere Autorität sein als die vielen beteiligten Russen und andre, die ihnen das schon seit langer Zeit ohne Erfolg predigen. Bisher glauben sie nicht daran und folgen ihrer eignen Ueberzeugung; wir können sie ebensowenig daran hindern, wie wir die nordamerikanischen Freistaaten gehindert haben; bei deren Zollerhöhungen ist von keiner Seite der Regierung die Zumutung gemacht worden, irgend etwas zu thun, was nicht in ihrer Macht liegt. Aber ich glaube,

die ganz außerordentlichen Erhöhungen der Einfuhrzölle in den nordamerikanischen Freistaaten haben seiner Zeit unsern Handel viel mehr geschädigt, als jetzt die russischen Erhöhungen, weil in den amerikanischen Freistaaten früher ein viel richtigeres System stattfand. In unsern russischen Beziehungen ist die Schädigung schon eine alte, lange bestandene, die ebenso sehr den russischen Interessenten trifft wie den deutschen. Aber ich möchte sagen, es konnte sehr viel schlimmer, als es schon war, dort kaum werden. Als in Amerika ein ganz außerordentlicher Rückschlag kam, hat sehr verständiger Weise niemand der deutschen Regierung etwa zugemutet, „etwas zu thun“.

Der Herr Vorredner sagte also, er berührte die einzigen beiden Mittel, die in solchen Verhältnissen anwendbar sind, einmal auf politischem, zweitens auf wirtschaftlichem Gebiete, und ich bedaure, daß er beide Gebiete vollständig vermischt hat. Ich werde nachher darauf kommen, warum das politische von dem wirtschaftlichen ganz getrennt zu halten ist und ihm ganz fern liegt. Ich will nur auf dem wirtschaftlichen Gebiet konstatieren, daß der Herr Vorredner selbst die Hilfe, die da liegen könnte, weit von sich wies, das heißt Gegenzölle, Retorsionen — daß beispielsweise, wenn die russischen Zölle unsre Haupteinfuhrartikel beschweren und hindern, wir die russischen Haupteinfuhrartikel in Deutschland ebenfalls zu treffen suchen. Das, was bei uns getroffen wird, sind in erster Linie und zwar in stärksten Posten Kolonialwaren. Nach den Durchschnittsberechnungen, die vom Jahre 1874 mir vorliegen, die aber auf den amtlichen statistischen Nachrichten beruhen, haben wir für Kolonialwaren jährlich für etwa 54 Millionen nach Rußland eingeführt. Wenn die nun einer so viel höheren Besteuerung

unterliegen sollen, so wird der russische Konsument sie entweder tragen oder die Kolonialwaren entbehren müssen. Dadurch wird unser Zwischenhandel, der Transithandel, vielleicht in gewissem Maße betroffen, indem in Zukunft vielleicht weniger Leute in Rußland Kaffee trinken; aber unsre Produzenten schädigt das nicht wesentlich. Sie werden vielleicht in zwei nächstgroßen Positionen getroffen: das sind Seiden-, Weber- und Wirkwaren mit 48 Millionen; Maschinenwaren, Apparate mit 30 Millionen; Kurzwaren, Schmucksachen mit 25 Millionen; roh bearbeitete Metalle und Metallwaren sind zu meiner Ueberraschung bei der Einfuhr nach Deutschland in irgend welchem erheblichen Maße nicht vorhanden, sondern umgekehrt, es handelt sich da um 15, respektive 7 Millionen, und bei Brennstoffen um weniger als ich dachte, um nicht ganz 6 Millionen Mark. In der letzten Position wird das wahrscheinlich zunächst den polnischen Kohlenbezirken zu gute kommen, wenn unsre Kohlen einen höheren Einfuhrzoll bezahlen müssen.

Woran wir uns nun russischerseits halten könnten, sind die Positionen von zusammen ungefähr 400 Millionen Mark, die in Getreide, in Holz und in Spinnstoffen u. s. w. bestehen. Es ist dabei Getreide mit 165 Millionen Mark in Ansatz, Holz mit 110 Millionen, Spinnstoffe mit 86 Millionen; Vieh, wahrscheinlich wegen der Grenzsperre in Bezug auf Rinderpest, mit weniger als man glauben sollte, mit nur 31 Millionen Mark; dann Haare, Häute und dergleichen mit 37 Millionen Mark.

Wenn wir uns auf Repressalien einlassen sollten — nun, der Herr Vorredner hat ja die Regierung schon gänzlich entwaffnet, indem er sie in Bezug auf alle Andeutungen, die sie in dieser Beziehung an Rußland machen

könnte, schon kreditlos gestellt und gesagt hat, dergleichen werde bei uns nicht durchzubringen sein; er hat vielleicht recht, aber durch solche Ausposaunungen wird eine Regierung, der man eine Leistung zumutet, zugleich in manchen Negoziationsmitteln vollständig gelähmt. (Sehr richtig!)

Ich weiß nicht, ob der Herr Vorredner vollständig recht damit hat, ob nicht unter Umständen ein Retorsionszoll die Billigung des Bundesrats und des Reichstages finden könnte; wenn das aber von Haus aus unmöglich ist, dann, bitte, lassen Sie mich auch mit solchen Zumutungen zufrieden; denn ich wüßte nicht, womit ich die russische Zollpolitik überreden, womit ich auch nur die Andeutung eines Schadens oder Verdrusses sollte machen können, wenn es ganz unmöglich ist, unter Umständen auf 400 Millionen für Holz und 165 Millionen für Getreide den Zoll zu legen, der etwa den Kostenunterschied aufwiegt, welchen der russische Handel mit seinem Absatz von dem direkten Wege über Danzig und Schlesien auf Libau und Riga und diese nicht immer offenen Häfen tragen müßte. Ich gebe zu, daß dabei unser Zwischenhandel Verluste leiden würde; ich würde aber solchen Zustand eben nur als einen vorübergehenden, gewissermaßen als einen Kampfzoll betrachten, der zu einem bestimmten Zweck und zu einem bestimmten Nutzen gelegentlich bewilligt wird.

Ich bin weit entfernt, Ihnen in dieser Beziehung einen Vorschlag zu machen, namentlich wenn derjenige, von welchem man Vorschläge erwartet, dem Inlande von Hause aus als ein Dilettant und dem Auslande gegenüber als einer bezeichnet wird, der sich mit Utopien beschäftigt, welche er nie durchsetzen kann. Also, was soll ich mich weiter darum bemühen! (Heiterkeit.) Ich schiebe

die Verantwortung für das Mißlingen der Verhandlungen, die in der That schweben, und von denen mein Herr Nachbar hernach sprechen wird — ich schiebe die Verantwortung für das Mißlingen derselben, was ich durch diese Aeußerungen des Herrn Vorredners für sehr viel wahrscheinlicher geworden halte, lediglich dem Herrn Vorredner zu und überlasse ihm, sich da mit den Grenzkreisen und den Beteiligten auseinanderzusetzen. Ich kann nur bestätigen, daß nach meiner Erfahrung durch seine Interpellation und durch die Art, wie er die Sache hier motiviert hat, die Aussicht, die wir auf schwebende Unterhandlungen haben, wesentlich geschädigt wird.

Wir kommen dann auf die zweite Frage, die politische.

Er sagte also, in Bezug auf die wirtschaftlichen Repressalien sei gar nichts zu thun, Krieg mit Rußland wolle er nicht führen. Darauf, dachte ich, würde er nun die Mittel nennen, die ihm bekannt sind; aber außer diesen beiden nicht gewollten Mitteln habe ich gar nichts andres als allgemeine Redensarten gehört: verständige Leute von geläuterter Ansicht sollten endlich von diesem Wege zurückkommen — und eine Empfehlung, russische Papiere nicht mehr zu kaufen. Letzteres sind Privatrepressalien, bei denen die Regierung nicht mithelfen kann. Ich glaube nicht, daß wir in unsern Reichsfonds russische Papiere haben, ich bezweifle es. (Zustimmung links.)

Das ist also ein Rat, den der Herr Vorredner Privatleuten gibt, um welchen er die Regierung nicht zu interpellieren und sie nicht zu einer Antwort und zu einer Ausfrage zu nötigen brauchte, die ganz bestimmt die Verhandlungen schädigt, schon deshalb, weil die Uebertreibungen dessen, was erwartet und verlangt wird, immer den auswärtigen Minister bis zu einem gewissen Grade

nötigen, sich zum Advokaten der Regierung zu machen, der gegenüber die Aeußerungen, die wir hier thun, vielleicht ebenso nachteilig sind als die Aeußerungen, die der Herr Interpellant gethan hat.

Er hat nachher die politische Seite der Frage in den Vordergrund gestellt, nachdem er zuerst die Möglichkeit von der Hand gewiesen hat, daß diese Zollfrage uns bewegen könnte, bei einem möglicherweise — vielleicht auch nicht — ausbrechenden russisch-türkischen Kriege uns auf Seite der Türken zu stellen und Rußland anzugreifen. Und ich bin darüber erfreut; aber ich glaube, er hat sich hier den Zusammenhang, die Abstufungen zwischen Freundschaft, Kälte, Verstimmung, Krieg, Zwistigkeiten in Gegenwart und Zukunft doch nicht ganz klar gemacht. Wenn man zur unrechten Zeit jemand, der sich in einer schwierigen Situation befindet, einen Stock zwischen die Räder schiebt, so ist es möglich, daß der Stock für den Augenblick wirkt; aber der Kutscher des Wagens merkt sich dann den, der den Stock dazwischen geschoben hat, und es ist immerhin möglich, daß das, was dem Herrn Vorredner jetzt ganz unverfänglich scheint, der erste Anfang und der Keim wird zu einer Verstimmung, die allmählich immer weiter greift. Mir ist als einem Pfleger des Friedens die Interpellation, die der Herr Redner gestellt hat, in meinem Werke unzweifelhaft hinderlich und im höchsten Maße unbequem; ich glaube auch nicht, daß er sie gestellt hat, um mir förderlich zu sein und meine Aufgabe bequem zu machen. Wenn er aber in einem Augenblicke, wo meine Aufgabe und meine Arbeit notorisch auf Erhaltung des Friedens gerichtet ist, sie mir unbequem macht, mir vielleicht den Keim zu einer künftigen Verstimmung mit befreundeten Mächten suppeditiert, so dient er den Leuten schlecht,

denen er mit seiner Interpellation angeblich nutzen will, indem wir, wenn wir den russischen Grenzzoll vielleicht durch einen Streit erwidern — was sehr unwahrscheinlich ist —, Stimmungen vorbereiten, die demnächst eine von den Ursachen werden, nicht jetzt, aber später in die freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns und Rußland eine Störung zu bringen. Er will den Krieg nicht; und ich glaube, auch die Herren, in deren Interesse er sprach oder zu sprechen er vorgab, werden darüber einig sein, daß sie lieber noch eine gesperrte Zollgrenze als eine für die feindlichen Truppen geöffnete haben wollen, daß sie lieber ein gesperrtes Land, als der Kriegsschauplatz sein wollen. Es ist sehr wohlfeil, zu sagen, daß man den Krieg nicht will; es fragt sich nur: inwieweit schädigt der Herr Vorredner durch seine Interpellation die Bemühungen, den Frieden auf lange Dauer zu wahren?

Ich habe schon aus einer früheren Diskussion, der ich hier nicht beigewohnt habe, mit einer gewissen Verwunderung entnommen, daß von einigen Seiten im Hause unsre jetzige Politik wegen ihres erkennbaren Wohlwollens für Rußland für zu friedfertig gehalten wurde*). Es wurden uns andre Zwecke als Ideale aufgestellt und uns vorgehalten, daß wir die große Macht, die in die Hände des Kaisers gelegt sei, nicht zu Zwecken benutzen, die in ihrer letzten Perspektive am Ende doch eine kriegerische Entwickelung erblicken lassen, und uns eine Haltung zugemutet, die, wenn wir nicht ganz in die Luft und den Wind gesprochen haben wollten, doch dazu führen kann, daß Krieg ausbricht. Man hat eben in allen diesen

---

*) Der Abgeordnete Jörg hatte sich bei der Etatsberatung in diesem Sinn geäußert.

Fragen nicht immer das Sachliche, sondern von mancher Seite das aufgesucht, was die Regierung augenblicklich schädigen und ihr Verlegenheit bereiten konnte. Vor anderthalb Jahren war der unbegründete Vorwurf, wir suchten Krieg und Händel; und jetzt, nachdem eine solche Unwahrheit in der ganzen Welt keinen Glauben mehr finden würde, beschuldigt man uns des Gegenteils: wir wären zu friedfertig und machten von der Macht, die wir hätten, nicht den richtigen Gebrauch. Einstweilen ist der Moment, davon Gebrauch zu machen, nicht gekommen, und so Gott will, wird er für uns überhaupt nicht kommen.

Der Herr Vorredner befindet sich, wie so mancher andre, in dem Irrtum, daß er glaubt, Rußland verlange von uns im Augenblick große Gefälligkeiten und Dienste; das ist durchaus nicht der Fall. Er hat angedeutet, als wenn Rußland mit Eroberungen umginge und sein Ländergebiet erweitern wollte, und er hat auf die Gefahr für unsern Handel und Verkehr hingewiesen, die daraus entstehen würde, wenn die russische Zollsperre mit der Erhöhung des Goldzolles nun noch auf andre bisher nicht russische Länder Anwendung finden sollte. Diese Aussicht liegt gar nicht vor, daß Rußland irgend welche Eroberungen beabsichtigt. Wenn mir der Herr Vorredner dafür den Beweis liefern könnte, so würde die ganze Politik des übrigen Europa vielleicht eine andre Gestalt annehmen, und er würde, wenn er das wirklich weiß, vielleicht mancher andern Regierung einen großen Dienst erweisen, damit dergleichen Pläne rechtzeitig verhindert würden. Bis jetzt aber liegt nichts weiter vor, als die feierliche Versicherung des Kaisers Alexander, die auf Veranstalten der russischen Regierung bekannt gemacht worden ist, daß er seinerseits auf Eroberung und Erwerb

verzichten wolle. Und ich weiß nicht, wer ein Recht hat, den Versicherungen dieses Monarchen — namentlich in unserm Lande, dem er immer ein wohlwollender Freund und Nachbar gewesen ist, und von dem niemand behaupten kann, daß er uns je in irgend einer Richtung seine Zusage nicht auf das vollständigste gehalten hat — entgegenzutreten und dieser Sachlage gegenüber nun plötzlich dem Publikum den Verdacht unterzuschieben, als handle es sich für Rußland um Eroberung neuer Provinzen, bei der wir eine gewisse Konnivenz leisten. Rußland verlangt von uns gar nichts, wofür wir unsrerseits irgend einen Preis fordern könnten, und wenn es etwas derartiges verlangte, so ist die Forderung von Preisen in der Politik immer etwas Mißliches. Man muß sich bei dem, was man in der Politik will, immer nur nach dem eignen Landesinteresse richten, nicht aber nach Preisen, die ein Fremder bietet. Wir werden die Politik, die wir machen, aus eignem Interesse machen, und eine andre zu machen, werden wir uns durch keine Anerbietung bestimmen lassen. Dergleichen liegt aber auch nicht vor. Rußland verlangt von uns nichts, als vorläufig und in erster Linie auf einer friedlichen Konferenz unsre Mitwirkung zu einem Zwecke, der auch der unsrige ist, und der namentlich von Seiner Majestät dem Kaiser persönlich und, wie ich glaube, mit Zustimmung der ganzen Nation hochgehalten wird: zu einer besseren Stellung der Christen zu gelangen, welche die europäische Türkei bewohnen, und zur Herbeiführung von Zuständen, bei denen wenigstens solche Vorgänge, wie die Metzeleien der Tscherkessen in Bulgarien, nicht mehr zu den weiteren Wahrscheinlichkeiten gehören; kurz die Sicherstellung der christlichen Unterthanen der Pforte gegen eine gelegentliche

Behandlung, die sich mit dem heutigen öffentlichen Rechtsbewußtsein von Europa nicht verträgt, und über deren Abstellung ganz Europa einig ist; — es hat nur die Form nicht finden können, diese Einigkeit wirksam zu machen. Wir sind aber mit Rußland in Bezug auf den Zweck, der auf der Konferenz zu erstreben ist, zunächst einig; und unsre Unterstützung dafür anderweit verwerten zu können, würde heißen, daß wir in fremden Diensten und in fremden Interessen etwas thäten, was wir im eignen christlichen Interesse, aus Sympathie für die Glaubensgenossen in jener Gegend thun, und, wenn Sie wollen, aus einem civilisierten Kulturinteresse; — Sie können es also auch als einen Teil des Kulturkampfes mit einbegreifen, wenn Sie wollen. (Heiterkeit.) Sollten wir nun dafür, daß wir in dieser Frage im Kongreß dieselben Zwecke der Sicherstellung der christlichen Bewohner verlangen wie Rußland — sollten wir dafür etwa von Rußland eine Zollkonzession verlangen? Das wird selbst der Herr Vorredner nicht wünschen.

Nun kann er mir sagen: bei der augenblicklichen Sachlage ist die Möglichkeit sehr nahe gerückt, daß trotz der prinzipiellen Uebereinstimmung der Beteiligten diese Konferenz resultatlos verläuft, und es ist nach den Erklärungen der Kaiserlich russischen Regierung für den Fall der Wahrscheinlichkeit angezeigt, daß Rußland auf eigne Hand vorgehen werde, um mit den Waffen der Pforte abzukämpfen, was sie friedlich nicht bewilligen würde. Auch für diesen Fall verlangt Rußland ja von uns gar keine Unterstützung, es verlangt nur unsre Neutralität; wiederum also etwas, was vollständig in unsrem Interesse liegt, und was kein Mensch beabsichtigt anders zu leisten. Sollen wir Rußland ein Veto einlegen, wenn

es einen Zweck zur Ausführung bringen will, den wir selbst als den unsrigen erkennen, den wir mit Rußland selbst als den unsrigen gefördert haben, und in Bezug auf welchen wir bisher keinen Beweis haben, daß Rußland die Linien, die der Zweck in sich selbst seiner Aktion zieht, überschreiten will; — wie gesagt, sollten wir da etwa nicht neutral bleiben? Wir können nicht in dem Augenblick, wo Rußland für allgemeine Zwecke seine Kräfte in Bewegung setzt, uns drohend ihm gegenüberstellen; das wäre eine Thorheit, die der Herr Vorredner uns ja selbst nicht hat zumuten wollen.

Es geht also daraus logisch ganz klar hervor, — eine Sache, über die sich viele in der Welt täuschen, — daß Rußland an uns gar keine Ansprüche macht, für die wir irgend auf eine Reziprozität rechnen können; und wenn wir die Reziprozität etwa suchen wollten in Zollkonzessionen, darin, daß wir das politische Gebiet und das wirtschaftliche vermengen wollten, — ja, meine Herren, zu welchen Ungeheuerlichkeiten kommen wir da?! Ich will gar nicht davon reden, daß mich das etwas an die Vorfälle erinnern würde, die ich von den Inhabern gewisser Geschäfte auf dem Mühlendamm gehört, daß sie Händel suchen mit denjenigen, die von ihnen nicht kaufen und auf der Straße vorübergehen (große Heiterkeit); — daß man uns auf diese Weise veranlassen möchte, Händel mit Rußland zu suchen, weil es nicht von uns kauft, sondern sich durch hohe Zölle dagegen absperrt, ist ja ganz unmöglich; — ich will Ihnen näherliegende Beispiele mit benannten Zahlen anführen. Nehmen Sie an, daß in dem Moment, wo wir kriegerisch beschäftigt wären, oder wo uns kriegerische Verwickelungen drohten, Rußland uns gesagt hätte: Ja, ich will euch wohlwollend behandeln

und will mit euch gehen, wenn ihr mir die Unbequemlichkeit abnehmt, daß meine Unterthanen hier das Rindvieh nicht aussperren können wegen der Rinderpest, während ihr ganz ungegründete Furcht vor der Rinderpest habt, — an die sie auch nicht in dem Maße denken, wie wir es wohl wünschten (Heiterkeit), — wäre das nicht wohl eine Politik gewesen, die man als unwürdig und vergeltungsbedürftig allgemein verurteilt haben würde? Nehmen Sie an, daß in dem Augenblicke, wo wir nach Frankreich zu gehen genötigt waren, Oesterreich uns gesagt hätte: Wir werden stillsitzen und wohlwollende Neutralität beobachten, wenn ihr alle ungarischen Weine zollfrei einlaßt, außerdem noch die entsprechenden Zollkonzessionen den Zuckerfabriken, Spinnereien und dergleichen macht, — ich weiß nicht, was in dem Augenblick die Antwort gewesen wäre. Die meinige wäre gewesen, falls wir in dem Augenblick Oesterreichs Neutralität notwendig brauchten, ihm die Konzessionen zu geben; dazu bin ich Geschäftsmann genug in solchen Fällen (große Heiterkeit). Aber wie wäre es geworden, nachdem wir zurückgekommen? — Keine Regierung hat dergleichen gethan, und wenn ich eine anführe, so bin ich weit entfernt zu glauben, daß irgend welche einer solchen Handlung fähig wäre; ich führe Ihnen nur benannte Zahlen an, um Ihnen den Unsinn einer solchen Prätension zu beweisen. — Dann wäre es entweder so gekommen, daß wir sofort in bedrohlicher Weise uns unsre Zollunabhängigkeit wieder ausgebeten oder einen Moment wie den jetzigen abgewartet haben würden, um der österreichischen Regierung zu sagen: nun liegt die Sache wieder anders, nun bitten wir nicht nur wieder um Rückgabe unsrer Zollkonzessionen, sondern außerdem noch um entsprechende Konzessionen.

Die politischen Verhältnisse sind viel fluktuierender als die großen Verkehrsverhältnisse, und wenn Rußland heute wirklich in der kritischen Lage wäre, daß es uns notwendig brauchte, und wir wollten uns für den Preis einer Zollkonzession gewissermaßen vermieten: — wer kann uns dafür bürgen, daß wir nicht in drei Jahren in der Lage wären, Rußlands freundschaftliche Nachbarschaft zu brauchen, und daß Rußland dann sagte: ja nun, was kannst du in Zollsachen geben? (Heiterkeit.)

Das sind ja doch Verhältnisse, die man nicht herbeiwünschen darf. Die politischen Verhältnisse balancieren sich in sich; die Bekämpfung der wirtschaftlichen kann man nur auf wirtschaftlichem Gebiete suchen. Wird das wirtschaftliche Gebiet uns als Kampfplatz verschlossen, so sind dies alles Worte, die nutzlos die sehr beschränkte Zeit der Herren hier vergeuden; und nicht bloß die der Herren, sondern auch die unsrige. Es ist eben hier ein Wortgefecht, das wir schon oft durchgemacht haben, und das immer ohne Resultat geblieben ist. Die Tendenz dieser Interpellation hat vielleicht den Stachel gegen Rußland — ich erinnere mich ähnlicher Reden vor etwa vierzehn Jahren*), damals wie die polnische Insurrektion war, und wie von der Konvention sehr viel die Rede war, wo man auch das Bedürfnis hatte, uns mit Rußland zu brouillieren, uns für die Polen ins Gefecht zu führen, ich weiß nicht, aus welchen Gründen — die Herren haben vielleicht noch die Ueberzeugung, daß sie sehr richtig gehandelt haben; sie haben sie vielleicht auch nicht, (Heiterkeit) — aber es ist damals wie jetzt meinem Eindrucke nach — ich kann mich auch darin irren — die

*) Vgl. die Reden in Band II., Seite 54 u. a. O.

Tendenz gewesen, durch solche Interpellationen, Diskussionen u. s. w. unsre guten Beziehungen zu Rußland zu verderben, und es ist ja möglich, einige Parteien bei uns sind antirussisch aus Gewohnheit, aus Erbschaft, aus Erinnerung, andre sind es aus innerem Interesse, weil die russische Regierung auf konfessionellem Gebiete nicht ihren Interessen nahe steht. Aber, meine Herren, bemühen Sie sich darin wie Sie wollen, ich gebe Ihnen die positive Versicherung, so lange wir auf diesem Flecke stehen, wird es Ihnen nie gelingen, unser gutes und solides Verhältnis zu Rußland irgendwie zu alterieren und in die erprobte hundertjährige Freundschaft, die zwischen beiden Regierungen besteht, einen Riß zu machen. Dazu gehören stärkere Leute als Sie, dazu gehört die Kaiserlich russische Regierung selbst, die allein wäre im stande, und die hat ebensowenig die Absicht. Ich spreche damit nicht bloß meine persönliche Ueberzeugung aus, sondern wie ich bestimmt weiß, die Ansicht der verbündeten Regierungen und namentlich auch die Ansicht Seiner Majestät des Kaisers selbst. Wir sind sehr weit entfernt, oder vielmehr diejenigen Herren, die eine Trübung in unsre Beziehungen zu Rußland zu bringen vielleicht das Bedürfnis haben, sie sind ganz außerordentlich weit entfernt von dem Ziele, das sie sich vielleicht vorgesteckt haben; das Bündnis, welches die drei Monarchen seit langer Zeit vereinigt, besteht in voller Geltung, und ich kann Sie auch versichern, daß trotz der entgegengesetzten Stimmen, die in der österreichischen Presse hier und da laut werden, und deren Motive, Quellen, Wurzeln ich nicht weiter hier besprechen will, — daß trotzdem das Verhältnis zwischen Rußland und Oesterreich von jeder Trübung weit ent-

fernt ist und vollkommen in einer solchen Lage — und wir sind darüber sehr genau unterrichtet —, daß das Dreikaiserbündnis noch heute seinen Namen im vollsten Maße verdient und sich im vollsten Bestande befindet.

Man würde aber sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß das Dreikaiserbündnis in sich eine Spitze gegen die dritte der hauptsächlich beteiligten Mächte in der orientalischen Frage, gegen England zu bilden bestimmt wäre. Wir haben mit England nicht minder als mit Rußland die Tradition einer hundertjährigen guten Beziehung, — die unter Umständen in dem öffentlichen Gefühle ihre Momente der Erkaltung gehabt hat — ich kann wohl sagen, mehr einseitig auf englischer Seite; wir sind unsern ersten Neigungen in der Beziehung fast durchgehends treu geblieben. Daß mitunter ein Preßkampf zwischen beiden Völkern, gelegentlich, vorübergehend, stattfindet, das hindert nicht, daß die durch eine lange Geschichte bewährte Gemeinsamkeit mannigfacher Interessen und Meinungen zwischen uns und England auch für die Zukunft der Bürge des Einverständnisses ist.

Also wir haben uns in der orientalischen Frage eine Aufgabe gestellt — und daraus, wenn ich sie charakterisiere, wird der Herr Interpellant zugleich entnehmen, daß innerhalb des Programms dieser Aufgabe die Zollfrage an sich keinen Platz hat, und daß er die Sache auseinander halten muß: Politik besonders und Zollfrage besonders. Wir haben in der Türkei selbst ja die Interessen, die ich vorher charakterisierte, der Sympathie mit unsern Mitchristen, und wenn der Herr Vorredner vorher ein von ihm selbst als apokryph behandeltes Gerücht anführte, daß ich gesagt haben soll, im ganzen Orient steckte kein Interesse, das so viel wert wäre, wie der Ertrag eines

pommerschen Ritterguts, so ist das irrtümlich. Es ist an allen solchen Legenden ein Stückchen Wahrheit, und a bisserle Falschheit ist allweil dabei (Große Heiterkeit). Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unsrer Landleute und unsrer Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt. (Bravo!) Und insofern sind wir allerdings die Mindestbeteiligten. Frankreich ist vielleicht ebensowenig beteiligt. Von den übrigen drei Mächten, von den zunächst beteiligten Ländern, von denen wir mit jeder einzelnen in ungetrübter Freundschaft stehen, kann man das nicht absolut sagen; es können die Dinge doch eine Gestaltung annehmen, welche die türkischen Interessen zu einheimischen, englischen, österreichischen, russischen macht, — sie sind darin in einer andern Lage. Wenn die jetzige orientalische Frage, soweit sie sich übersehen läßt, soweit sie überhaupt vorliegt, soweit sie nicht auf Konjekturen und Phantasien beruht, — wenn dieselbe für uns überhaupt meinem Urteile nach keine Kriegsfrage enthält, so enthält sie doch sehr wohl die Aufforderung zu einer außerordentlich vorsichtigen Politik, die sich den andern Mächten durch ihr Wohlwollen und ihre Friedensliebe empfiehlt und empfehlen kann, weil sie dadurch keines ihrer Interessen verletzt.

Mein Bestreben und meine mir von Seiner Majestät

dem Kaiser gestellte Aufgabe ist: dahin in dem diplomatischen Verkehr zu wirken, daß womöglich die guten Beziehungen, in denen wir zu den drei nächstbeteiligten Mächten sind, ungetrübt oder doch möglichst wenig getrübt aus dieser Krisis hervorgehen mögen, daß wir sie pflegen sollen, wie wir können. Es könnte uns nur dadurch diese Aufgabe verdorben und gestört werden, wenn irgend einer unsrer Freunde von uns verlangte, unsre stärkere Freundschaft zu ihm dadurch zu bethätigen, daß wir den andern Freund, der uns ebenfalls nichts gethan hat, der im Gegenteil unser Freund bleiben will, feindlich behandeln und unsre stärkere Liebe zu dem einen beweisen durch Haß gegen den andern. Es liegt das nicht außerhalb der Möglichkeit. Wir sind in den Jahren 1853, 1854, 1855 ähnlichen Zumutungen in einem Maße ausgesetzt worden, wo ich die Geduld unsres damaligen allergnädigsten Herrn bewundert habe, und wo meine politischen Ansichten mit denen meines damaligen Vorgesetzten nicht immer zusammenfielen. Ich würde in seiner Stelle die Versuche, uns für fremde Interessen aus Gefälligkeit oder aus Furcht vor Krieg in einen schädlichen Krieg mit andern zu treiben, — ich würde solche Versuche sehr entschlossen und in einer unangenehmen Weise zurückgewiesen haben, sollte ich auch schließlich in die Lage gekommen sein, den Zutritt in der Pariser, der damaligen Pariser Konferenz nicht mehr zu finden; es wäre uns gar nichts verloren gewesen, wenn wir nicht dabei gewesen wären. (Heiterkeit, sehr richtig!) Also dergleichen liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; es geschah uns damals, und es hat schließlich doch die treue und feste Gesinnung des damaligen Königs von Preußen seinem Volke gegenüber, das er in unnütze Kriege, in

unnütze Händel, in ein Zerwürfnis mit einem seit mehreren Jahrhunderten treu wohlwollenden Nachbarn nicht bringen wollte, schließlich ihre Früchte und Nutzen getragen. Ich bin aber gar nicht des Glaubens, daß man uns jetzt gleiche Zumutungen machen werde; bis jetzt sind sie uns von keiner Seite gemacht worden. Im Gegenteil, unsre allen gegenüber wohlwollende freundschaftliche Stellung, allen diesen dreien gegenüber, ist von jeder einzelnen gewürdigt worden. Man hat dieselbe natürlich gefunden, uns mit jeder unbilligen Zumutung verschont, im Gegenteil, man weiß die Nützlichkeit dieser unsrer Stellung zu schätzen; denn wir allein haben die Möglichkeit, unbeteiligt zu vermitteln nach einer Richtung hin, die entweder den Krieg verhindert, oder, wenn das sich in der Zukunft nicht als möglich erweisen sollte, wie wir bisher doch noch die Hoffnung haben, — wenn er nicht verhindert wird, daß unsre Stellung wenigstens die Mittel dazu bieten kann, ihn einzuschränken oder, wie der Kunstausdruck ist, ihn zu lokalisieren, seine weitere Verbreitung zu verhindern, zu hindern, daß aus dem orientalischen Kriege ein europäischer werde, sondern ein Krieg zwischen zwei Mächten bleibe.

Also selbst wenn, wie ich schon erwähnte, die Konferenz scheitern sollte, sei es, daß die Mächte unter sich sich nicht einigen, sei es, daß sie über das, worüber sie sich geeinigt, eine Zustimmung der Türkei nicht erlangen, wenn infolgedessen Rußland auf eigne Hand verfahren sollte, so ist es deshalb noch nicht notwendig, daß dieser Krieg weitere Teilnahme finde; wenigstens wird unser Bestreben dahin gerichtet sein, soweit freundschaftliche und beiden Teilen annehmbare Vermittelung das vermag, zu versuchen, daß wir das Weitergreifen des Krieges

hindern. Ich halte es nicht für notwendig; die englischen und russischen Interessen mögen ja sehr schwierige Berührungspunkte haben und der Ausgleich unter sich sehr schwierig sein; ob aber eine Kriegführung zwischen zwei so mächtigen Staaten, von denen keiner doch geographisch in der Lage ist, dem andern einen vollen Zwang anzuthun, selbst wenn er siegreich sein sollte, gerade die Verständigung über die wunden Punkte fördern würde, ob nicht beide selbst, durch unsre Vermittelung oder direkt, zu der Ueberzeugung zu bringen sind, daß sie besser thun, sich im friedlichen Ausgleich ihrer Interessen zu verständigen, das muß die Zukunft lehren.

Wir hoffen — und jedenfalls wird unser Bestreben dahin gerichtet sein —: in erster Linie, daß wir uns den Frieden und die Freundschaft mit unsern bisherigen Freunden bewahren; in zweiter Linie, daß wir, soweit es durch freundschaftliche, von allen Seiten bereitwillig aufgenommene Vermittlung möglich ist, unter absolutem Ausschluß aber jeder komminatorischen Haltung von unsrer Seite, uns bestreben, den Frieden unter den europäischen Mächten unter sich nach Möglichkeit zu erhalten, — das heißt also, den Krieg, wenn er im Orient ausbrechen sollte, nach Möglichkeit zu lokalisieren. Gelingt das nicht, meine Herren, so entsteht eine neue Lage, über die ich mich in Konjekturen nicht einlassen kann, und über die Sie heute von mir keine Auskunft verlangen werden. Ich würde auch bei dieser Sachlage nicht so lange Ihre Geduld in Anspruch genommen haben, wenn nicht der Exkurs, den der Herr Interpellant auf das politische Gebiet machte, und die *politischen* Hilfstruppen, die er zur Unterstützung von Zollinteressen heranzog, mich genötigt hätten, auch das politische Gebiet zu betreten, das ich,

soll ich nicht mißverstanden werden, nicht betreten kann, ohne es in der ganzen vom Herrn Interpellanten mir aufgenötigten Ausdehnung zu durchschreiten. (Bravo!)

---

2. „Die Kraft, die stets das Böse schafft.“

5. Dezember 1876.

Der Direktor im Auswärtigen Amt, Geheimrat v. Philipsborn, kritisierte die Interpellation Richter nach der wirtschaftlichen und handelspolitischen Richtung hin, und teilte mit, daß die russische Regierung in den jüngsten Tagen ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben habe, mit Deutschland über gegenseitige Zollerleichterungen in Unterhandlung zu treten, so daß die Hoffnung einer Verständigung in der Zollfrage nicht aufgegeben werden brauche. Der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Hänel drückte darauf seine Freude darüber aus, daß diese Antwort des Bundesbevollmächtigten die volle Berechtigung der Interpellation bestätige, während der Herr Reichskanzler diese Berechtigung bestritten und eine Menge Vorwürfe auf die Fortschrittspartei gehäuft habe; diese Antwort des Kanzlers sei von äußerster persönlicher Gereiztheit diktiert, Redner habe keine Vorstellung gehabt, daß eine derartige Antwort im Deutschen Reichstag möglich sei. Fürst Bismarck:

Der Herr Vorredner hat die Antwort, die ich erteilt habe, nicht am Platz gefunden und sich verwundert, daß ich das alles, was ich gesagt habe, überhaupt hier sagen konnte. Ich will darüber nicht mit ihm streiten, sondern nur seiner Deduktion gegenüber nochmals hervorheben, daß ich diese Interpellation für unsre Verhandlungen mit Rußland, die schweben, für nachteilig halte, daß der Herr Interpellant, wenn ihm daran lag, belehrt zu werden, und vielleicht auch seine Parteigenossen über die augenblickliche Sachlage, über die Aussichten zu belehren, den Weg zu mir und eine persönliche Anfrage sehr leicht

hatte, daß er sich nicht den Apparat zu bewilligen brauchte, mich vor versammeltem Reichstag, vor dem großen Publikum, vor der ganzen europäischen Oeffentlichkeit zur Rede zu stellen über eine Sache, die in kritischen Momenten immer schwierig zu beantworten ist.

Ich wiederhole also, die Interpellation und die Diskussion, die sich daran knüpft, schädigt die Aussichten auf einen günstigen Ausfall der Verhandlungen, die schweben. Die Logik des Herrn Vorredners habe ich darin nicht ganz verstanden, daß er sagt, weil der Herr Kommissar, der neben mir sitzt, sagte, es schweben Verhandlungen, so wäre die Interpellation am Platze gewesen. Ich habe sonst bei parlamentarischen Versammlungen, welche die Absicht haben, ihre Regierung nicht zu lähmen und nicht zu stören, immer gefunden, daß die gerade schwebenden Verhandlungen ein Anlaß gewesen sind, die Regierung nicht durch unbequeme Interpellationen zu einer Aussprache zu nötigen. Der Herr Vorredner sagt: gerade weil die Verhandlungen schweben, halten wir es für nötig, die Regierung gewissermaßen aus dem Busch zu treiben, daß sie herauskommen und sich in einer für ihre übrigen Verhandlungen präjudizierenden Weise erklären muß. Wenn der Herr Vorredner und auch der Herr Interpellant die Absicht, dies zu bewirken, nicht gehabt haben, wenn sie diesen Schaden dem notleidenden Publikum nicht haben zufügen wollen, — was ich ja bestimmt nicht annehme, — dann kann ich nur sagen: Ich halte sie für einen Teil der Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. (Bewegung.)

3. Weitere Charakteristik der Fortschrittspartei.

5. Dezember 1876.

Der Abgeordnete Hänel wär mit dem ihm gewordenen Bescheide nicht zufrieden; wenn die Regierung die Besprechung der Interpellation für so staatsgefährlich hielte, hätte sie ja nicht darauf eingehen brauchen. Der Reichskanzler:

Wenn der Herr Abgeordnete erklärt, es sei unmöglich, daß die heutige Diskussion unsre Verhandlungen über die russische Zollfrage schädige, so kann ich dem gegenüber nur meine ebenso bestimmte Behauptung aufstellen, daß das, was er für unmöglich hält, doch Thatsache ist. Nicht die ganze Lage unsrer Politik, aber die Verhandlung über diese neue Zollerschwerung, das Entgegenkommen der russischen Regierung in dieser Beziehung leidet darunter.

Wenn mir nun der Herr Abgeordnete vorwirft, daß ich nicht erklärt hätte, wir wollen diese Interpellation nicht beantworten, so muß ich ihm den Vorwurf doch dahin zurückgeben: Sie hätten die Interpellation nicht stellen sollen, ohne sich vorher vertraulich zu vergewissern, ob sie opportun sei. Mir ist bisher nicht vorgekommen, daß von einer Partei — mit Ausnahme derjenigen Partei, die, und in den Zeiten, wo sie eine ganz entschlossene prinzipielle Opposition gegen die Regierung einnahm — daß von einer Partei, die mit der Politik der Regierung gehen will, eine Interpellation über auswärtige Politik ohne eine vorgängige Sondierung des Auswärtigen Amtes, ob sie denn bequem wäre oder nicht, gestellt wird. Wie ich diese Interpellation las, so mußte ich mir sagen, daß der Interpellant darüber, daß die Reichsregierung thut, was sie könne, um diesem Uebelstande abzuhelfen, doch seinerseits gar nicht zweifelhaft sein könne. Diese Art von gewissenloser Pflicht-

widrigkeit bei uns vorauszusetzen, daß wir den Schlag nicht empfänden, der uns dadurch zugefügt wird, daß wir nicht von selber alles thäten, was wir zu seiner Abwendung, Milderung, Wiederabstellung thun könnten, — den Grad von Gewissenlosigkeit wird er uns nicht zumuten. Ich mußte mir also sagen, dem Herrn Abgeordneten liegt es schwerlich daran, sich über etwas zu vergewissern, was er noch nicht weiß, sondern es liegt ihm daran, eine oppositionelle Interpellation zu stellen; und da ich leider gewohnt bin, den Herrn Abgeordneten in dieser Richtung, besonders wenn die Opposition eine Spitze gegen meine Person gewinnen kann, zu finden, so, glaube ich, hatte ich nicht den Beruf, dem Kampfe, den er mir brachte, auszuweichen; gesucht habe ich ihn nicht. Ich mußte nach seinem bisherigen Verhalten vermuten, daß er mir ein Gefecht liefern wollte. Mein Beruf ist es nicht, die Schlacht verloren zu geben, indem ich sage: Ich will die Interpellation nicht beantworten. Meine Herren, daraus hätten Sie, wenn Sie in dem Maße, wie ich voraussetze, gegen unsre Politik sind, sehr viel Nutzen auf unsre Kosten gezogen; das konnten Sie nicht verlangen, daß ich Ihnen das einräume. Das Volk hätte geglaubt, die Fortschrittspartei hätte etwas Besonderes gewußt, wenigstens doch der Herr Abgeordnete Richter, der ein weiser Mann in finanziellen Dingen ist, hätte ein Mittel gehabt, wenn die Regierung sich nur darauf hätte einlassen wollen. Meine Herren, dann hätten wir auf dem Gebiete der inneren Politik eine Schlacht verloren gegeben, was doch niemand verlangen kann, sondern so oft man von irgend einer Seite eine Interpellation stellt, werden wir sie beantworten, und es ist mir nicht erinnerlich, daß diese Ablehnung jemals vorgekommen wäre. (Zuruf: O ja!)

— Ich kann mich täuschen in meiner Erinnerung, aber wie gesagt, ich erinnere mich nicht auf eine Ablehnung der Beantwortung einer Interpellation — außer vielleicht in der schwersten Konfliktszeit; aber, wie gesagt, soweit mein Gedächtnis reicht, ist es nicht geschehen. Eine Interpellation nicht zu beantworten, darüber können die Ansichten verschieden sein. Ich kann ja auch nicht wissen, wie sie motiviert wird; sie hätte ja auch so motiviert werden können, daß es eine Unterstützung unsrer Verhandlungen wäre; der Herr Abgeordnete hat sie mir vorher nicht gezeigt. Wenn er nur wenigstens darüber geschwiegen hätte, daß wir Retorsionsmaßregeln unter keinen Umständen ergreifen! Gerade das ist für die Verhandlungen eine wesentliche Lähmung.

Doch ich will in der Hauptsache auf den Gegenstand nicht zurückkommen, ich will nur von Hause aus erklären, daß alle diejenigen, welche künftighin Interpellationen stellen wollen, in der wohlwollenden Absicht, die Regierung zu unterstützen, die ich bei dem Herrn Interpellanten nicht voraussetzte, besser thun, sich über die Ansichten der Regierungen zu unterrichten und sich bei mir oder bei meinem Nachfolger vorher zu erkundigen. Wenn das nicht geschehen ist, so sehe ich in einer Interpellation, die sachlich kein Motiv hatte, das Angebot eines Kampfes, dem ich nicht ausweiche.

Der Abgeordnete Richter versetzte, er werde sich über den Zorn des Reichskanzlers zu trösten wissen; derselbe werde jedem zu teil, der in einer parlamentarischen Versammlung über Rußland rede.

4. Die wirtschaftliche Politik und die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers.

12. Dezember 1876.

In der 29. Sitzung des Reichstages am 12. Dezember kam der Gesetzentwurf über die Erhebung von Ausgleichsabgaben zur ersten Beratung. Dabei kam der Abgeordnete Freiherr v. Schorlemer-Alst auf die Interpellation Richter zurück und sprach im allgemeinen über die Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers die schärffste Verurteilung aus. Der Fürst Bismarck erwiderte:

Ich ergreife das Wort, nicht um mich weiter in eine Debatte einzumischen, der ich wegen einer parallelen Sitzung des Bundesrats nicht von Anfang an habe beiwohnen können, sondern nur um einen Irrtum oder einen Gedächtnisfehler des Herrn Vorredners in Bezug auf meine letzten Aeußerungen von dieser Stelle her — ich glaube, es war am 5. Dezember — zu berichtigen. Ich weiß nicht, was der Herr Vorredner vor meinem Eintritt gesagt hat, aber nachher äußerte er, ich hätte gesagt, Rußland gegenüber auf dem wirtschaftlichen Gebiete gebe es keine Hilfe. Das ist wohl nicht ganz richtig. Ich habe das doch nur in bedingter Weise gesagt; ich habe gesagt, und das schlägt in die heutige Debatte mit ein: wenn der Herr Interpellant von damals von Haus aus, und, wie ich glaube, mit der Zustimmung der Mehrheit dieses Hauses, über jede Retorsionspolitik den Stab bricht, dann gibt es allerdings keine mir bekannten wirksamen Gegenmittel, es sei denn, daß man an das Wohlwollen, und von dem schlecht unterrichteten Rußland an das besser zu unterrichtende in der wirtschaftlichen Wissenschaft weiter appellieren will, was ein sehr langwieriges und seit vielen Jahren betriebenes Verfahren ist. Aber

ich habe ausdrücklich die großen Quanta von Getreide, Holz, Vieh von Rußland hier genannt, um daran die Bemerkung zu knüpfen: wollen Sie dem Uebel wirksam abhelfen, dann legen Sie die Retorsionszölle auf, die nicht auf Dauer berechnet, sondern nur eine vorübergehende wirtschaftliche Kampfesmaßregel sind. So ungefähr war mein Ideengang. Wenn nur der Herr Vorredner hierzu bereit ist, so genügt mir das noch nicht, weil ich von der Unterstützung der Partei, der er angehört, allein nicht leben kann. Wenn aber diese Auffassung, daß das nützlich sei, die Majorität in der Bevölkerung und im Reichstage erhält, so habe ich in dieser Beziehung und auf diesem Gebiete, auf dem ich ja als Dilettant bekannt bin, keine so vorgefaßte Meinung, daß ich nicht das Organ einer Majorität des Reichstags darin werden könnte. Wir werden einer ganz ähnlichen Frage gegenüber stehen zunächst bei den Verhandlungen über die Erneuerung verschiedener Handelsverträge, namentlich dessen mit Oesterreich. Wenn wir die Konzessionen von Oesterreich erlangen wollen, so haben wir gar keine Gegenmittel, sie zu erzwingen, wenn wir nicht auf diejenigen den russischen analogen Importmassen, die Oesterreich uns liefert, und die zollfrei bei uns eingehen, während die deutschen Einfuhren nach Oesterreich dort verzollt eingehen — wenn wir nicht auf die österreichische Einfuhr, die eben auch wesentlich in einfachen Produkten der Landwirtschaft besteht, auch einen Retorsionszoll — Kampfzoll möchte ich ihn nennen — vorübergehend legen können. Wenn man mir, wie neulich bei der Interpellation, selbst als Negoziationsmittel die Möglichkeit, dies auch nur entfernt in Aussicht zu stellen, als ob es je geschehen könnte, von Haus aus abstreitet, dann allerdings muß ich heute so gut wie am

5. Dezember erklären, dann kann ich dem Treiben unsrer Nachbarn und derer, die mit uns Handel treiben, bezüglich der Zollpolitik nicht abhelfen, weil mir jede Waffe zur Gegenwirkung, zur Retorsion vorenthalten wird, wie sie ja in einem sehr mäßigen Grade in der Vorlage, die Sie heute beschäftigt, gesucht wird, — eine Vorlage, die für meine Zwecke nach dieser Richtung hin nur eine Abschlagszahlung sein kann.

Indessen ich wiederhole, daß ich auf diesem Gebiete mir die Leitung unsrer Politik nicht anmaße, und wenn der Herr Vorredner nachher darauf überging, daß meine wirtschaftliche Politik — ich glaube, er fügte das Wort „wirtschaftlich" hinzu, er meinte aber wahrscheinlich meine Politik im allgemeinen — uns überhaupt ins Verderben führt, so muß ich die Verantwortung dafür, soweit es die politische Politik ist, ja übernehmen und tragen; ich bin auch vollkommen bereit, sie zu übernehmen, und danke dem Herrn Vorredner dafür, daß er mir ein langes Leben wünscht, „wenigstens so lange, daß ich das Ende meiner Politik erlebe"; dann bin ich der Ueberzeugung, wird der Herr Vorredner bei der Ehrlichkeit und Offenheit, die er an sich rühmt, auch noch zu mir kommen und sagen: Sie haben doch recht gehabt (Heiterkeit), auch in der allgemeinen Politik. Aber im übrigen muß ich doch den Herrn Vorredner auf die staatsrechtliche Seite meiner Stellung aufmerksam machen, daß ich nicht für den Gesamtumfang der Reichspolitik verantwortlich bin. Das liegt nicht in der Stellung eines Kanzlers. Der Kanzler ist nach der Verfassung der verantwortliche Beamte der Exekutivgewalt, aber dem Kanzler die Verantwortung für jede genommene oder nicht genommene Initiative auf dem Gebiete der Gesetz-

gebung zuzuschieben, meine Herren, das ist eine Ungerechtigkeit. Die Initiative auf dem Gebiete der Gesetzgebung ist einmal bei dem Reichstag, er hat sie nur zu nehmen, er hat nur die Gesetze auszuarbeiten; dann aber ist sie wesentlich bei den einzelnen Regierungen, und darauf war die Verfassung ursprünglich, wie ich mich sehr wohl erinnere, zugeschnitten. Daß dieses Recht und diese Aufgabe von seiten der einzelnen Regierungen so wenig benutzt worden ist, wie es geschehen ist, das bedaure ich wesentlich; daß auf diese Weise den Exekutivbeamten des Kaisers, an deren Spitze der Kanzler steht, der für die ganze Sphäre der Exekutivgewalt verantwortlich ist, gesetzgeberische Aufgaben im größeren Maßstabe zugeschoben sind, als dies die beschränkte und über eine geringe Personenzahl verfügende büreaukratische Maschine, die wir das Reichskanzleramt nennen, überhaupt zu leisten im stande ist, — das ist mir oft sehr unbequem gewesen, und ich bin über meine Kompetenz darüber oft sehr zweifelhaft geworden, ob ich überhaupt reichskanzlerische Vorlagen hier einzubringen habe. Es ist ja sehr fraglich, ob ich, wenn ich bloß Reichskanzler wäre, ohne Mitglied des Bundesrats zu sein — wenn das denkbar ist nach dem Paragraphen über den Vorsitz im Bundesrat —, überhaupt das Recht hätte, hier in andrer Eigenschaft, als in der eines Kommissars des Bundesrats (Heiterkeit) das Wort zu ergreifen. Ich spreche zu Ihnen in der Regel nicht als Reichskanzler; meine Legitimation besteht in meiner Eigenschaft als preußisches Bundesratsmitglied; und wenn die Gesetzgebung auf dem wirtschaftlichen Gebiet Ihren Wünschen nicht entspricht, so halten Sie sich darüber an alle diejenigen, die eigne, spontane Initiative zu der Gesetzgebung nach der Verfassung haben. Ich

halte mich als Reichskanzler — als preußischer Ministerpräsident ist es ja etwas andres; da bin ich aber nicht gerade Ressortminister für diese Sachen und habe auch nicht zu befehlen, sondern nur zu bitten — aber in meiner Eigenschaft als Reichskanzler muß mir nach meiner Ueberzeugung von der Bedeutung unsrer Verfassung doch die Initiative einigermaßen entgegengebracht werden. Ich halte mich berechtigt und gehe mit bereitwilligem Gehorsam (Heiterkeit) darauf ein, wenn der Reichstag mir als Reichskanzler eine Aufforderung zugehen läßt, mag sie freundlich gehalten sein oder nicht: den Reichskanzler aufzufordern, ein Gesetz auszuarbeiten; dann nehme ich an, daß — und ich erbitte auch natürlich den Befehl des Kaisers, wenn ich nicht annehmen kann, daß ich von Hause aus die Ermächtigung dazu habe, diesem Ansinnen des Reichstags nachkommen zu dürfen — ich sage, dann habe ich von einem der gesetzgebenden Körper die Aufforderung, als Exekutivbeamter ihm bei seinen gesetzgeberischen Aufgaben behilflich zu sein. Noch mehr betrachte ich es als meine Pflicht, wenn der Bundesrat beschließt, den Reichskanzler aufzufordern; auch dann aber bedarf ich immer noch der Ermächtigung des Kaisers, dessen eigentlicher Exekutivbeamter ich bin. — Ich bin zu dieser Auseinandersetzung, mag sie Ihnen spitzfindig erscheinen oder nicht — ich halte sie staatsrechtlich zutreffend — genötigt durch die Neigung, die dem Herrn Vorredner natürlich ist, aber auch bei Leuten, die mehr persönliches Wohlwollen für mich haben, ziemlich allgemein ist, für alles Uebel, was in der Welt ist, mich als Kanzler verantwortlich zu machen und von mir zu erwarten, daß ich irgend einen Beruf oder eine Verpflichtung hätte, dem abzuhelfen. Für diese Sachen halte ich in erster Linie verantwortlich die

dem betreffenden Ressort angehörigen Mitglieder des Bundesrats aller verbündeten Staaten und namentlich des größten Staates, des preußischen, und meiner beiden neben mir stehenden Kollegen, deren größerer Sachkunde ich in dieser Beziehung bereitwillig folge. Aber mich dem Publikum gewissermaßen als schuldig dafür zu denunzieren in öffentlicher Rede, daß es eine Menge Unheil in der Welt gibt, und daß nicht alles, was möglich ist, zur Abhilfe geschieht, das ist ungerecht; und wenn der Herr Vorredner darüber nachdenkt, wird er, glaube ich, auch gewissenhaft genug sein, sich und andern einzugestehen, daß er von mir zu viel verlangt und vor dem Publikum und vor den Wählern und unmittelbar vor den Wahlen mir eine größere Verantwortlichkeit für die bestehenden Uebel in dieser Welt zuschreibt, als ich zu tragen verpflichtet bin. (Bravo!)

IV.

Die Frühjahrssession des Reichstages von 1877.

---

1. Eine Budgetrede; zur Steuerreform.

10. März 1877.

Die erste Session der dritten Legislaturperiode des Deutschen Reichstages wurde durch den Kaiser Wilhelm am 22. Februar 1877 eröffnet. Der Reichskanzler Fürst Bismarck, dessen Gesundheit infolge seiner anstrengenden und aufreibenden Thätigkeit schwer angegriffen war, erschien zuerst in der 6. Sitzung am 10. März zur ersten Beratung des Reichshaushaltsetats. Es sprachen zu demselben zuerst der neue Präsident des Reichskanzleramts, Staatsminister Hofmann, sodann die Abgeordneten Lasker, v. Maltzahn-Gültz und Richter. Hierauf erhob sich der Reichskanzler:

Sie werden nicht von mir erwarten, meine Herren, daß ich auf alle Einzelheiten, die der Herr Vorredner berührt hat, eingehend erwidere; derselbe hat gewissermaßen die ganze Spezialdebatte heute vorweggenommen. (Sehr richtig!)

Sollten wir auf dieses System eingehen, nämlich gleichzeitig sämtliche Artikel des Budgets in einer Sitzung zur Spezialdiskussion zu stellen, so würden allerdings

alle Reden, die zu halten wären, sich zu derselben Länge ausdehnen müssen, wie die, die wir eben gehört haben, und ich glaube, ich würde Ihnen keinen Gefallen thun, wenn ich heute bei der vorgerückten Zeit in derselben Länge antworten wollte.

Ich will mich deshalb auf einige Andeutungen über die prinzipielle Stellung der verbündeten Regierungen zu einzelnen Punkten beschränken.

Eine der letzten Aeußerungen des Herrn Vorredners gibt mir Gelegenheit, hier nochmals den Ausdruck des Bedauerns zu wiederholen, den der Herr Präsident des Reichskanzleramts in einer andren Sitzung, wo ich verhindert war zu erscheinen, bereits ausgesprochen hat, über die verspätete Vorlage des Budgets. Wir haben darüber von dem Herrn Vorredner und seinen nähern politischen Freunden eine ziemlich scharfe Kritik hören müssen, eine Kritik, die, glaube ich, wenn sie persönlich höflicher gewesen wäre, dadurch an Würde nicht verloren hätte. Es ist uns Rücksichtslosigkeit, Mangel an Arbeitsfähigkeit vorgeworfen. (Widerspruch links.) Nun, Rücksichtslosigkeit ist, glaube ich, ein Ausdruck, der hier um deshalb nicht stattfindet, weil wir gearbeitet haben so viel wir konnten, — ultra posse nemo tenetur, hat vorhin der Herr Vorredner gesagt, — er soll mir denjenigen nachweisen unter uns, der träge am Werk gewesen ist, der nicht mit Einsetzung seiner ganzen Kraft, mit Zugrunderichtung seiner Gesundheit daran gearbeitet hat, die gestrengen Herren hier rechtzeitig zufrieden zu stellen. Die Kritik darüber, daß das nicht gelungen ist, ist um so leichter für denjenigen, der nie versucht hat, ob er es in der Zeit hätte herstellen können, ob er in der kurzen Zeit mehrere Budgets hintereinander hätte leisten können.

(Zurufe links.) Ich kann wohl sagen, gefeiert ist nicht worden, im Gegenteil.

Wenn Sie von mir Aufschluß darüber haben wollen, warum es so schwierig ist, das Budget rechtzeitig zu liefern, warum sich alle Jahre die Verspätung wiederholt, so ist es nicht Arbeitsscheu, auch nicht Rücksichtslosigkeit, — diese Vorwürfe sind ungerecht; es ist im Gegenteil ein zu großer Drang zum Arbeiten. Der Kampf zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten, Ressorts und Stellen, der jeder Feststellung des Budgets vorhergehen muß, ist so rasch unter deutschen Gemütern nicht zum Frieden und zum Ergebnis zu bringen. Es widerspricht dem berechtigten Selbstgefühl des Deutschen, die naheliegende Hilfe einer kanzlerischen Entscheidung zu fordern — es ist ein Vorzug der Reichsorganisation, daß diese Entscheidung provisorisch, vorbehältlich des Appells an Se. Majestät den Kaiser, gegeben werden kann, was beim preußischen Budget nicht der Fall ist. Dies widerspricht dem Selbstgefühl des Deutschen, er kämpft seine Sache allein durch. Ich habe in preußischen Verhältnissen bis zur Sextuplik und Septuplik erlebt, die immer nur dieselben Gründe wiederholten. Wir sind in der Reichsverwaltung bis zur Triplik und Quadruplik auch schon gekommen, und ich habe meine ganz entschiedene Mißbilligung dieses Verfahrens ausgesprochen. Aber es ist nicht möglich, den alle unsre Verhältnisse, auch unsre parlamentarischen Debatten unter Umständen erfassenden furor teutonicus aus den Kämpfen der Ressorts untereinander vollständig auszuschließen. Und da hilft mir auch keine Verfügung, kein Befehl, es soll fertig sein, — die Herren sind eben nicht einig. Jeder rechnet darauf, daß die Zeit, die nachher dem Bundesrat gelassen werden muß, die zur

Drucklegung erforderlich ist, vielleicht eingeschränkt werden kann; aber keineswegs gibt er nach ohne Entscheidung, ruft auch diese Entscheidung nicht an.

Wenn deshalb gesagt wurde, wir hätten unter diesen Umständen den Reichstag später berufen sollen, so würde der später berufene Reichstag nach meiner Erfahrung menschlicher Schwäche sich ganz in derselben Lage befunden haben. (Heiterkeit.) Das Budget ist nur dadurch bis zum 2. oder 3. März fertigzustellen gewesen, daß brennend zur Eile auffordernd an der Wand geschrieben stand: am 22. Februar kommt der Reichstag! Wäre der Reichstag zum 2. oder 3. März einberufen worden, so gestehe ich nach meinen langjährigen amtlichen Erfahrungen: ich glaube, wir würden Ihnen vor dem 12. oder 15. März das Budget auch nicht haben vorlegen können. Und dabei behaupte ich doch, daß die Vorwürfe, die von dort (links) und vorher noch mit zorniger Stimme unterbrechend wiederholt wurden, im höchsten Grade ungerechtfertigt sind, wenn sie von Rücksichtslosigkeit und Trägheit sprechen. Empfehlen Sie sämtlichen Bureaus eine größere Verträglichkeit untereinander und einen schnelleren Appell an die Entscheidung des Reichskanzlers über streitige Fragen, dann, glaube ich, werden wir schließlich zu einem rechtzeitigen Budget gelangen, und wenn Sie darüber einen Tadel ausgesprochen haben, so bin ich Ihnen dafür dankbar, er unterstützt mich in meiner Arbeit. —

Der Herr Vorredner (Abgeordneter Richter) ist mit unsrer Vorlage unzufrieden. Nun, meine Herren, darauf bin ich vollständig gefaßt gewesen. Er steht mir seit einem Jahrzehnt gegenüber; ich habe noch nie eine Regierungsvorlage gekannt, mit der er zufrieden gewesen

wäre, und ich glaube, wenn wir es in dem Sinne gemacht hätten, wie er vorschlug, so würde doch der Fehler, daß es von der Regierungsseite kam, der Vorlage in der Weise angehangen haben, daß sie den Beifall nicht gefunden hätte.

Wir hatten ja die Absicht — wenigstens mein Herr Kollege, der Herr Präsident des Reichskanzleramts und die Thronrede haben sie dahin ausgesprochen —, zu hören, was gewünscht würde. Nun, wir haben ja von dem Herrn Vorredner im letzten Teil seiner Rede gehört, wie er wünscht, daß die Sache gemacht werden soll. Er hat uns im ersten Teil auf die Bahn verwiesen, die im vorigen Jahr und vor zwei Jahren bei den Reichstagsbudgetverhandlungen eingeschlagen wäre, und hat — ich glaube, er brauchte den Ausdruck — seinen Entschluß kundgegeben, „diese selbe Bahn scharf im Auge zu behalten". Nun, das ist eine Wendung, die ich aus dem administrativen Diktionär kenne. Wenn jemand noch nicht recht weiß, wie er es machen will, dann sagt er: ich werde die Sache im Auge behalten, und wenn Sie diese Vertröstung vom Regierungstisch mitunter auch gehört haben, so werden Sie danach das Maß dessen, was einer „im Auge behält", finden können. Ich möchte darauf lieber das Maß des andern Sprichwortes anwenden, was eben sagt, daß man nicht viel im Auge behalten kann: es ist so wenig, daß man's „im Auge leiden" kann. So ist auch der Trost, den der Herr Vorredner für die Erfüllung der Reichsbedürfnisse im Auge behalten hat, so klein, daß man ihn allerdings im Auge leiden kann.

Er weist uns im wesentlichen an, auf die Bestände zurückzugreifen, d. h. vom Kapital zu zehren und die Wege zu betreten, die große und befreundete Nachbarreiche —

ja, ich glaube, nicht zum dauernden Heil ihrer Finanzwirtschaft — betreten haben. Er hat sich in dieser Beziehung ermutigt gefühlt durch einen Erfolg, den er im vorigen Jahre auf dem Gebiete der Marineverwaltung mit großer Leichtigkeit, mit einer mich überraschenden Leichtigkeit erfochten hat. Da muß ich aber doch erwähnen, daß ich selbst einen ähnlichen Erfolg der Marineverwaltung gegenüber in den Monaten, die der Vorlage vorhergingen, vergeblich zu erstreiten versucht habe. (Hört!)

Ich muß ja den einzelnen Ressorts glauben — sie verstehen die Sache, ich kann sie nicht kontrollieren —, daß die Forderungen, die sie stellen, berechtigt sind. Mit der Marineverwaltung habe ich im vorigen Jahre einen monatelangen und mit vielem dialektischen Aufwand geführten Kampf gehabt, um eine noch höhere Forderung, als die im Budget damals eingestellt gewesene, der Reichsfinanzverwaltung, dem Herrn Reichsfinanzminister gegenüber (Heiterkeit) — als solchen sehe ich den Herrn Präsidenten des Reichskanzleramts an — durchzusetzen. Ich habe zuletzt, vermöge der mir durch die Verfassung verliehenen Berechtigung, die Sache für die mindere Summe und gegen die Marineverwaltung entschieden und konnte deshalb nicht erwarten, daß die Autorität oder die Ueberredungsgabe des Herrn Richter um so viel stärker als die meinige auf die Marineverwaltung wirken würden, daß bereits in der ersten Sitzung diese letztere Verwaltung einsah, daß sie mit einem noch geringeren Satz auskommen könnte, als dem von mir schließlich bewilligten und im Anfang bestrittenen.

Durch die Folgerungen, die der Herr Vorredner an dieses Erlebnis geknüpft hat, nötigt er mich gewisser-

maßen, Interna der Verwaltung hier klarzulegen, weil ich die Gefahren noch nicht beseitigt sehe, die sich daran knüpfen. Das nötigt mich zu meinem Bedauern, dieses damalige Verhältnis hier vorzutragen, wie es ist, um zu erklären, daß ich nicht glaube, daß sich solche Vorgänge wiederholen werden.

Der Herr Abgeordnete hat uns zur Deckung auf unsre Bestände, auf unser Kapitalvermögen verwiesen und empfiehlt uns, das aus allen Ecken zusammenzukratzen und davon zu leben, nicht aber für dauernde Ausgaben, die sich wiederholen, dauernde Deckungsmittel zu beschaffen, sondern die Beschaffung dauernder Deckungsmittel aufzuschieben, bis wir unser Besitztum an Kapitalien aufgezehrt haben. Ich begreife eigentlich nicht, warum er dabei stehen bleibt, die Bestände, die eisernen und die andern, und zunächst den Reichsinvalidenfonds, zu diesem Experiment zu empfehlen. Man kann ja auch noch sehr viel weiter gehen. Wir werden einige Zeit lang gar keine Matrikularumlagen brauchen, wenn wir die Staatseisenbahnen zunächst, also von seiten des Reichs die Reichseisenbahnen, unter den Hammer bringen und diesen Kapitalsbestand, der uns wohl nicht so viel einbringt, wie er Privatleuten einbringen würde, veräußern, wenn wir demnächst den Staaten anheimstellen, diesen Weg weiter zu gehen, ihre Domänen zu verkaufen, ihre Forsten zu verkaufen, ihre Betriebsfonds, wie der Herr Abgeordnete es empfiehlt, aufzuzehren (sehr richtig!), kurz und gut, das ganze Nationalvermögen, das wir besitzen und zum Teil durch Gesetz gegründet haben, budgetmäßig aufbrauchen, wie ein Verschwender, der vom Kapitale lebt und sagt: ich werde nachher mit Bewilligungsanträgen kommen, wenn ich nichts mehr habe. Ich glaube, daß,

wenn die österreichische Monarchie, — nicht die jetzige Verwaltung, sondern die damalige, die das Geschäft des Verkaufs der Staatseisenbahnen an die französische Gesellschaft gemacht hat, — dies rückgängig machen könnte, wenn dies Geschäft nicht nötig gewesen wäre und man sich an die Steuerkraft des Landes gewendet hätte, die österreichischen Verhältnisse, nicht nur die finanziellen, auch die wirtschaftlichen, auch die Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens in Geldsachen günstiger in Oesterreich lägen.

Der Reichsinvalidenfonds ist durch ein Gesetz zu einem bestimmten Zweck geschaffen, und ich bitte Sie dringend, seine Verwendung auf diesen Zweck zu beschränken und ihn dafür bestehen zu lassen sowohl für die gegenwärtigen als auch, was Gott verhüte, zukünftigen Invaliden, die uns etwa erwachsen könnten. Gönnen Sie dem Reiche dieses Kapitalvermögen. Es sind auch Kriege möglich, in denen man keine Kontributionen hat, und bei denen man auf das, was man hat, eben angewiesen bleibt. Wird das Gesetz auf gesetzmäßigem Wege geändert, so würde das natürlich seinen Lauf haben, ich kann nur erklären, daß ich mich, so viel in meinen schwachen Kräften liegt, dagegen wehren werde, daß auf diese Weise der erste, bereiteste Kapitalbestand des Reichs angegriffen werde, um laufende Ausgaben zu bestreiten. Stehen wir deshalb der Gefahr gegenüber, um dauernd unverhältnismäßig hohe Matrikularbeiträge zu erheben? Allerdings eine unbequeme Sache, wie ich ja sehr gern zugebe. Ich glaube es aber wirklich nicht. Wir haben mit Steuervorlagen keine ermutigende Erfahrungen im Reichstage gemacht. Vielleicht haben wir ungeschickt ausgewählt, gewöhnlich aber ist uns der Satz

entgegengetreten, welchen auch der Herr Vorredner vorhin wiederholt hat: wir wollen keine Steuervermehrung, wir wollen eine Steuerreform.

Nun, meine Herren, diesen Satz unterschreibe ich von ganzem Herzen und kämpfe dafür, so viel meine Gesundheit und geringe Arbeitskraft, die mir nach einem mühevollen Leben geblieben ist, es mir gestattet. Aber es gibt auch noch andre Leute außer dem Herrn Vorredner, deren Einwilligung ich dazu gewinnen muß, namentlich wenn ich deren thätige Mitwirkung dazu haben will. Ich allein kann dergleichen nicht machen und ausarbeiten, und außerdem brauche ich die verfassungsmäßige und gesetzmäßige Zustimmung andrer Faktoren. Nur weil ich das Reich und die verbündeten Regierungen außer stande sehe, jetzt in diesem Augenblick Ihnen einen vollern Reformplan für unsre Zoll- und Steuereinrichtungen vorzulegen, habe ich zu dem natürlichen Auskunftsmittel der Matrikularumlagen gegriffen. Infolgedessen hat man uns heute, seitdem ich hier bin und ehe ich hier war, vorgeworfen, wir hätten einen Mangel an Initiative bewiesen und daraus den weiteren Schluß gezogen, daß die Verantwortlichkeit nicht richtig organisiert wäre.

Die Herren Redner haben sich dabei auf den Geist des konstitutionellen Systems bezogen. Nun, meine Herren, mit so unbestimmten Größen habe ich nicht viel zu thun, ich betrachte sie als untergeordnet den ganz positiven Bestimmungen der Verfassung, unter der wir leben. Wenn ich mich in einer schwierigen politischen Lage befinde, so sehe ich zuerst die Reichsverfassung an, was sie mich anweist zu thun, und wenn ich an deren Hand mich bewege, glaube ich, mich immer auf sicherem Wege zu befinden.

Sie sagt in ihrem Artikel 70: — Sie kennen ihn alle, er wird aber hier in der Debatte so totgeschwiegen, daß ich ihn nochmals vorlesen möchte (Heiterkeit):

„Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben „dienen zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre, „sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Ver„brauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphen„wesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. In„soweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt „werden, sind sie, so lange Reichssteuern nicht eingeführt „sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach „Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis „zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichs„kanzler ausgeschrieben werden."

Da liegt also ganz klar der Hinweis, was das Reich thun soll, wenn seine Geldmittel zur Deckung der Ausgaben nicht hinreichen — und daran muß ich mich halten. Ich weise ja die Aufgabe nicht von mir, darüber nachzudenken, was außerdem zu thun sei; im Gegenteil, ich bin meinerseits ganz entschlossen und habe das Resultat meines Nachdenkens schon gezogen; aber daran zu arbeiten, daß es möglich wäre, solche Reichseinnahmen, solche Reichssteuern, wie in der Verfassung gesagt ist, Ihnen vorzulegen, die Hoffnung auf Ihre Annahme haben — und diese Hoffnung knüpfe ich an den Plan, daß wir die Steuern in einer Weise kombinieren, die auf der einen Seite Erleichterung, auf der andern Seite neue Einnahmequellen schafft, — ohne das Bestreben, größere Einnahmen zu haben, als der Bedarf ist: wozu sollte das führen? Was wollte man damit thun? Was helfen mir denn Ueberschüsse, die wir in den Kassen haben? — sie sind ganz erfreulich für den Finanzminister, der Ihnen sagen kann

so und so viel Millionen haben wir in diesem Jahre übrig. Mir ist es immer etwas peinlich, wenn zu viel übrig ist; ich habe den Eindruck, daß die Gelder unzeitig deplaziert worden seien von der Stelle, wo sie sich ursprünglich befanden. (Sehr richtig!)

Ich erstrebe also in keiner Weise mehr, als notwendig gebraucht wird.

Was hilft es einem Staate, wenn seine Regierung reich ist? Was soll er mit dem Gelde machen? Wunderliche Luxusausgaben? Für diese ist unsre Zeit sehr wenig inkliniert.

Ich kann mit bestem Gewissen erklären, daß ich keinen Ueberschuß erstrebe, sondern nur die Deckung dessen, was uns fehlt, die Reduzierung der Matrikularumlagen, wenn es sein kann, gänzliche Abschaffung derselben; denn ich glaube nicht, daß Sie bloß um der parlamentarischen Machtfrage willen unbequeme Steuern behalten wollen. (Sehr richtig!)

Die parlamentarische Macht bleibt einer verfassungstreuen Regierung gegenüber durch das Ausgabenbewilligungsrecht gesichert, und einer der Verfassung nicht treuen Regierung gegenüber sind ebensowenig Bürgschaften zu finden, wie einer parlamentarischen Kammer gegenüber, die in ihren Beschlüssen sich an den Fortbestand des Reichs oder Staats nicht weiter kehren wollte, sondern daraufhin beschließen, bis er eben zu Grunde ginge. Auf beiden Seiten muß man doch eine ehrliche, vernünftige, gesetzliche und verfassungstreue Gesinnung und Absicht voraussetzen, sonst kommt man ja überhaupt aus den Hemmnissen, aus dem gegenseitigen Mißtrauen, aus einem gewissen gegenseitigen Verschanzungskampfe und Ringen nach Macht im Innern gar nicht heraus und kommt über diese

Streitigkeiten eben nicht dazu, zu erwägen, wie sitzt der schwere Steuerrock dem Volke am bequemsten, oder vielmehr, wie läßt er sich am bequemsten tragen; denn ganz bequem sitzt der Steuerrock niemals! es ist immer besser, man hat keinen. (Heiterkeit.)

Nun bin ich außer stande gewesen, — auch selbst, wenn ich ganz gesund wäre, würde ich außer stande sein, — bis jetzt die Friktion zu überwinden, die sich außerhalb dieses Hauses der Verständigung über den Entwurf einer Steuerreform entgegenstellt. Ich glaube, Sie unterschätzen überhaupt die Friktionen, unter denen ein Minister zu arbeiten hat, bevor er vor Sie treten kann und das erste Wort spricht. Ich weiß etwas davon, denn meine, wie ich glaube, ursprünglich kräftige Konstitution ist dabei zu Grunde gegangen; meine Arbeitskraft ist zum großen Teil aufgebraucht. Ich müßte, wenn ich meiner Pflicht halbwegs genügen wollte, zehn bis fünfzehn Stunden täglich arbeiten können. Das habe ich lange Zeit gethan; aber die Länge hat die Last, und jede Natur, sie mag noch so kräftig, noch so arbeitslustig sein, wird dabei aufgerieben, und namentlich die Herren, die einen so großen Anteil an dem unnützen Verbrauch ministerieller Kraft haben, sollten einem doch Mangel an Arbeitslust und Rücksichtslosigkeit nicht gerade vorwerfen. (Heiterkeit.)

Nun ich erkläre also, daß wir vorderhand innerhalb des Reichskanzleramts und in den Behörden mit Zuziehung der preußischen Behörden, die uns ihren Beistand leihen, damit beschäftigt sind, eine Steuerreform vorzubereiten, daß ich die Hoffnung habe, daß Sie, und zwar in dem von dem Herrn Abgeordneten Richter getadelten Sinne, bei einer Verstärkung der indirekten Steuern uns zur Seite stehen werden (Bravo! rechts, Aha! links).

Wir hoffen, sie Ihnen bei der nächsten Reichstagssession vorzulegen. Wenn dann der Gedanke des Herrn Abgeordneten Richter die Oberhand gewinnt, daß die indirekten Steuern vorzugsweise den Armen belasten und den Reichen freilassen, wenn das wirklich ein richtiger wirtschaftlicher Satz ist, dann werden Sie ja diese Sache ablehnen, und wir werden wieder von vorn anfangen müssen, respektive zu einer Reichseinkommensteuer oder zu anderen direkten Steuern kommen; — wir werden dann also in der Lage sein, den Einwohnern der großen Städte, die ja die Mahl- und Schlachtsteuer bereitwillig abgeschafft haben und sich davon goldene Berge versprachen, und die jetzt an der Aufgabe laborieren, durch direkte Klassensteuern mit Exekution für Ausfälle von minimen Beträgen das aufzubringen, was bei der Mahl- und Schlachtsteuer mit Leichtigkeit getragen wurde; — — (sehr richtig! rechts) das Brot ist nicht um ein Haar wohlfeiler geworden; das Fleisch ist nicht billiger geworden; — etwas weniger gut ist es geworden (große Heiterkeit), aber wohlfeiler durchaus nicht; und dabei sind die Preise auf dem Lande im Einkauf nicht teurer als früher. Ich frage also, wo bleibt der Ausfall, der dabei eintritt? Es werden ja sachkundige Herren dies ermitteln und der Herr Abgeordnete Richter mit Sicherheit darthun, daß er es ganz genau weiß, sonst würde er so bestimmt nicht behaupten, daß die indirekten Steuern eben an und für sich verwerflich sind, indem sie nur den Armen treffen. Ich habe den Eindruck, daß der Arme unter dem Regime der indirekten Steuern sich wohler befand. Worin das liegt, weiß ich nicht; da appelliere ich wieder an die Sachkunde des Herrn Abgeordneten Richter, — der weiß es! (Heiterkeit.)

In dem Sinne einer Erhöhung der Zölle und Steuern

auf nicht absolut notwendige, auf entbehrliche Artikel, Tabak in erster Linie, Bier — nun ich will nicht wieder die Kritik herausrufen, indem ich namentlich aufzähle was — ich habe den Vorwurf des Dilettantismus oft genug hören müssen in diesen Punkten, aber wenn der Dilettant nicht an dergleichen arbeitet, die Fachmänner die thun es nicht, die gehen ungern aus dem Geleise heraus, an das sie einmal gewöhnt sind, sie müssen also die Hilfe des Dilettanten in dieser Richtung schon annehmen (Heiterkeit), der sich hinter den Wagen stellt und schiebt wie er kann.

War es nun möglich, Ihnen eine systematisch geordnete Steuerreform zu diesem Reichstage vorzulegen, unmittelbar nachdem wir unter drei Budgetgültigkeiten innerhalb eines Zeitraumes von vier bis fünf Monaten zu verwalten hatten? Das kann ich mit bestem Gewissen verneinen, wir konnten das nicht leisten.

Es ist ja die Frage aufgeworfen worden, ob es zweckmäßig gewesen wäre, eine einzelne Steuer, also namentlich eine Steuer auf Tabak, Ihnen jetzt zu bringen, um die Einnahmen zu erhöhen — ein Defizit kann ich nicht zugeben, das Reich hat kein Defizit, der Artikel 70 schützt es absolut vor einem Defizit (Sehr richtig!) — also Ihnen als Ersatz für einen Teil der Matrikularumlagen eine Tabakssteuer, die auf den anschlagsmäßigen Ertrag von vielleicht 22 Millionen sich bezifferte, vorzulegen. Die Sache hat ihr Für und Wider gehabt. Ich räume offen ein, daß ich mich dawider erklärt habe und lieber die Unannehmlichkeit zu hoher Matrikularumlagen ein Jahr hindurch, ein Budget hindurch, einmal tragen will, als die Steuerreform dadurch schädigen, daß man einen der besten und wesentlichsten Artikel, von dessen Schwimm-

kraft ich erwarte, daß er andre vielleicht mittragen werde, vorwegnehme, für den ein Provisorium einführe, was uns nachher abhalten würde, eine gründliche Reform, von deren Notwendigkeit ich so überzeugt bin, wie irgend einer von Ihnen, vorzunehmen, uns die Möglichkeit, einer solchen Reform näher zu treten, zu erschweren, und deshalb habe ich mich gegen diese Steuer *in diesem Augenblicke* erklärt. Der durchschlagende Grund, der meine Herren Kollegen zu meiner Meinung gebracht hat, muß ich sagen, war allerdings ein ziemlich äußerlicher. Ich sagte, ich bin positiv überzeugt, der Reichstag lehnt ab (Heiterkeit), und diese Ueberzeugung hat sich bei mir auch festgesetzt, daß wir Ihnen mit einer einzelnen Steuer ohne eine Reform nicht mehr kommen dürfen. (Sehr richtig! links.)

Sollte ich mich darin irren, ja, dann ist der Moment, daß der Reichstag vielleicht eine Resolution dahin faßt: die Regierungen sind über unsre Stimmung und über die Stimmung des Volkes, das wir vertreten, im Irrtum, wir würden auch eine einzelne Steuer bewilligen. Zu einer solchen Initiative will ich Ihnen ja gar nicht die Verpflichtung für immer zuschieben, aber Ihr Recht ist unbedingt die Initiative, und wenn Sie von diesem Rechte Gebrauch machen, so ist das ein sehr einfaches Mittel. Deshalb brauchen wir noch nicht die sämtlichen Kräfte des Finanzministeriums zur Verfügung der Budgetkommission zu stellen, sondern 15 Abgeordnete*) unterschreiben einen Antrag, er findet Unterstützung, und die Resolution kann in sehr kurzer Zeit angenommen werden.

---

*) Diese Zahl gehört zur Einbringung eines selbständigen Antrages im Reichstage.

Es ist eine große Uebertreibung, wenn man uns vorwirft, wir schöben hiermit sämtliche Initiative in der Steuerreform auf die Landtage; wenn man mir vorwirft, ich wünschte bei der Steuerreform die Initiative etwas mehr auf die einzelnen Regierungen zu schieben. Das wäre vielleicht eher berechtigt, und ich wünschte allerdings eine lebhaftere Unterstützung von den einzelnen Regierungen, ein lebhafteres Mitarbeiten; denn mit den geringen Kräften, die sich in der Reichsfinanzverwaltung befinden — es sind darunter ausgezeichnete Männer in ihrer Art, aber zu wenig zahlreich —, können wir solche Reformarbeiten nicht bewältigen, und wir können auch mit Zerren und Schieben die iners moles aller derer, die uns dabei helfen sollten, nicht in Bewegung bringen. Wir brauchen eine freiwillige, überzeugte Unterstützung, die uns mitschiebt und trägt. Das Zerren und Schieben derer, von denen wir eine Unterstützung, eine Förderung, eine Erleichterung zu erwarten berechtigt sind, das hat mich zu Grunde gerichtet, dessen bin ich müde; also, wenn wir da nicht Beistand finden, so werden wir passiv verharren. Die Reichsverfassung gibt uns die Möglichkeit, es abzuwarten, indessen hoffe ich auf diesen Beistand, ich hoffe, daß die verbündeten Regierungen, auch die nicht gerade zu den kleineren und von Matrikularumlagen am meisten gedrückten gehören, mit uns einsehen werden, daß sie nach dieser Richtung hin die Reichsverwaltung fördern müssen, wenn sie sich konsolidieren soll, und daß wir auf ihren freiwilligen Beistand ein Recht haben, weil wir ohnedem eben nicht vorwärts können. Da versanden wir in partikularistischen Bestrebungen und bringen nichts zustande, am allerwenigsten dem preußischen Partikularismus, dem des größten Staates in Deutschland gegenüber.

Und da komme ich auf die Frage, die, wie ich höre, der Herr Abgeordnete Lasker vorher angeregt hat und auf die auch der letzte Herr Vorredner anspielte, daß der ganze Uebelstand, daß Ihnen hier eine Erhöhung der Matrikularumlagen von 25 Millionen zugemutet wird, eigentlich seine Ursache darin hätte, daß wir keine Reichsministerien haben, daß wir keinen verantwortlichen Reichsfinanzminister haben, den würde man persönlich dafür ansehen können, daß er keine Vorlagen gemacht hat, und wenn er dieselben Gründe gehabt hätte, keine zu machen, wie der Herr Minister Hofmann und ich, nun, dann würde er eben einfach seiner Wege gehen müssen. Vorlagen würde auch er nicht machen können, namentlich wenn er eben nur Reichsminister wäre.

Mit diesem Streben nach Reichsministerien irren Sie sich, glaube ich, in der Abschätzung der Bedeutung, die diese Ministerien auf die Dauer haben würden, Ministerien ohne materielle Macht, ohne Verwaltung hinter sich. Wir haben ein, ich möchte sagen, warnendes Beispiel gehabt am Reichseisenbahnamt (Bewegung), wo eine hohe Reichsstelle geschaffen wurde mit großen Ansprüchen, sowohl solchen, die sie selbst zu machen berufen war, als solchen, die an sie gestellt wurden, aber ohne jegliche Macht, denen Nachdruck geben zu können; dies hat dahin geführt, daß arbeitssame und Beamte von Selbstgefühl in diesem Amte nicht ausharren wollen, und der bisherige Inhaber der Stelle, der nicht bloß seinem Amte sehr gewachsen war und tüchtig darin, sondern auch mit Liebe zur Sache hineinging, hat mir nach zweijährigem Dienste gesagt: Schaffen Sie mir eine Stelle im preußischen Dienste, mag sie geringer besoldet sein als diese, es ist für mich ein zu niederdrückendes Gefühl, keinem der Ansprüche,

die ich an mich selbst stelle und die Welt mit Recht an mich stellt, in dieser Hilflosigkeit gerecht werden zu können. (Hört! hört!) In einer ähnlichen Lage würden die Reichsministerien sein. Sie würden im Durchschnitt nur sein wie jene hochverehrten ostasiatischen Persönlichkeiten, die äußerlich ein großes Ansehen haben, äußerlich, aber keine Machtvollkommenheit; der Taikun würde immer in den Partikularstaaten stecken (Heiterkeit); es würden eben Minister sein, die in keinem Partikularstaat eine bestimmte Wurzel haben, keinen bestimmten Vortrag bei dem Souverän, kein berechtigtes Mitvotieren bei allen materiellen Sachen, die in diesem Partikularstaate vorkommen, sondern sie würden ganz allein auf die Reichsgewalt in Berlin angewiesen sein, und das eigentliche praktische Leben würde außerhalb ihrer Beteiligung sich bewegen, und zwar, wie ich glaube, in rein partikularistischem Sinne. So würde dieser Reichsprätension gegenüber, die wurzellos in dem mächtigsten Partikularstaate sein würde, sich der Ring des Partikularismus ganz fest schließen, Preußen an der Spitze, und der erste und mächtigste Widersacher des Reichsministers würde der preußische Finanzminister sein. (Zustimmung.)

Meine Herren, in der Theorie kann man ja dergleichen leicht besprechen. Ich spreche aber aus der Erfahrung einer ziemlich langjährigen Praxis auf diesem Gebiete, und diese Erfahrung hat mich dahin gebracht, daß ich gewünscht habe, daß die höheren Reichsbeamten, die Reichsminister, im preußischen Ministerium sitzen und stimmen, d. h. das aktive Recht des Mitredens bekommen, um gewissermaßen diesen Hauptpartikularisten für das Reich zu gewinnen, soweit es möglich ist, indem man den Stab über die Mauer wirft und gewissermaßen in

Feindesland die Reichsfahne aufpflanzt — wenn ich mir erlauben darf, Feindesland ein Kollegium zu nennen, dessen Vorsitzender ich selbst bin (Heiterkeit) und in dem ich bisher der einzige bin, der den wirklichen Amtsberuf hatte, Reichspolitik zu vertreten; die andern Herren hatten ihr Ressort und, wenn es hochkam, die preußischen Staatsinteressen amtlich zu vertreten, — womit ich nicht sagen will, daß sie nicht in ihrem Herzen deutsche Patrioten waren, aber dem deutschen Beamten geht die Gewissenhaftigkeit über das Herz und er treibt das, was seines Amtes ist und worauf er geschworen hat, zuerst, und wenn's Herz dabei auch bricht, das nationalgesinnte, ohne sich daran zu kehren; und nach unsern Gewohnheiten, da kann ein andres Ressort sehr viel Schaden leiden, wenn das eigne nur mäßigen Nutzen davon hat. Aber auch das Reich ist doch für einen Minister, der nur ein preußischer ist, — ich spreche immer, meine Herren, nur von Preußen, weil mir das niemand übelnehmen kann, da ich selbst dazu gehöre, ich könnte auch von andern sprechen (Heiterkeit), aber es würde mir da gesagt werden: kritisieren Sie sich selbst erst und fangen Sie bei sich erst an, dergleichen zu tadeln, ehe Sie auf uns andre übergehen; nehmen Sie das nicht so streng, als wenn ich Preußen allein anklagen wollte (Heiterkeit), ich fühle mich nur nach meiner preußischen Höflichkeitspflicht berechtigt, gegen die eigne Familie etwas gröber aufzutreten, wie gegen die weiteren Vettern.

Aber ganz gewiß ist nach meiner Ueberzeugung, daß ich den Haupteinfluß, den es mir gegönnt ist zu üben, bisher nicht in der Kaiserlichen Macht, sondern in der Königlich preußischen Macht gefunden habe. Ich habe versucht, ich habe eine Zeitlang aufgehört, preußischer

Ministerpräsident zu sein, und habe mir gedacht, daß ich als Reichskanzler stark genug sei. Ich habe mich darin vollständig geirrt; nach einem Jahre bin ich reuevoll wiedergekommen und habe gesagt: entweder will ich ganz abgehen, oder ich will im preußischen Ministerium das Präsidium wieder haben. Das war auch ganz richtig, aber es genügte nicht. Ich war die einzige Person darin, und der Beweis gegen die Theorie der Reichsministerien liegt schon darin. Aber schneiden Sie mir die preußische Wurzel ab, und machen Sie mich allein zum Reichsminister, so, glaube ich, bin ich so einflußlos, wie ein andrer. Trennen Sie beides vollständig, also auch so, daß der Kaiser nicht gleichzeitig in seiner Eigenschaft als König von Preußen die obersten Beamten des Reichs in den Bundesrat ernennt: da würde die natürliche Folge schon sein, daß die Reichsbeamten überhaupt keine Möglichkeit haben, im Bundesrat zu sitzen. Was hat denn eigentlich der König von Preußen für einen Beruf, dem Reichspostmeister, dem Chef der Abteilung für Elsaß-Lothringen und dem Chef des Reichsfinanzministeriums, des Reichskanzleramts, eine von den 17 preußischen Stimmen zu leihen, während eine Menge preußische Beamte sind, die vielleicht für rein preußische Interessen ganz nützlich im Bundesrate wären. Da aber der König von Preußen zugleich Kaiser, sein Ministerpräsident zugleich Reichskanzler ist, so hat sich das von selbst gemacht, und es ist niemandem aufgefallen, der nicht mitunter in schlaflosen Nächten über die Logik davon nachdenkt, daß die meisten preußischen Stimmen an hohe Reichsbeamte vergeben sind. Wenn Sie ein Reichsministerium sich denken — das hat gar kein Recht, im Bundesrat überhaupt Sitz zu nehmen. Ich bin in Verlegenheit gewesen,

wie die Abteilung für Elsaß-Lothringen von dem Gros des Reichskanzleramts, so viel davon noch übrig ist, abgezweigt werden sollte. Der Name, der alles umfaßt, blieb ja übrig für die Finanzverwaltung und was das Handelsministerium sein könnte, aber noch nicht ist. Wie also das Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen abgetrennt wurde, so fand sich, daß der Unterstaatssekretär Herzog, der an der Spitze dieses Amts steht, nicht Mitglied des Bundesrats war; also konnte er auch nicht den Vorsitz ausüben in dem Bundesratsausschusse für Elsaß-Lothringen, wo ja doch seine Sachkunde tagtäglich ganz unentbehrlich war. Es blieb also nichts andres übrig, als daß ein preußischer Beamter bewogen wurde, zurückzutreten, und daß statt dessen dieser Reichsbeamte dafür eintrat.

Es hat ja das etwas Verführerisches, sich ein Reichsministerium zu denken, das im Reiche innerhalb der Grenzen und Kompetenzen, die die Verfassung dem Reiche zuweist, dieselbe Machtvollkommenheit ausüben und dieselbe Verantwortlichkeit dem Reichstage gegenüber tragen würde, wie ein Ministerium im Einzelstaate dies thut und trägt; aber ich glaube, Sie täuschen sich über die Entwickelung, die das nehmen würde. Die Macht der Stammeseinheit, der Strom des Partikularismus ist bei uns immer sehr stark geblieben; er hat an Stärke gewonnen, seitdem ruhige Zeiten eingetreten sind. Ich kann sagen, die Reichsflut ist rückläufig; wir gehen einer Ebbe darin entgegen. Ich weiß nicht, ob ich es tadeln soll, oder ob es ein gesunder, naturgemäßer Entwicklungsgang ist. Es wird auch die Reichsflut wieder steigen. Man muß nur nicht annehmen, daß in drei Jahren oder selbst in zehn Jahren alle diese Sachen fertig gemacht werden können. Ueberlassen Sie unsern Kindern auch

noch eine Aufgabe; sie könnten sich sonst langweilen in der Welt, wenn gar nichts mehr für sie zu thun ist. (Heiterkeit.) Man muß einer natürlichen, nationalen, organischen Entwickelung Zeit lassen sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stagnationen, ja selbst rückläufige Bewegung hat, und darf denen, die diese rückläufige Bewegung verursachen, das nicht so übel deuten. Die können sich doch nicht umformen und können nicht vollständig, wenn sie in bestimmten Richtungen der Politik aufgewachsen sind, wenn sie zeitlebens es als ihre höchste Ehre betrachtet haben, den Partikularinteressen zu dienen, nun mit einemmal dem Allgemeinen zum Opfer gebracht werden. Ja, der höhere, nationale Schwung, die Erziehung treibt dazu; ich bin überzeugt, unsre Kinder werden es viel natürlicher finden als unsre Greise. Aber darüber, daß ein gewisses Widerstreben stattfindet, daß nicht alles plötzlich einem entgegengebracht wird, wollen wir uns auch nicht zu sehr grämen und deswegen auch nicht so schwarz in die Zukunft blicken, namentlich auch denen, die von ihrer Ueberzeugung nicht loskönnen und doch zu den National- und Reichsgenossen gehören, es gar nicht so übelnehmen, wenn ein alter Geist in ihnen noch fortgärt. Das erwähne ich nur in Parenthese. Die Hauptsache dieses Teils meiner Aeußerungen bleibt immer, Sie zu bitten, daß Sie von Reichsministerien nicht zu viel erwarten. Sie müssen nicht glauben, daß dann sehr vieles leichter gehen würde, sondern im Gegenteil eine gewisse Scheu davor haben, die Reaktion des Partikularismus gegenüber diesen reinen Zentralbeamten zu kräftigen, und nach meiner Erfahrung würde sie ganz gewiß stärker werden, als sie bisher war.

Ich kann das Budget nur in seiner Gesamtheit Ihrer

wohlwollenden Erwägung empfehlen. Ist die Mehrheit des Reichstages dafür, daß irgend eine provisorische vorübergehende Aushilfssteuer geschaffen werde, so würde ich dankbar sein, wenn sich dafür eine Resolution infolge eines Antrages entschiede. Ich bin persönlich nicht dafür und würde die Sache mit Gründen bekämpfen; würde sie aber beschlossen, so würde ich mich natürlich in diesen Geldfragen, wie in andern, fügen. Aber ich gebe immerhin zu erwägen, daß Sie durch ein Herausreißen aus dem Gesamtmaterial, das der Reform unterliegen muß, wie das auch von allen Parteien anerkannt und in den öffentlichen Verhandlungen immer sehr richtig und mit einer großen Zustimmung hervorgehoben ist, die Reform, die wir erstreben, von der wir bisher die Ueberzeugung haben, daß ich, und wenn nicht ich, mein Nachfolger oder ein andrer im nächsten Winter sie Ihnen werde vorlegen können, nicht schädigen, indem Sie jetzt zu provisorischen und halben Maßregeln drängen und nicht glauben, daß es jetzt ein Mangel an Initiative unsrerseits ist, daß wir in Bezug auf die Steuerbewilligung die Flinte ins Korn werfen und sagen: nun mag die Welt sich behelfen, nun mag der Reichstag und die Regierung Steuern beantragen, wir sind es müde, eine so herbe Kritik zu hören, nun laß andre einmal versuchen, was sie können, wir wollen uns auch einmal der Kritik ergeben — das ist es in keiner Weise, sondern wirklich: die Sache ist nicht fertig und hat mit menschlichen Kräften bis heute nicht fertig gestellt werden können. (Bravo! rechts.)

2. Die Einrichtung von Reichsministerien.

13. März 1877.

Bei der zweiten Lesung des Reichshaushaltsetats in der 8. Sitzung am 13. März kam bei der Beratung des Titels: „Der Reichskanzler" der fortschrittliche Abgeordnete Hänel auf die in der vorigen Nummer wiedergegebenen Ausführungen desselben zurück. Er glaubte dabei beharren zu müssen, daß der Reichstag, da er kein hinlängliches Arbeitsmaterial vorgefunden habe, acht oder zehn Tage zu früh einberufen sei. Hinsichtlich der Frage der Einrichtung von Reichsministerien seien die Erklärungen des Reichskanzlers oft nicht miteinander in Uebereinstimmung. Eine solche Erinnerung der in der Opposition befindlichen Fortschrittspartei werde zwar nicht viel Eindruck machen, aber gleichwohl müsse es immer wieder gesagt werden, der Reichskanzler müsse für die Möglichkeit eines Nachfolgers sorgen, denn er dürfe nicht übersehen, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen und bei gewöhnlichen Menschen schematische Institutionen, die auf einer Summe von Erfahrungen im politischen und konstitutionellen Leben basiert seien, allein im stande seien, die Dauer und die Sicherheit der künftigen Entwickelung des Deutschen Reiches zu ermöglichen. Darauf antwortete der Reichskanzler:

Ich habe zuförderst eine Ausführung des Herrn Vorredners zu berichtigen, die er am Schlusse aussprach, und ich habe die Ueberzeugung, daß diese Berichtigung ihm selbst nicht unangenehm sein wird. Er sprach die Befürchtung aus, daß ein von ihm ausgehendes Wort mir weniger Eindruck machen werde, als wenn es von andrer Seite fällt. Ich muß das bestreiten. Im Gegenteil, ich habe mich über die reichsfreundliche Strömung, die durch die ganze, für mich sehr lehrreiche, wenn auch nicht in allen Punkten überzeugende Erörterung ging, aufrichtig gefreut. Ich möchte vielmehr daran erinnern, daß ja auch vom Standpunkt einer höheren Gerechtigkeit

mitunter über einen — mehr Freude ist als über hundert Gerechte (Heiterkeit), und insofern macht mir das Entgegenkommen, das ich bei dem Herrn Vorredner persönlich und sachlich gefunden habe, sehr viel Freude. Ich werde mir deshalb auch erlauben, soweit ich habe folgen können, auf die einzelnen Punkte seiner Aeußerung einzugehen, und kann nur wünschen, daß Sie alle diesem interessanten Gegenstande so viel Wohlwollen schenken, um nicht die Zeit zu bedauern, die ich Ihnen dadurch entziehe.

Ich kann zunächst den Anfang der Rede des Herrn Vorredners nicht für zutreffend halten, sondern muß sagen, darin stecke eine so fein zugespitzte Dialektik, wie sie sonst auf dem Boden seiner Fraktion nicht immer in Anwendung gebracht wird; sie schien mir exotisch nach ihrer Entstehung zu sein, nämlich wo er nachzuweisen suchte, daß ich den hohen Reichstag lediglich als ein Pressionsmittel auf die Thätigkeit der Beamten hätte benutzen wollen.

Der Herr Vorredner hat selbst gesagt, daß bei der letzten Diskussion die Motive nicht erschöpft worden seien und die Diskussion nicht eine umfassende Entwickelung der Gründe gegeben habe, aus denen hier jeder handle. Ich habe die Wirkung der früheren Berufung keineswegs als ein Motiv angegeben, sondern ich habe nur thatsächlich angeführt, was die Folge zu sein pflege, und daß ohne Feststellung eines bestimmten Anfangstermins die Arbeit nicht in so kurzer Zeit fertig zu werden pflegt. Wenn der Herr Vorredner von mir die Angabe eines Motivs der früheren Berufung verlangt, welches mich veranlaßte, denen, die einen späteren Termin wollten, zu widersprechen, so war es der Umstand, daß ich es nicht für schicklich hielt, einer Versammlung, die einen Etat

für ein ganzes Jahr beraten soll, dazu weniger verfassungsmäßig abgeschlossene Zeit zu lassen, als mindestens vier Wochen; ich meinte, wir könnten den Herren nicht zumuten, wenn wir bis 3. oder 4. März warteten, während Ostern auf den 1. April und Palmsonntag acht Tage früher fällt — in den alsdann nur noch verbleibenden etwa 14 Tagen ein Jahresbudget zu beraten. Man kann ja über die Berechtigung, über die logische Richtigkeit dieses Motivs mit mir streiten, aber das bitte ich Sie nicht zu glauben, daß in der ganzen Behandlung der Sache ein Mangel an Achtung und Rücksicht auf den Reichstag leitend gewesen wäre. Wir haben uns — ich will nicht sagen: Sie die Regierungen, aber die Regierungen haben den Reichstag zu notwendig, um die großen Schwierigkeiten, die in den Sachen selbst liegen, absichtlich und durch Mangel an Form wohlbedacht noch zu erschweren. Ich möchte also diesen Punkt damit für erledigt halten und zugleich um Absolution für die Zukunft bitten, wenn es mal wieder so kommen sollte; es soll nach Möglichkeit verhindert werden, aber ein Mangel an Achtung, an Rücksicht und Arbeitsamkeit ist ganz gewiß nicht dabei; ich will nicht wiederholen, was ich das letzte Mal darüber gesagt habe.

Der Herr Vorredner hat mir ferner vorgehalten, ich hätte in meinen Aeußerungen über die Reichsministerien mehreremal gewechselt. Das ist ja wohl möglich. Ich will ihm sogar noch mehr zugeben, ich habe in meinen Ansichten darüber gewechselt. Ich bin niemals unbescheiden genug gewesen, mich mit jenem alten heidnischen Gotte zu vergleichen, aus dessen Kopfe eine Minerva vollständig geharnischt hervorsprang, und auch diejenigen, die an der Sache mit mir gearbeitet haben, haben die

Prätension nicht haben können, daß die Sachen auf den ersten Wurf fertig wären, nicht einmal die, daß sie auf einem unbekannten Terrain gehen, ohne den Weg und die Transportmittel zu übersehen, die dabei zur Anwendung kommen, ja daß sie das Ziel, das zu erreichen ist, in vollständig konkreter Form vor sich gehabt haben. Es ist möglich, daß es Leute von dieser hohen Begabung gibt, noch möglicher, daß es Leute gegeben hat, die mit dieser hohen Begabung ausgerüstet zu sein glaubten; das hat uns die Geschichte gelehrt und namentlich im Jahre 1848 vorgeführt, wo gewissermaßen die Blüte der Nation, die gescheitesten, jedenfalls die gelehrtesten Männer versammelt waren. Es hatte damals jeder sein Ideal, wie die Sache werden sollte, im Kopfe; aber die Schluchten und Ströme, die zwischen ihm und diesem Ziele lagen, — wie diese zu bewältigen seien, das überließ er andern. Also ich betrachte es nicht als eine Schande, wenn ich sage, daß ich auf dem Gebiete der Ausbildung unsrer Verfassung mich als einen Schüler, mindestens als einen Schüler der Erfahrung betrachte, und daß ich den Eindrücken der Erfahrung nicht unzugänglich bin, wenn die Geschichte mich gelegentlich lehrt, daß ich mich geirrt habe, selbst in denjenigen Fällen, wo ich glaubte, meiner Sache ganz sicher zu sein. Wer mit einer größeren Dreistigkeit die Führung solcher Dinge übernimmt, der mag vielleicht schnellere Erfolge erreichen; aber es mag ihn dies auch sehr leicht in dieselben Klippen und Versandungen führen, in denen wir nach der großen Hoffnung von 1848 ein halbes Menschenalter gearbeitet haben, in denen wir uns nach dem Aufschwunge von 1813 ziemlich hilflos und aussichtslos für die Zukunft bewegt haben. — Ich habe

aber doch, wie ich glaube, mit meiner Ansicht über die Möglichkeit, Reichsministerien einzurichten, nicht gewechselt; ich glaube, ich habe von Hause aus zugegeben, daß wir solche Einrichtungen brauchen. Man streitet ja vielleicht mehr um die Bedeutung des Wortes; es fragt sich nur, mit welchen Attributionen sollen die Reichsminister ausgestattet sein — mit kurzen Worten gesagt, wollen Sie bei der einheitlichen Verantwortlichkeit eines Premierministers stehen bleiben, oder wollen Sie neben ihn drei bis vier andre Minister stellen, die der Herr Vorredner für die zunächst liegende Thätigkeit des Krieges und der Finanzen andeutete — wollen Sie also drei bis vier gleichberechtigte Minister nebeneinander stellen, wie es im preußischen Ministerium der Fall ist, wo der Ministerpräsident nur das geschäftsleitende Mitglied unter gleichberechtigten Mitgliedern ist? Ueber diese Frage — wird mir der Herr Vorredner zugeben — habe ich in meiner Meinung niemals gewechselt.

Ich habe stets an der einheitlichen Verantwortlichkeit eines Premierministers festgehalten und ich glaube auch, daß diejenigen, welche diese Verantwortlichkeit in Anspruch nehmen können, also in erster Linie der Reichstag, in zweiter Linie das ganze Volk, dabei besser wegkommen. Ich halte eine Verantwortlichkeit, die auf Ministern ruht, welche sich gegenseitig mit Majorität und Minorität überstimmen, doch eigentlich für keine irgendwie faßliche. Wer trägt denn die Verantwortlichkeit für die Beschlüsse des Reichstags und jeder andern parlamentarischen Versammlung? Können Sie den einzelnen dafür in Anspruch nehmen? Können Sie ihm die Verantwortlichkeit dafür aufbürden, wenn Sie finden, daß die Beschlüsse des Reichstags dem, was sich verantworten läßt, nicht entsprechen?

Der einzelne wird vielleicht sagen: ich bin überstimmt worden, und wenn ich auch nicht in der einzelnen Frage überstimmt worden bin, so bin ich doch durch die Majorität gezwungen worden, im ganzen einen Weg zu gehen, den ich, wenn ich allein zu bestimmen hätte, nicht gegangen sein würde; auf diesem Wege habe ich nach meiner Ansicht konsequenterweise so handeln müssen, wie ich gehandelt habe; hätte ich für mich allein einzustehen, so wäre es nicht geschehen. Ich weiß nicht, wie Sie von einem Ministerium, das an sich kollegialisch abstimmt, in höherem Maße eine Verantwortlichkeit verlangen wollen, als von einer parlamentarischen Versammlung, während Sie den einzelnen leitenden Minister, gegen dessen Willen wenigstens nichts geschehen kann, für das, was geschieht, immer verantwortlich machen können. Worin besteht denn diese Verantwortlichkeit überhaupt? Eine gerichtliche Verantwortlichkeit wird, glaube ich, doch nur selten in Anspruch genommen werden, wenn sie nicht kompliziert ist mit Handlungen, die eben auch an sich, ohne Minister zu sein, ein gerichtliches Einschreiten zulassen. In der Politik besteht, meinem Gefühl nach, die Verantwortlichkeit wesentlich darin, ob jemand schließlich nach dem Urteil seiner Mitbürger sich blamiert in der Politik, die er macht, oder nicht, ob er — ich will den Erfolg gar nicht entscheidend sein lassen — ob er nach dem Urteil seiner Mitbürger und in erster Linie der Vertretung derselben die Geschäfte so geführt hat, wie man von einem zu dem Ministeramt hinreichend ausgestatteten und wählbaren Mann überhaupt verlangen kann, oder ob er sie leichtsinnig, ungerecht, parteileidenschaftlich geführt hat. Kurz, es wird darin seinen Abschluß finden — unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo die Parteileidenschaften nicht ent-

fesselt sind und sich gegenseitig mit Richtersprüchen und Verurteilungen bekämpfen, daß ein Minister auf den erkennbaren Wunsch der Mehrheit der Volksvertretung oder aus eigner Ueberzeugung zurücktritt und seine Amtsführung einer scharfen, und wenn er unrecht hat, berechtigten Kritik aussetzt. Dies wird gegen einen einzelnen oft ungerecht sein, wenn er Mitglied eines Ministeriums ist, in dem er überstimmt wurde. Hat er in dem Kollegium ein unbedingtes Veto gehabt, so wird man ihn mit Recht für das in Anspruch nehmen können, was dort geschehen ist. Wenn wir vor zehn Jahren, als der Norddeutsche Bund geschaffen wurde, sofort darauf eingegangen wären, oder bald auf die ersten Interpellationen — dieser Streit erneuerte sich ja ziemlich so oft wie die Diätenfrage — und wenn wir vom Anfang an mehrere verantwortliche Minister in konkurrierender Stellung zu den Landesministern eingesetzt hätten — ob wir dann so weit gekommen wären wie wir jetzt sind, ist mir doch sehr fraglich. Blicken wir auch nur zwölf Jahre zurück, so werden Sie mir alle sagen, daß niemand damals auch nur die Hoffnung hegte, oder auch nur laut auszusprechen wagte, daß wir uns in zwölf Jahren in der Situation in Bezug auf den Fortschritt der deutschen Einheit und Verfassung befinden würden, wie heute. Wie alt ist denn das Deutsche Reich in seiner jetzigen Gestalt? Fünf Jahre! Ich glaube, Staaten wachsen langsamer als Menschen, fünf Jahre sind für einen Menschen ein Kindesalter. Ich traue unsrer Verfassung eine Bildungsfähigkeit zu gerade auf ähnlichem Wege, wie die englische Verfassung sich gebildet hat, nicht durch theoretische Aufstellung eines Ideals, auf das man ohne Rücksicht auf die Hindernisse, die im Wege stehen, losstrebt, sondern durch organische

Entwickelung des Bestehenden, indem man die Richtung nach vorwärts beibehält, in dieser Richtung jeden Schritt thut, der sich im Augenblick als möglich und unschädlich zeigt, so daß keine größeren Gefahren damit verbunden sind.

Erinnern Sie sich, meine Herren, wie bin ich gedrängt worden zu Zeiten, den Anschluß einzelner Staaten von Süddeutschland an Norddeutschland zu fördern, die sich bereitwillig uns darboten, also, um es mit Namen zu nennen: Baden. Ich habe mir vielleicht damals die Zahl meiner Freunde nicht vermehrt, indem ich es bestimmt ablehnte; ich glaube aber kaum, daß wir heute in denselben guten Verhältnissen mit unsern übrigen süddeutschen Landsleuten ständen, wenn wir damals in den einseitigen Anschluß von Baden gewilligt hätten. Das verstehe ich unter Schritten, die uns zwar vorwärts bringen, aber in andrer Beziehung mit größeren Nachteilen verbunden sind. Daß der Bundesrat zu gunsten von solchen Reichsministern, wie sie vorschweben, Rechte aufgeben müßte, ist ja ganz klar; diese Rechte sind aber verfassungsmäßig verbürgt und können nur unter Zustimmung der Regierungen modifiziert werden. Ist diese Zustimmung wahrscheinlich zu erreichen? Sie wissen, daß 14 Stimmen im Bundesrat verfassungsmäßig dazu hinreichen, um eine Verfassungsänderung zu hindern. Man kann das beklagen, aber es ist Thatsache und verfassungsmäßiges Recht bei uns. Sind Sie nicht alle überzeugt, daß diese 14 Stimmen zum Widerspruch gegen eine Einrichtung, durch welche der Einfluß der einzelnen Regierung wesentlich beeinträchtigt würde, sich so, wie die Sachen heute liegen, unbedingt finden würden? Ich bin davon überzeugt, und ich mag durch dieses Experiment diesen Widerspruch nicht auf die Probe stellen und ebenso, wie

beispielsweise in der Eisenbahnfrage, mich jeder Verdächtigung, jedem irrtümlichen Mißtrauen des Partikularismus aussetzen, wenn ich verfassungsmäßige Dinge erstrebe, mir aber dabei Ziele untergeschoben werden, die das verfassungsmäßige Maß von Selbständigkeit der einzelnen Staaten einschränken. Sie haben erlebt, in welchem Maße es geschehen ist. Es gibt reichsfeindliche Parteien — in diesem Saale natürlich nicht, aber draußen sind sie täglich zu spüren (Heiterkeit) —, von denen jede Maßregel der Art sofort zu Entstelluugen, zum Beleben von Antipathien der zentrifugalen Neigungen benutzt wird. Das wissen Sie aus Erfahrung, und man muß darin vorsichtig sein und denen, die Rechte aus der Verfassung haben, glaube ich, wenn man Politik treiben will, nicht in jedem Jahre wieder davon sprechen: wir gehen darauf aus, dir die Rechte zu nehmen, die du hast, und dir nur einen Rock zu lassen nach dem Zuschnitt, wie er uns theoretisch vorschwebt!

Ich halte es überhaupt für gefährlich, obschon wir in unserm deutschen Nationalcharakter, der immer das Beste will und darüber das Gute oft verliert, — ich halte es unzertrennlich davon, daß wir aus dem Verfassungmachen gar nicht herauskommen, daß wir der Verfassung, die ja unvollkommen ist und immer sein wird, nicht Zeit lassen, einmal zu Atem zu kommen und sich auf einer immerhin unvollkommenen Etappe zu beruhigen.

Halten Sie es meiner früheren Beschäftigung mit der Landwirtschaft zu gute, wenn ich sage: es macht mir das den Eindruck eines Gutsbesitzers, der an seiner Wirtschaftsmethode in jedem Jahre zu ändern und zu modeln hat, er wird mit der alten Wirtschaftsmethode, wenn er an ihr festhält, wahrscheinlich weiter kommen, als wenn

er in jedem Jahre die gesamte Fruchtfolge oder das gesamte Wirtschaftssystem neuen Proben oder fundamentalen Abänderungen unterzieht oder auch nur zu unterziehen sucht. Jede Erörterung darüber, soweit sie nicht in ihrer ganzen Tonart und in ihren Zielen berechtigten Besitz beunruhigt, ist ja lehrreich und zweckmäßig, und ich will gar nicht sagen, daß wir gut thäten, diese Fragen unsrer verfassungsmäßigen Zukunft totzuschweigen, als noli me tangere zu behandeln und besondere Strafartikel gegen denjenigen zu verhängen, der an der Verfassung rührt, wie das in alten Zeiten wohl geschehen ist, im klassischen und namentlich im griechischen Altertum. Aber ich möchte empfehlen, daß man weniger siegesgewiß über Rechte hinweggeht, die durch die Verfassung verbürgt sind. Ich wenigstens werde, so lange ich Reichskanzler bin, es als meine erste Pflicht ansehen, genau die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten. Allen gegenüber, die bei ihrer Erhaltung interessiert sind: daß dies dem Reichstage gegenüber geschieht, darauf werden Sie schon selber halten, aber selbst den kleineren und weniger mächtigen Regierungen gegenüber. Und wir würden durch eine Uebereilung auf dem Wege, der vor uns liegt, fürchte ich, an der Haltbarkeit des Gefährtes, auf dem wir uns vorwärts bewegen, verlieren. Durch übereilte Versuche erzeugen wir Gegenversuche, Reaktionen im eigentlichen Sinne, ich möchte sagen im medizinischen Sinne, aber ungesunder Natur. Ich muß mich einstweilen in Bezug auf die Verfassung etwas an einen bekannten Ausspruch des Herzogs von Wellington halten. Der Herr Vorredner erklärt einiges, was in der Verfassung steht, in der Ausführung für unmöglich. Der Herzog gab einen Befehl, von dem der Untergebene sagte: Es ist nicht möglich. Der Herzog

fragte: Steht es schon im Ordrebuch? — Ja. — Nun, dann ist es auch möglich. – So möchte ich auch sagen: wenn es in der Verfassung steht, ist es einstweilen auch möglich, – und es muß danach verfahren werden, und ich möchte das nicht aufkommen lassen, daß wir einen Teil der Verfassung für unmöglich halten, denn die Teile der Verfassung stehen alle gleich fest, sind alle unter derselben Bürgschaft, und das Rütteln an einem schadet der Festigkeit und dem Glauben der andern.

Der Herr Vorredner meinte, es sei unter anderm nicht möglich, daß der Reichskanzler nicht zugleich die preußische Stimme führe. Ich halte das doch für möglich, — ich halte es nicht für nützlich; der Reichskanzler braucht nach der Verfassung, wie ich glaube, gar nicht Mitglied des Bundesrats zu sein. Nach der Verfassung führt er den Vorsitz in demselben, und insoweit ein Vorsitz ohne Mitgliedschaft denkbar ist, wäre es auch möglich, daß er nicht Mitglied wäre. Ich würde es für unzweckmäßig halten, aber mir kommt es hier nur an auf die Theorie unsrer Verfassung, so wie sie mir vorschwebt, — ich kann mich in meiner juristischen Ausführung irren und erkenne darin die Ueberlegenheit der meisten unter Ihnen an, aber nach meinem Eindruck ist das so unbedingt nicht gesagt.

Wenn nun das Reichsministerium, wie es dem Herrn Vorredner vorschwebt, im Bundesrat Sitz und Stimme haben soll seiner Meinung nach, so kann es doch, wenn nicht eine volle Verfassungsänderung noch mehr Stimmrecht an Preußen gibt, überstimmt werden, ebensogut wie z. B. in der Frage des Sitzes des Reichsgerichts Preußen überstimmt worden ist. Ein Ministerium ist dann noch in einer viel schwierigeren Lage, Ihnen gegenüber etwas

zu vertreten, wofür es nicht gestimmt hat, weil es gerade das Ministerium ist. Wir kommen hier nur als Mitglieder des Bundesrats vor Sie; ob als Mitglieder der Minorität oder der Majorität, das ist dabei irrelevant, wenn dabei auch die Minorität das Recht hat, ihre Meinung zu vertreten, — wie ich nicht zweifle, daß die preußische Regierung das in der Frage des Sitzes des obersten Reichsgerichts thun wird. (Bewegung.) Die Ministerien des Reichs — ich wüßte nicht, warum ich sie nicht so nennen sollte —, wie sie jetzt bestehen, teilen sich ein in ein Auswärtiges Amt. Das wird wahrscheinlich immer das sein, dem der Kanzler am nächsten tritt, wo er dem auswärtigen Minister — den wir unter dem Namen des Staatssekretärs, ähnlich wie in England, haben — ich möchte sagen, am meisten über die Schultern in das Papier sieht; oder es sei denn, daß Sie nach mir einen Kanzler haben aus Züchtung des innern Dienstes. (Heiterkeit.) Der wird vielleicht dem Herrn Präsidenten des Reichskanzleramts mehr in die Briefe hineinsehen, der ja, wie es heute liegt, das Finanzministerium und das Handelsministerum des Reichs in einer Person vertritt. Daß da in Zukunft noch eine Trennung thunlich ist, gebe ich Ihnen zu.

Wie sehr ich mit Ihnen darin einverstanden bin, den Ministercharakter dieser höchsten Reichsbeamten heraustreten zu lassen, mögen Sie unter anderm daraus schließen, daß ich streng darauf halte, daß nicht mit dem anonymen Namen eines „Amtes" unterschrieben werde, sondern jedesmal mit einer Persönlichkeit, weil dadurch die Verantwortlichkeit der bestimmten Person für das, was über der Namensunterschrift steht, hervorgehoben wird; der anonyme Name Reichskanzleramt, Auswärtiges Amt,

Ministerium des Innern, Finanzministerium, ist eben nur aus einer Abneigung gegen diese persönliche Verantwortlichkeit hervorgegangen und findet hauptsächlich da statt, wo die Minister, wie leider der Mißbrauch vielfach in Preußen und anderswo stattfinden soll, anstatt selbstständig zu bestimmen, ihre Ministerialräte zusammentreten, Sitzung halten und per majora über die Dinge abstimmen lassen, die der Minister entscheiden soll, und wo es dann heißt: „Das Ministerium hat beschlossen". Ich bekämpfe dieses Neutrum, diese Anonymität und trete für die Persönlichkeit ein, eben weil ich eine ministerielle Verantwortlichkeit in erster Linie hinter der des Kanzlers zu beschaffen mich bemühe.

Nehmen Sie also an, daß neben dem Finanzminister, der jetzt als Präsident des Reichskanzleramts zeichnet, — die Benennung ist einmal hergebracht, ich sehe nicht ein, warum wir sie ändern sollen — der Präsident eines Reichshandelsamts stände, so kann ich dabei gleich die Inkongruität berühren, die ich darin finde, daß ein preußisches Handelsministerium besteht. Es gibt meines Erachtens keinen preußischen Handel, keinen braunschweigischen, keinen weimarischen und keinen sächsischen vor dem Forum des Reichs und im Deutschen Reiche. Gerade der Handel ist etwas, was von der ganzen Nation in Gemeinschaft betrieben wird oder gar nicht.

Ich glaube also, daß diejenigen Attributionen — aber ich fürchte, meine Herren, ich nehme Ihre Zeit zu sehr in Anspruch (Rufe: Bitte, bitte! Durchaus nicht!) und komme in Details, die Sie vielleicht nicht interessieren; (Rufe: Doch! Fortfahren!) aber ich habe das Bedürfnis, daß sie einmal ausgesprochen werden, — ich meine nämlich eine Kritik der jetzigen Lage, wie sie mir vorschwebt,

ohne daß ich Ziele an die Wand zeichnen will; sie werden sich von selbst aus meiner Kritik ergeben.

Ich bin der Meinung, daß das preußische Handelsministerium an und für sich inkongruent zusammengesetzt ist. Es ist ganz unmöglich, daß ein und derselbe Minister die technischen Fragen des Bergbaus und der Fabrikation und die des Handels und des Verkehrs, die gewissermaßen mit dem auswärtigen Amte, mit der handelspolitischen Abteilung des auswärtigen Amts in nächster Verwandtschaft stehen, in einer Person so beherrschen soll, wie es zu wünschen ist.

Es ist außerdem unnatürlich, daß der Handel, der mit dem Auslande in Beziehung steht, in dem größten Partikularstaate eine besondere Vertretung habe, in dem Staate, dessen König zugleich der deutsche Kaiser ist. Also in dem Ideal, in dessen Interesse ich kritisiere, müßte meines Erachtens das preußische Handelsministerium, es müßte auch das preußische Finanzministerium aufgelöst werden. Wenn ich von den übrigen Ministerien nicht spreche, so erklärt sich das — ich meine die außerpreußischen — von selber dadurch, daß keine andern hier an Ort und Stelle sind, die dem Reich hilfreiche Hand leisten können, und daß es ganz außerordentlich schwierig ist, daß ein und derselbe Monarch zwischen zwei verschiedenen Ministerialsystemen zwischen dem Reich und Preußen lediglich in Personalunion stehen sollte, wie Schweden und Norwegen. Ich glaube, Sie werden gezwungen, Sie mögen wollen oder nicht, in den höchsten Verwaltungszweigen die Stellen zu vermehren. Wir leben im Reich noch großenteils von Anlehen, die wir von Preußen an Arbeitskräften machen und die wir auch bei Gelegenheit an Arbeitskräften in andern Staaten machen,

nur daß hier die Entfernung schwer zu überwinden ist.

Ich meine also, daß das preußische Finanzministerium einer Teilung bedarf, nicht heute, und ich mit meinen ermüdeten Kräften werde schwerlich berufen sein, die letzte Hand an solche Einrichtungen zu legen, wenn sie überhaupt kommen; aber ich bin der Ansicht, daß es einer Teilung bedarf, einer Trennung in die eigentliche Finanzpartie und in die Partie der Steuerauflegung und die der Domanialverwaltung. Ich halte es nicht für richtig, nicht für psychologisch zweckmäßig, daß der steuerauflegende Minister allein der Finanzminister sei. Es wird das immer die notwendige Folge haben, daß die Steuern mehr vom Gesichtspunkt der Fiskalität und des hohen Ertrages als aus dem Gesichtspunkt der bequemen Tragbarkeit für Handel und Verkehr behandelt werden. Meines Erachtens soll die Steuerauflegung nicht wesentlich ein Attribut des Finanzministers sein, obwohl er den Ertrag davon hat, sondern sie sollte nicht ohne Mitwirkung und mit vorwiegender Berücksichtigung der einzelnen Gewerbe gemacht werden. Deshalb muß es dem, der sie macht, nicht von erstem Interesse sein, daß der höchst herauszudrückende Ertrag in erster Linie stehe, und deshalb glaube ich, daß das Finanzministerium in ein steuerauflegendes und ein budgetverwaltendes geteilt werden sollte, welches die Verteilung unter den verschiedenen Kompetenzen und das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen zu balancieren hat. Es ist überhaupt kein Unglück, wenn wir in Preußen und im Reiche mehr Minister bekommen. Wir haben zu wenig mit den acht Ministern in Preußen; es ist eine Täuschung, wenn man meint, daß immer Männer

gefunden werden könnten, welche alle Branchen ihres Ministeriums, die von immer größeren Dimensionen werden, mit Sicherheit übersehen und beherrschen könnten.

Es wäre meine Ansicht, daß das preußische Staatseigentum, ich meine die Domänen, Forsten, Bergbau, Fabriken und alles, womit der Staat gewissermaßen als Gutsbesitzer belastet ist, aus der eigentlichen Steuer- und Finanzgesetzgebung auszuscheiden hätten, und daß dann der auf diese Weise übrig bleibende Stamm des Finanzministeriums in ein sehr viel näheres Verhältnis zu den Reichsfinanzen zu treten hätte, so daß auch auf diesem Gebiete die beiden großen Körper sich gegenseitig zu durchdringen hätten. Ich habe also nichts gegen eine nähere Verbindung der Finanzverwaltung mit unsrem gegenwärtigen preußischen Ministerium. Wir haben bereits ein Reichsjustizministerium. Kann das in konkurrierender Weise mit dem preußischen Ministerium bestehen? Ich glaube, sehr wohl! Wir haben in Preußen früher*) sogar zwei Justizministerien gehabt, wovon das eine besonders für die Gesetzgebung zu sorgen hatte, während dem andern die eigentliche Verwaltung der Justiz oblag. Es ist sehr schwer, beide in einer Hand dauernd zu vereinigen, es ist eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft, die doch auch mit der Zeit darunter leidet, dazu erforderlich. Also auch dort könnte ein Reichsjustizminister und ein preußischer Justizminister in ein sehr nahes Verhältnis zu einander treten, sie könnten unter Umständen in einem und demselben Ministerkollegium sitzen, ohne sich gegenseitig in ihrem Betriebe zu hemmen. Daß dieses gerade ein Ideal sei, wie man es theoretisch machen könnte,

*) Unter Friedrich dem Großen.

will ich nicht behaupten, aber es ist etwas Erreichbares, während das rein losgelöste Reichsministerium immer, wie ich fürchte, etwas in der Luft schweben wird. Nur in einem vollkommeneren Jenseits, möchte ich sagen, könnte ich mir ein solches Ministerium denken (Heiterkeit), aber mit dem deutschen Blute, mit dem wir heute leben, fürchte ich, werden wir nicht damit auskommen; in dieser Generation nicht, es wird immer so theoretisch, ich möchte sagen, so ätherisch in seiner Ausbildung werden, daß es sich allmählich verflüchtigt.

Ich möchte nun bitten, daß die öffentliche Meinung nicht etwa in den Irrtum verfällt, daß die Skizze, die ich eben gegeben habe, mehr in Form einer Kritik von dem, was ich für fehlerhaft in der Existenz halte, als in der Form bestimmter Präzisierung dessen, was ich erstrebe, wieder die Meinung erzeugen könnte, ich dächte heute und morgen daran, diesen Plan zu realisieren. Ich halte es überhaupt nicht für möglich, schnell und energisch nach einer solchen Richtung vorwärts zu gehen, und ich möchte auch nicht, daß wir uns in der Diskussion zu sehr darüber vertiefen. Die Gegenwart gibt uns Stoff genug zu diskutieren, und wenn wir die Aufgabe der Zukunft, dessen, was übers Jahr vielleicht in der Steuerreform, noch später in der weiteren Ausbildung von Reichsministerien, aber von solchen, die durch kanzlerische Verantwortlichkeit gedeckt sind, geschehen kann, heute in der Diskussion vorweg nehmen, dann, meine Herren, werden wir nicht fertig.

Ich bin augenblicklich von keinem andern Interesse beseelt, als bei dem uns vorliegenden Budget mit möglichst wenigen Abstrichen und möglichst hoher Zufriedenheit von seiten des Reichstags durchzudringen, und bin ich durch die Darlegung der Zukunftsgedanken — und nennen

Sie das meinethalben Träumereien, ich habe das Recht zu träumen so gut, wie jeder andre — von dieser kompakten Aufgabe in keiner Weise abgekommen.

Ich glaube, ein Rückblick auf die Vergangenheit wird Ihnen zeigen, daß die junge deutsche Einheit in zehn Jahren, und namentlich in den fünf Jahren, seitdem wir das Reich in seiner Vollständigkeit haben, in ihrem Wachstum Fortschritte gemacht hat, auf die wir früher nicht gehofft haben. Verlassen wir nicht der Theorie zuliebe den Weg, der uns praktisch weiter geführt hat, und wollen wir schneller vorwärts kommen, so ist das beste Mittel dazu das Zusammenhalten und das einheitliche Wollen des Reichstages in sich, in höherem Maße und der verbündeten Regierungen, auch das Zusammenhalten des Reichstages in sich, in höherem Maße, daß — wie ich ja im Willen von jedem überzeugt bin, aber der Zorn des Kampfes führt unter Umständen weiter — stets die Interessen für das Ganze über das Interesse der Verbände der Gesinnungsgenossen dominieren; und wenn dies geschieht und der Reichstag mit den verbündeten Regierungen oder doch wenigstens mit dem kaiserlichen Anteil innerhalb der Regierungssphäre einig ist, und die Führung vorsichtig vorwärts geht, dann, meine Herren, kommen wir zu einem Ziele, welches allen billigen und verständigen Wünschen unsrer Mitbürger entsprechen wird. (Bravo!)

---

3. Fürst Bismarck und seine Kollegen.

13. März 1877.

Der Abgeordnete Lasker wendete sich nach der vorstehenden Rede des Reichskanzlers gegen verschiedene Ausführungen desselben. Man könne nicht, ohne ein Lächeln hervorzurufen, von einem vor-

handenen Reichsministerium sprechen, welches aus dem Reichskanzler und den Präsidenten der einzelnen Reichsämter gebildet werde; in diesem Ministerium sei der Kopf zu groß und die Glieder zu klein. Mit der Verantwortlichkeit dieser „Reichsminister" werde es daher eine eigentümliche Bewandtnis haben, denn bisher sei nicht nur verfassungsmäßig, sondern auch thatsächlich der Reichskanzler der einzige verantwortliche Inhaber der Regierungsgewalt. Selbst der begabteste Mann aber sei nicht im stande, die Leitung sämtlicher Geschäfte des Reiches zu bewältigen, das gelte besonders auch mit Bezug auf die Verantwortlichkeit für das Finanzministerium. Wenn Fürst Bismarck geäußert habe, man solle zunächst mit der Entwickelung, wie sie sich während der 10 bis 15 letzten Jahre in Deutschland gestaltet habe, zufrieden sein, so sei dieselbe nicht in allen Punkten das Verdienst der jetzigen Aktionen, sondern ein großer Teil dieses erfreulichen Zustandes habe sich mit Leichtigkeit durch die Summe nationaler Kraft und nationalen Willens vollzogen, welche vor den Jahren 1870 und 1866 aufgesammelt worden war. Der nationalliberale Redner schloß mit den Worten: „Die Verhältnisse lassen sich für Deutschland nur dann befriedigend gestalten, wenn die einzelnen Departements in solcher Weise besetzt sind, daß ihre Inhaber mit hervorragender politischer Kraft selbstständig für die Geschäfte eintreten und nicht bloß von dem überlegenen Lichte des Herrn Reichskanzlers beschienen werden." Der letztere nahm sofort das Wort:

Ich will zunächst mit dem Herrn Vorredner über das Maß der Arbeit, wie es zwischen uns verteilt ist, nicht rechten. Daß er seinerseits ein sehr leistungsfähiger Arbeiter war, das erkenne ich an den Schwierigkeiten, die er meiner Amtsführung seit zehn Jahren ab und zu gemacht hat, auch an der sehr wirksamen Unterstützung, die ich ab und zu von ihm empfangen habe. Ich will nur erfahrungsmäßig bemerken: das, was die Kräfte eines Mannes aufreibt, ist nicht gerade das einfache Arbeiten; es gibt auch Stellen als politischer Arbeiter, bei denen man achtzig Jahre alt wird, prosperiert und sich

sehr wohl befindet. Was auf die Nerven abnutzend einwirkt, ist gerade das Gefühl der Verantwortlichkeit, über das Sie diskutieren, es ist das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe, nicht bloß der eignen Person und der eignen Familie, sondern der Gesamtheit der Mitbürger, des Vaterlandes im ganzen; es ist gerade das Gefühl der Bitterkeit, daß man in dieser Richtung das zu leisten, was man für möglich und notwendig hält, verhindert wird durch Friktion der Kräfte, durch Mißverstand, ja mitunter auch durch Unverstand, wenn auch nicht hier, doch in den großen Massen, durch Unverstand — ich will es geradezu sagen: in der Presse, in Leitartikeln, in der Notwendigkeit, alle Tage etwas zu sagen über Dinge, die man nicht versteht.

Indes das war es eigentlich nicht, was mich veranlaßt hat, um das Wort zu bitten. Der Herr Vorredner fürchtet einen Rückgang der nationalen Entwickelung, wenn wir uns mit den laufenden Arbeiten allein beschäftigen. Wenn das richtig wäre, was er sagt, dann müßte das Deutsche Reich — denn das nationale Streben wird nie vollständig befriedigt sein — dann müßte das Deutsche Reich in einer rastlosen Verfassungsarbeit seine Kraft suchen, wie der Kämpfer, der die Erde berührt, aus derselben neue Kraft saugt, sich immer von neuem mit Verfassungssachen zu beschäftigen.

Ich glaube gerade, daß die zu große Hast, die Unbeständigkeit, die unbestimmte Unruhe, die dadurch in unsre Verhältnisse gebracht wird, daß jedes Jahr Verfassungsfragen aufs Tapet gebracht werden, viel schwächender wirken, als wenn wir diese Seite der Sache einmal eine Zeitlang ruhen lassen. Es wäre sehr traurig, wenn unser nationales Gefühl verschwinden sollte, sobald es nicht immer durch

verfassungmachende Thätigkeit gefördert wird. Diesen Weg können wir nicht immer gehen. Ich begegne dann bei dem Herrn Vorredner einem von den Hindernissen, die nicht zu sein brauchten, auf die ich vorher anspielte: wie viel Erschwerungen unsrer Thätigkeit kommen daher, daß man sich die Thätigkeit der Regierung anders vorstellt, als sie ist, daß man sie ungern so sieht, wie sie ist, weil sie so vielleicht nicht in bestimmte Ideen paßt, indem die genaue Kenntnis schon jetzt den Beweis liefern würde, wenn man sie genau kennte, daß diese Ideen zum größten Teil erfüllt sind und uns auch nicht weiter glücklich machen.

Ich meine, daß der Herr Vorredner sich eine ganz falsche Vorstellung über die Art unsrer Thätigkeit macht, wenn er sagt, ich hätte geklagt, mir fehlen die Menschen zu den Arbeiten. Das ist ein Mißverständnis. Etwas derartiges habe ich in keiner Weise gesagt, — die Menschen wären ja zu schaffen; im Gegenteil, der Menschen sind zu viel, mir fehlt die Zustimmung der Menschen, die da sind, und ohne deren Zustimmung ich nichts machen kann. Glauben Sie denn, daß ich mit dem Herrn Präsidenten des Reichskanzleramts so verfahren kann wie ein Abgeordneter, dem er nicht zu Dank spricht? Dann würde er sofort seiner Wege gehen! Er hat die Stellung eines Ministers, dessen Verantwortlichkeit nur in dem Falle, wo der Kanzler einschreitet, die seinige deckt, ebensogut wie das Staatsministerium in Preußen die Verantwortlichkeit, die Selbständigkeit eines einzelnen Ministers deckt, absorbiert und verschlingt. Eine andre Stellung hat der Reichskanzler auch nicht. Wenn wir in Reformfragen nicht vorwärts kommen, so ist das nicht, weil uns die Arbeitskräfte fehlen; — nein, es fehlt die Uebereinstimmung! Die Reibung hinter den Kulissen, ehe ich

ein Wort zu Ihnen sprechen kann, ist dreiviertel meiner Arbeit.

Dann hat der Vorredner den sogenannten Reichsministern eine subalterne Stellung zugewiesen; er hat selbst nötig gefunden, diesen Ausdruck zu erläutern. Ich will über den Ausdruck nicht mit ihm rechten, sondern über das, was er gemeint hat, daß die Herren mir gegenüber keinen eignen Willen hätten. Er hat aber selbst gesagt, daß ich physisch in der Unmöglichkeit wäre, den Willen der Minister in allen Details zu beherrschen, weil ich sie nicht zu übersehen vermöge. Das ist sehr richtig, aber ich bin außerdem nicht in der Möglichkeit; denn wenn die Herren ihren eignen Willen in diesen Dingen ausüben wollen, so haben sie dazu gerade dasselbe Recht wie in Preußen, nicht um ein Haar breit anders. Sie brauchen nichts zu thun, was der Kanzler ihnen etwa befehlen wollte, dazu sind sie nicht verpflichtet; sie sagen: das ist gegen meine Verantwortung, und ich gehe ab. Hier ist der Kanzler wiederum nur genau in der Lage wie das Staatsministerium in Preußen als Kollegium jedem einzelnen Minister gegenüber. Es kommt toto die vor, daß ein Minister einen Antrag stellt, auf den er viel hält; er bleibt im Staatsministerium mit zwei oder drei Stimmen in der Minorität und es geschieht nicht — soll er jedesmal darüber abgehen? So tritt das Staatsministerium in Preußen genau in dieselbe Stellung ein, wie der Kanzler im Reich, und wenn das nicht hilft, so tritt Se. Majestät der König von Preußen ein und sagt: die Vorlagen unterschreibe ich nicht. Ich sehe nicht ein, worin der Unterschied zwischen den Reichsministern und den preußischen Ministern liegen sollte; souverän sind sie alle nicht, die einen haben den Kaiser und den Kanzler,

die andern den König von Preußen und das Kollegium über sich, und das Kollegium wirkt sehr selten fördernd, animierend, aber sehr häufig negativ, abschneidend. Eine Initiative ist für das Kollegium schwer zu übernehmen. Ich glaube, daß, wenn alles genau erwogen wird, die Reichsminister, die durch die Verantwortung eines einzigen Kanzlers gedeckt sind, der mit sich reden läßt, viel freier und unabhängiger dastehen als die preußischen Minister, die absorbiert werden durch die Beschlüsse eines Kollegiums, das nicht mit sich reden läßt, weil es einfach abstimmt und die Stimmen zählt.

Das ist also ein vollständiger Irrtum, und ich möchte doch den Herrn Vorredner bitten, nicht im Interesse der Theorien, die er vertreten will, die Stellung der Herren, die Reichsministerien inne haben, künstlich herunterzudrücken. Es stände dem absolut nichts entgegen, daß der Herr Finanzminister Camphausen heute Präsident des Reichskanzleramts würde und auf diese Weise beide Geschäfte vereinigte, ich würde in nicht höherem Maße mit ihm über die Sachen zu diskutieren haben, als ich jetzt mit Herrn Minister Hofmann darüber diskutiere. Ich weiß nicht, ob wir immer einerlei Meinung sein würden, das ist ja eine Frage für sich, aber einem solchen Verhältnis steht weiter gar nichts entgegen, als daß der Geschäftsumfang von einem Minister gar nicht zu übersehen war. Schon der jetzige Geschäftsumfang des Finanzministers — ich will auf die Diskussion nicht zurückgreifen — erfordert, daß der Herr so vielseitig ausgebildet sein sollte, wie überhaupt ein Mensch, der nicht Methusalems Alter erreicht, niemals sein kann. Aber daneben noch dem Bundesrat zu präsidieren in Verhinderung des Kanzlers, den Ausschüssen vorzusitzen — das kann er einfach nicht;

nach der Würde seiner Stellung würde er es absolut können.

Der Hauptirrtum ist der, daß der Herr Vorredner überhaupt annimmt, der preußische Finanzminister würde jetzt nicht gefragt über die Vorlagen, die das Reich macht, und über die Beschlüsse des Reichs. Er ist Mitglied des Bundesrats, er hat einen erheblichen, einen wesentlichen Einfluß auf die Beschlüsse des preußischen Ministeriums. Wie kann ich denn als Reichskanzler im Bundesrat einen Gesetzentwurf oder irgend ein Substrat einer Abstimmung einbringen, wenn ich nicht vorher sicher bin, daß die preußische Stimme auch für mich sein wird? Ich kann ja im preußischen Ministerium mit fünf Stimmen gegen vier mit Leichtigkeit überstimmt werden, es ist also für mich ganz notwendig, daß ich, ehe ich einen Schritt in den Bundesrat hineinthue, mich versichere, ob meine preußischen Kollegen auch mit mir gehen. Ich kann nicht dort vor versammeltem Kriegsvolk eine Meinungsverschiedenheit ausfechten zwischen mir und dem preußischen Finanzministerium; die muß vorher ausgefochten werden. Es ist ein wesentliches Mißverständnis, in dem sich der Herr Vorredner befindet, wenn er annimmt, daß der preußische Finanzminister nicht seinen Teil an der Verantwortlichkeit für die Sachen trägt, die wir hier diskutieren. Ich werde nie ein Budget einbringen können, für das die preußische Stimme nicht gewonnen ist, und die preußische Stimme wird in Budgetsachen nie gegen den Finanzminister abgegeben werden. Wenn wir aber in solchen Irrtümern über die wirkliche Sachlage herumkämpfen, dann kommen wir zu ganz falschen Anschauungen, als ob die Reichsminister trotz ihrer Teilnahme am preußischen Ministerium Subalternstellungen wären

und als ob die preußischen Minister in einer souveränen Herrlichkeit lebten! Das Beschlußrecht des Staatsministeriums, des Kollegiums, namentlich aber der Befehl Seiner Majestät des Königs macht die preußischen Minister gerade so abhängig, wie die Reichsminister gegenwärtig sind. Die Stellung der Reichsminister ist im Gegenteil freier, als die der preußischen Minister, sie sind verantwortlich für alles dasjenige, wo sie nicht ausdrücklich nachweisen können, daß sie durch eine kanzlerische Verfügung gedeckt sind. Sie können jeden einzelnen verantwortlichen Reichsminister hier angreifen; zieht er eine Nachweisung aus der Tasche: ich bin gegen meine bessere Ueberzeugung durch kanzlerische Anweisung dazu bestimmt worden, — dann können Sie sagen: heraus mit dem Kanzler, daß er sich verantworte, warum er diese Anweisung gegeben hat, da uns die Abstimmung des Ministers viel verständiger scheint.

Also was fehlt Ihnen noch? Sie haben das Bedürfnis, daß noch mehr fehle; sonst ist das nicht anwendbar, was Ihnen vorschwebt. Ich glaube aber, wenn Sie den Geschäftsgang, wie er praktisch ist, im einzelnen näher kennen würden, so würde ich nicht in die Lage kommen, von jemand, den ich mir zur Ehre schätze als meinen politischen Freund anzuerkennen, solche verschiedene Ansichten über die Mängel, in denen wir leben, anhören zu müssen.

Ein für allemal stelle ich hiermit fest, daß ich Vorlagen, über die ich nicht der Zustimmung des preußischen Ministeriums sicher bin, wenn sie nicht auf Verfügungen des Bundesrats beruhen oder auf Requisition des Reichstags, überhaupt nicht einbringe, und in dem Falle doch auch nicht, ohne daß ich mich vorher im preußischen

Ministerium versichert habe, daß die preußische Stimme nicht gegen mich sein wird. Wie sollte ich denn, wenn Sie etwas darüber nachdenken, mich dem aussetzen, daß ich nachher als preußischer Ministerpräsident in die Lage komme, daß mein Ministerium mich bei der Abstimmung im Stiche läßt und ich genötigt werde, ex concluso collegii gegen das zu stimmen, was ich selbst eingebracht habe! Das ist unmöglich. Sie unterschätzen doch den Mechanismus der Verfassung, wie er sich herausgebildet hat; er ist verwickelter und entwickelter, als Sie glauben.

Der Abgeordnete Beseler hielt sich für verpflichtet, eine Antwort auf „die herbe Kritik" zu geben, welche der Reichskanzler (in der Rede unter Nummer 2) gegen die Frankfurter Versammlung ausgesprochen habe: „Er hat gesagt, die deutsche Nationalversammlung habe ein fertiges Ideal in sich getragen und mitgebracht, aber nichts zu stande gebracht. Leider ist diese Kritik in gewisser Beziehung wahr, aber ich glaube doch, es lassen sich mildernde Umstände plaidieren mit einem Erfolge, den ich als einen sicheren ansehen darf. Freilich war unsre Stimmung damals eine jugendliche, eine vielleicht unfertige, aber sie war eine ideale, und ich nehme meinen Freund Löwe mir gegenüber zum Zeugen, ob nicht der Idealismus des Jahres 1848 auch in mancher Beziehung dem Realismus vorzuziehen war, in dem wir uns jetzt befinden. Wir waren sozusagen die Anfänger, die Pioniere. Nicht, daß wir das Werk gebracht hätten, das wir aus der Idee der deutschen Einheit aufrichten wollten, sondern weil wir erst das entdecken mußten, worauf es vor allem ankam, wenn die deutsche Einheit begründet werden sollte: die Unhaltbarkeit des Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich in Deutschland." Der Reichskanzler erklärte hierzu:

Ich will nur mit zwei Worten sagen, daß, wenn sich in meine Erwähnung des Frankfurter Reichstages irgend ein Anflug von Herbigkeit gemischt hat, das durchaus gegen meinen Willen geschehen ist. Ich spreche im

Gegenteil meine Achtung und Anerkennung aus in Bezug auf die Bestrebungen der damaligen Majorität, von der heute noch einige unter uns sind.

---

4. Zum Kapitel der Nahrungsmittelverfälschung.

14. März 1877.

In der 9. Sitzung des Reichstages am 14. März wurde unter anderm der Etat des Reichsgesundheitsamtes beraten, für welches die Regierungsvorlage eine Mehrbewilligung von 10 000 Mark zur Errichtung eines chemischen Laboratoriums und Anstellung eines Chemikers verlangte. Der Abgeordnete Sombart brachte dabei verschiedene Wünsche zum Ausdruck, so den Erlaß einer allgemeinen Seuchenordnung für das ganze Reich, eine Aufbesserung des Tierarzneiwesens und die bessere Ausbildung der Veterinärbeamten. Der Reichskanzler ließ sich folgendermaßen zu dem Kapitel aus:

Die Reichsregierung wird den Wünschen, die soeben geäußert wurden, soweit es in ihrer Macht liegt und sie nicht zur Kompetenz der Landesregierungen ausschließlich gehören, sehr gern entgegenkommen.

Wenn ich das Wort ergreife, so geschieht es, um ein gutes einzulegen für die Bewilligung der chemischen Apparate, nicht nur eines Laboratoriums, sondern auch eines Chemikers, und um Ihnen zu sagen, in welcher Weise ich die erste Instruktion an das Reichsgesundheitsamt erteilt habe. Es traten sehr viele Wünsche an dasselbe heran, und der Direktor desselben war im Begriff, einem dieser Wünsche näher zu treten, nämlich der Untersuchung der Verunreinigungen, die in den Flußbetten durch Zusätze von Fabrikabgängen und dergleichen stattfinden. Mir schien es wichtiger, dasjenige, was dem menschlichen Körper zugeführt wird, lieber in erster Linie

zu betrachten, als dasjenige, was den Flüssen zugeführt wird. (Sehr richtig!)

Ich habe daher das Reichsgesundheitsamt aufgefordert, zuerst seine Aufmerksamkeit der Verfälschung allgemein verbreiteter Nahrungsmittel und Getränke zu widmen und sich zunächst die Aufgabe zu stellen, einmal das Trinkwasser der großen Städte, dann das Bier und dann den Wein, unter welchem Namen diese beiden Getränke im Handel vorkommen, einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen.

Es hat sich dabei ergeben, daß gerade die Analyse dieser Flüssigkeiten und die Feststellung derjenigen Zusätze aus dem Gebiete der organischen Körper eine außerordentlich schwierige und wenig ausgebildete Branche der Chemie ist, und unsre Hauptschwierigkeit bei der Aufgabe ist gewesen, sachkundige Leute bereit zu finden, dann zunächst auch nur einmal feststehende Methoden für diese Untersuchung, die zu meiner Ueberraschung nicht vorhanden sind, dann Lokalitäten und die ziemlich großen Apparate, die hierzu erforderlich sind.

Die Untersuchungen sind seit mehreren Monaten im Gange und haben Resultate geliefert, die mich überrascht haben über das Maß der — wir können es nach unsrem heutigen Gesetze kaum Verfälschungen nennen — aber über den gänzlichen Mangel an Verbindung, der zwischen diesen Flüssigkeiten und dem, was man sonst Bier und Wein nennt, besteht; sie haben mitunter gar keine Verwandtschaft mit Hopfen und Malz und der Wein mit der Traube.

Ich hoffe also, daß der Reichstag, da unter uns doch viele sind, die beide Flüssigkeiten nicht verschmähen (Heiterkeit), mir darin beistehen dürfte, diese Aufgabe

erst zu Ende zu führen. Sie hat auch, glaube ich, noch eine Bedeutung für die Gesetzgebung in Bezug auf die Besteuerung der Getränke und Nahrungsmittel, und kann uns wichtige Anhaltspunkte bei den Erwägungen bieten, die uns, wie ich hoffe, im nächsten Jahre bevorstehen werden.

Vorderhand wünsche ich aber nur zu thun, was in den Kräften des Reichsgesundheitsamtes liegt, um die Schäden, unter denen wir in dieser Beziehung leiden, klar zu legen vor der Oeffentlichkeit, und bitte deshalb um Ihre Unterstützung bei Bewilligung der chemischen Apparate.

Der Abgeordnete August Reichensperger äußerte darauf sein Bedauern, daß der Direktor des Reichsgesundheitsamtes bei der Behandlung dieses Gegenstandes nicht anwesend sei, und drückte sodann seine Befriedigung darüber aus, daß der Reichskanzler sich so entschieden gegen die Verfälschung der Lebensmittel ausgesprochen habe. Die Verfälscher hätten es bereits zu dem Grade von Schamlosigkeit gebracht, daß ein Geschäft für „Weinbouquet in Flaschen" Reklame mache, daß in Berlin in einem und demselben „Büreau" vier verschiedene Sorten Milch verkauft würden und dergl. Von der Mehrbewilligung der 10000 Mark verspreche er sich nicht viel, diese Summe sei wohl nur der Lockvogel, der in immer größere Ausgaben hineinziehen solle. Er sei der Ansicht, daß das Reichsgesundheitsamt dem Krebsschaden, um den es sich handele, gegenüber keine durchgreifende Abhilfe leisten könne. Die freie Thätigkeit der Staatsbürger müßte hinzutreten, etwa in jedem bedeutenderem Orte ein Komitee, welches in Verbindung mit dem Kreisphysikus die Verfälschungen fortwährend ins Auge fasse. Wir sollten uns darin die Engländer zum Muster nehmen, die überall selbst Hand anlegen, ohne Besoldung, Diäten oder Remunerationen zu erhalten; aber freilich gehöre noch ein weiter Weg dazu, ehe unsre Nation sich so heraufgebildet habe, wie die englische unter dem Schutze der politischen Freiheit. Der Reichskanzler gab zur Antwort:

Meine Herren! Ich bedauere, daß Ihre Zeit wegen 10000 Mark so lange in Anspruch genommen wird, während Sie noch mit Hunderttausenden und Millionen zu thun haben werden. Aber ich möchte doch auch diese 10000 Mark nicht gern verlieren, denn der Zweck, den Sie, wie mir vorhin schien, in der Mehrheit billigen, würde dadurch wesentlich geschädigt.

Ich hatte mich schon gefreut, mit dem Herrn Vorredner endlich ein Gebiet gefunden zu haben, auf dem wir uns verständigen könnten, und ich wollte schon meiner Genugthuung darüber Ausdruck geben — wenn es auch nur bei Wein und Bier wäre (Heiterkeit), — aber ich habe doch gefunden, daß auch hier Differenzen in unsern Auffassungen sind und unsre Urteile auseinandergehen.

Er sagt, wir sollten uns in diesen Dingen nach England richten, und hat einen Appell an die englische Freiheit und Tradition erhoben. Meine Herren, das thun wir gerade! Die Engländer haben damit begonnen, den Weg zu betreten, den der Herr Vorredner empfahl, und haben dergleichen Untersuchungen von großen Chemikern anstellen lassen. Sie haben sich aber überzeugt, daß der Weg ein unrichtiger war, und daß die Chemiker zum Teil den Ueberredungsgründen und -künsten der Interessenten noch zugänglicher waren, als den Wünschen der Regierung, und daß sie überhaupt keine bestimmte Unterlage boten. Gerade die Engländer haben sich staatliche Einrichtungen und Centralorgane geschaffen, obwohl sie so wenig zur Centralisation geneigt sind. Der Appell an die englischen Einrichtungen trifft also nicht zu.

Wenn der Herr Vorredner sagt, es sollen sich überall Komitees bilden, so wäre das sehr schön, — sie bilden sich aber nicht, und ich kann sie nicht schaffen.

Er verweist uns an die Organe, welche das Reich überall hält. Ich glaube, das Reich ist im Verhältnis zu seiner Aufgabe die organloseste Institution, die überhaupt existiert. Ich hoffte auch, er würde mir einige nennen und einige entdecken, die mir bisher entgangen sind; aber wir haben gar keine Organe, die namentlich dazu geeignet wären.

Ich will nur noch bestätigen, daß die Anpreisung der Bouquete für jede Sorte Wein mir gedruckt vorgelegen hat; sie befand sich, wenn ich nicht irre, bei den Akten des Reichsgesundheitsamts, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht in dem für unsre sittlichen Zustände so außerordentlich interessanten öffentlichen Anzeiger des Kladderadatsch dieselbe gefunden hätte — ein Teil dieses Blattes, dessen Studium ich nur allen, die an der Verbesserung unsrer Sittenzustände arbeiten, dringend empfehlen kann aus sehr vielen Rücksichten, — was man dort anpreist, ist außerordentlich lehrreich für den, der das Leben unsrer großen Städte genau beobachtet.

Einen Appell an die vorhandenen Laboratorien hier haben wir ebenfalls versucht; wir sind ja so leichtsinnig nicht vorgegangen; ich habe an alle inneren preußischen Behörden geschrieben, ob sie ein Berliner Laboratorium hätten, das sie uns zur Verfügung stellen könnten, namentlich auch an das Kultusministerium und die Institute, die unter ihm standen. Die Antworten, die ich da erhalten habe, setzen die Schwierigkeiten auseinander; nur vom landwirtschaftlichen Ministerium ist mir mit großer Liberalität das Laboratorium in der Tierarzneischule teilweise zur Verfügung gestellt worden, aber doch nur in Konkurrenz gleichzeitiger Benutzung derselben Lokalien durch andre, und das ist eben unzulässig. Sollen diese

Untersuchungen sichere amtliche Resultate liefern, so müssen sie in ganz abgeschlossenen Räumen und mit einem gewissen Geheimnis betrieben werden. Das wäre das einzige, und dies ist auf die Dauer doch auch nicht zu unsrer Verfügung, wenn das Geschäft überhaupt nach Ihrem Willen fortgesetzt werden soll.

Außerdem liegt mir noch ob, den Direktor des Reichsgesundheitsamts wegen seiner Abwesenheit zu entschuldigen, denn ich selbst trage die Schuld, daß er nicht hier ist. Ich glaubte nicht, daß die Diskussion seines Etats eine Wendung nehmen würde von der Art, daß sein persönliches Eingreifen als Redner dabei erforderlich sein würde. Sollte eine technische Auskunft notwendig sein, die ich nicht geben könnte, so ist ein Mitglied des Reichsgesundheitsamts, Herr Finkelnburg, auf dieser Bank gegenwärtig. Den Direktor aber habe ich beurlaubt oder beauftragt, um der augenblicklich in München stattfindenden Besprechung über Mittel zur Abwehr gegen die Cholera beizuwohnen. Er wird Gelegenheit haben, da er in wenigen Tagen zurückkehrt, in der Kommission Ihnen noch vollständigere Auskunft geben zu können.

Die für das chemische Laboratorium geforderten 10 000 Mark wurden bewilligt.

---

5. Herstellung einer Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik.

14. März 1877.

Zu der Etatsposition betreffend das Reichsgesundheitsamt lenkte der Abgeordnete Dr. Max Hirsch die Aufmerksamkeit des Reichstages auf die Herstellung von Morbiditäts- und Mortalitätstafeln, also von Tabellen über die Krankheits- und Sterbewahr-

scheinlichkeit als unentbehrliche Grundlage für die Errichtung lebensfähiger Hilfskassen und für die öffentliche Gesundheitspflege überhaupt. Unter den Sachverständigen bestehe nur eine Stimme, daß Deutschland in dieser Beziehung hinter vielen andern Ländern zurückstehe, und daß sich die bestehenden Lücken nur auf Grund von fortdauernden, umfassenden und gleichförmigen Ermittelungen der bestehenden und neu zu errichtenden Hilfskassen ausfüllen lassen. Das Reichsgesundheitsamt habe vor allem auch die anerkannte Aufgabe, eine deutsche Medizinalstatistik herzustellen und könne sich um die zahlreichen Klassen, welche bei den Hilfskassen beteiligt sind, kaum ein größeres Verdienst erwerben, als wenn es diese Aufgabe mit übernehme. Redner hoffe, daß der Reichskanzler sich auf diese Anregung in entgegenkommender Weise äußern werde und sei überzeugt, daß die Landesregierungen ihrerseits einem Ersuchen oder einer Anordnung des Reichskanzleramts bereitwillig nachkommen würden. Der Reichskanzler erteilte folgenden Bescheid:

Ich möchte anheimgeben, diesbezüglich einen besondern Antrag zu stellen, da ich in dem Maße, wie der Herr Vorredner es erwartet, entgegenkommend zu antworten, in diesem Augenblicke nicht im stande bin. Bei aller Neigung der verbündeten Regierungen, den weit gesteckten Zielen der Statistik förderlich zu sein, haben die verbündeten Regierungen doch eine andre Seite der Sache ins Auge zu fassen, das ist namentlich das Vorhandensein und die Leistungsfähigkeit der Organe, auf denen gewissermaßen die Ueberlieferung der Statistik beruht, es geht das bis in die Kreise und Gemeinden hinunter, und mir sind in der Beziehung von einzelnen Regierungen Vorschläge gemacht worden, zu denen ich mich habe ablehnend verhalten müssen, weil ich voraussah, daß damit eine neue Last auf eine noch in der Jugend befindliche Bildung im preußischen Staate, ich meine auf die neue Kreis- und Kommunalverwaltung, in Preußen wenigstens, gelegt werden würde

(Zustimmung), wo wir eine Anzahl unbesoldeter Aemter haben, zu deren Uebernahme wir die Auserwählten mit Strafen zwingen, denen, seitdem sie bestehen, von allen Behörden, namentlich von denen, die statistische Nachrichten brauchen, Arbeiten auferlegt worden sind, was die Abneigung, dergleichen überhaupt zu übernehmen oder mit Lust und Liebe zur Sache zu thun, erheblich gesteigert hat (Sehr wahr!), und ich möchte den Herrn Vorredner zu erwägen bitten, daß nicht übler Wille, Abneigung gegen irgendwelche wissenschaftliche und begründete Bestrebung es ist, sondern daß man da sagen muß: auditatur et altera pars! Die Forderungen der Wissenschaft sind in der Theorie leicht gestellt, aber in der schwerfälligen Praxis vom Dorfschulzen aufwärts durch den Standesbeamten — und ich glaube, diesen würden hier wieder erhebliche Leistungen treffen (Zustimmung) — nachzufolgen, ist wirklich sehr beschwerlich, und ich kann dem Herrn Vorredner sagen, daß wir dadurch eine Reaktion erzeugen, die vielleicht bei den Wahlen einmal in dem Zorn gegen die Statistiker (Heiterkeit und Zustimmung) und gegen die Zumutungen, mit denen diese den einzelnen Unbeteiligten behelligen, ihren Ausdruck finden könnte.

Erregen wir keinen Unwillen gegen Bestrebungen, die an sich sehr heilsam sind, die aber verstimmen werden, wenn wir sie übertreiben, und lassen wir die Anforderungen an untergeordnete Organe, die nicht so sehr leistungsfähig sind, die keine Gelehrten sind, nicht zu hoch spannen.

6. Die Botschaftergehälter in London und Petersburg.

14. März 1877.

In der 9. Sitzung am 14. März gelangte auch der Etat des Auswärtigen Amtes zur Beratung. Dabei forderte die Regierung für den Botschafter in London eine Gehaltserhöhung von 166 350 Mark auf 196 350 Mark und eine gleiche Gehaltsaufbesserung von 30 000 Mark für den deutschen Botschafter in Petersburg. Man vergleiche die Reden in Band II., Seite 81 und Band VI., Seite 25. Nachdem die Erhöhung für den Posten in London mit 157 gegen 147 Stimmen abgelehnt worden war, erhob sich der Reichskanzler zur Befürwortung der Position für Petersburg:

Meine Herren, wenn ich annehmen darf, daß die vorige, soeben beendete Abstimmung sich nur auf London bezog, so möchte ich doch als Beweis meiner Ueberzeugung, mit der ich an diesen Antrag gegangen bin, noch eine Lanze für Petersburg einlegen und Sie bitten, die Abstimmung in Bezug auf London für Petersburg nicht maßgebend sein zu lassen, sondern die Erhöhung dort wenigstens zu bewilligen. Dort sind die Verhältnisse insofern noch schwieriger als in London, als ein Zurücktreten aus der Stellung, die durch die Verhältnisse dem Botschafter aufgedrängt wird, gar nicht möglich ist. In London kann jemand allenfalls, wenn er gegen Kritik nicht empfindlich ist, in der großen Stadt von über zwei Millionen, in der der Hof und alles, was mit dem Hofe in Verbindung steht, sich nicht so deutlich im Profil abhebt wie in Petersburg, bis zu einem gewissen Grade sich zurückziehen, obschon das auch seine Grenzen hat. Und ich kann erwähnen, daß frühere Gesandten und Botschafter, die sich in ähnlicher Lage befanden, nach ihrem Tode Verhältnisse hinterlassen haben, die es für ihre

Angehörigen, Kinder und Witwen, haben bedauern lassen, daß die Herren nicht früher gegenüber der Unzulänglichkeit ihrer Mittel aus der Stellung ausgetreten sind. In Petersburg ist der Botschafter in einer gewissen Repräsentationsnotwendigkeit; durch die enge Verbindung, in der er zum Hofe, zu dem nahe verwandten Hofe steht, und durch die Notwendigkeit, im Anschluß an den Hof zu leben, durch den Mangel einer großen reichen Mittelstandsgeselligkeit, welche allenfalls das Leben der höchsten Regionen deckt und undurchsichtig macht, durch alle diese Momente ist er gewissermaßen festgenagelt in einer Position, zu deren Bestreitung die Mittel, die er bisher hat, absolut nicht ausreichen. Ich habe über Petersburg eigne Erfahrungen; ich weiß genau, was man da braucht, und weiß, wie die Preise seitdem gestiegen sind — in viel höherem Maße als in irgend einem andern Lande, nämlich wohlverstanden die Preise für alles, was zum Luxus gehört. In Petersburg wiederholt sich dieselbe Erscheinung, die in allen den Gegenden, welche die Luxusartikel nicht selbst fabrizieren, ja erkennbar ist für den Reisenden, daß der Preis aller Gegenstände, die eigentlich zum Luxus gehören und die in einer großen Stadt vielfach zum Verbrauch kommen, unverhältnismäßig viel höher ist, als der Preis der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse — man kann sagen im Vergleich mit andern Gegenden um das Vier- bis Zehnfache. Das sind Sachen, die ich aus eigner Erfahrung habe kennen lernen. Beispielsweise einen Rock müssen Sie in Petersburg unverhältnismäßig viel teurer bezahlen, als irgendwo anders, während man nicht sagen kann, daß das Brot dort teurer sei. Im Gegenteil, das Brot ist dort vielleicht wohlfeiler; es wird aber diese Wohlfeilheit wieder aufgehoben durch die viel größere

Masse von Leuten und Pferden, die man dort haben muß. Die Existenz zu Fuß ist dort in einem großen Teile der Jahreszeiten und gerade in denjenigen, wo Gesellschaften vorzüglich stattfinden — und jeder, der die Verhältnisse in Petersburg kennt, wird mir darin Recht geben — ganz unmöglich. Jedes Familienmitglied ist, wenn es sich irgendwie selbständig bewegen soll, in der Lage, eine Droschke zu haben, ein elegantes einspänniges Fuhrwerk mit einem Pferde. Ich möchte sagen, ein Kind wohlhabender Leute in Petersburg wird mit einem solchen Wagen geboren und ist getrennt von ihm nicht zu denken. (Heiterkeit.)

So ist es nach meinem Bedünken nicht etwa ausreichend, daß ein Botschafter in Petersburg nur eine Equipage hat, daß er auch nicht mit den beiden auskommt, die die Botschafter in großen Städten meist gebrauchen, denn nicht allein ist der Botschafter genötigt zu fahren, sondern das thut zu gleicher Zeit die Botschafterin, die ja auch zu den wenigen Damen gehört, die mit im Dienst sind; sie hat zu den Vorstellungen zu kommen, sie hat zu den Audienzen zu erscheinen, sie hat andre Kolleginnen vorzustellen, kann nicht beliebig absagen und ist nicht in der Lage, wie in den gewöhnlicheren Familienverhältnissen, mit dem Botschafter den gleichen Wagen zu gebrauchen, sie müssen beide gesonderte Equipageeinrichtungen haben, sonst kommt der Botschafter hundertmal in die Verlegenheit, daß er bei Entfernungen, wie die von English Quai bis zur Litenie, die zu den ganz gewöhnlichen gehören, also etwa Entfernungen wie von hier bis zum Schlesischen Thore oder bis zum Ostbahnhof, die in dem Bereich einer gewöhnlichen Visite liegen, da er sie zu Fuß überhaupt nicht zurücklegen kann, dienstliche Exkursionen unterlassen

muß. Ja, das reicht nicht: wenn er Familie hat, die irgendwie ins Freie gelangen soll, so braucht der Botschafter für ein Kind wenigstens noch ein einspänniges Fuhrwerk, junge Damen können dort die Wege in der Stadt nicht zurücklegen. Ich konnte — ich bin darauf nicht vorbereitet gewesen — diese Sachen einem nähern Studium hinsichtlich der Details nicht unterziehen; wenn es gewünscht wird, dann, glaube ich, würde der Herr Geheime Rat von Bülow, der diese Sachen kennt, noch mehr Auskunft darüber geben können. Aber ich bitte Sie, nur nicht anzunehmen, daß Petersburg und London in ganz gleicher Linie stehen, ich halte das Bedürfnis für London ebenso vorhanden, und wir werden die Bitte an Sie erneuern müssen schon im nächsten Jahre, aber für Petersburg ganz sicher noch in höherem Maße. Der Petersburger Botschafter ist gewissermaßen an die Wand gedrängt, er kann sich dieser sein Einkommen übersteigenden Repräsentation in keiner Weise entziehen, so daß, wenn er dauernd ohne Aufbesserung bleibt, wir einen hochstehenden Beamten, der seine Mission zur vollen Zufriedenheit Seiner Majestät des Kaisers erfüllt, und der sich namentlich im Besitz des persönlichen Vertrauens des Souveräns befindet, bei dem er akkreditiert ist und bei dem er früher in der Eigenschaft eines Militärbevollmächtigten schon lange Zeit gewohnt hat, jemand, der ausdrücklich, weil er dieses persönliche Vertrauen nach amtlichen Beweisen beim Kaiser Alexander besitzt, dorthin geschickt worden ist, — so daß dieser Beamte erklärt und erklären muß: ich kann diesen Posten nicht länger behalten, gebt mir einen unwichtigern oder entlaßt mich, denn ich habe nicht ein so großes eignes Vermögen, um meine Witwe und meine Kinder für die Verluste, für die Schulden, die ich, im Falle ich

hier bleiben müßte, zu machen genötigt wäre, entschädigen zu können.

Ich möchte also für Petersburg wiederholt Ihnen die Bitte ans Herz legen, schon für dieses Jahr die geforderte Erhöhung zu bewilligen, weil die Verweigerung ganz entschieden auf die Entwickelung des Dienstes und seine richtige Besorgung auch in einer Weise zurückwirken würde, die auch mich geradezu persönlich in Verlegenheit bringen würde.

---

7. Die Botschafter im Cölibat.

14. März 1877.

Der Abgeordnete Eugen Richter führte aus, wenn der Reichstag die Gehaltserhöhung für den Botschafterposten in London abgelehnt habe, so müsse konsequenter Weise derselbe Beschluß mit Bezug auf Petersburg gefaßt werden. „Wenn man erst anfängt, die einzelnen lokalen Verhältnisse ins Auge zu fassen," fügte er hinzu, „und für sich zu betrachten, dann kommt man allerdings zu solchen Detailbetrachtungen, wie der Herr Vorredner, daß man zuletzt die Kosten für Kinderwagen für die jungen Damen, die nicht zu Fuß gehen können, bei Gehaltserhöhungen mit in Rechnung stellt." Der Reichskanzler:

Ich möchte dem Herrn Abgeordneten Richter nur einige Worte erwidern, um zu verhindern, daß angenommen werde, als ob die Ablehnung für London nun notwendig die Konsequenz nach sich zöge, daß Petersburg auch abgelehnt wird.

Der Herr Abgeordnete hat gesagt, früher wären diese beiden Botschaften immer pari passu gegangen. Ja, wir haben sie auch jetzt pari passu vorgebracht; bei der einen halte ich das Bedürfnis noch für etwas dringlicher als bei der andern, aber es ist bei beiden vorhanden. Nicht

weil Sie Petersburg bewilligen würden, würde ich Sie im nächsten Jahre für London um dasselbe oder um so viel bitten, wie Sie sonst bewilligen werden, sondern die Lage in London, wenn sie so bleibt, wie sie ist, würde an sich dazu nötigen, und wenn Sie Petersburg auch ablehnen, so würde ich Sie um beide bitten müssen. Für mich ist kein Grund, wenn Sie eins ablehnen, nicht noch für das andre einzutreten; eins von beiden bewilligt zu bekommen ist mir immer noch erwünschter, als beide abgelehnt zu sehen.

Was die wenig galante Aeußerung des Herrn Abgeordneten Richter über junge Damen betrifft, so möchte ich bemerken: ich kann doch nicht Gesandte aussuchen, die im Cölibat leben, oder die Bedingung machen, daß sie keine Kinder haben, weder erwachsene noch unerwachsene. Es ist ja ein außerordentlicher Vorzug für die Karriere, wenn jemand ohne alles weibliche Gepäck sich durch die Welt schlagen kann (Heiterkeit), aber wir sind nicht in der Lage, wir können die Posten weder an die Mindestfordernden, vielleicht an die Reichsten, aber weniger Brauchbaren austhun, noch die Bedingung daran knüpfen, daß die Familien der dazu Ausgewählten so zusammengesetzt sein sollen, wie es den möglichsten Sparsamkeitsrücksichten in dieser augenblicklichen Notlage gerade entspricht. Wir müssen diejenigen, die brauchbar sind, nicht bloß ihrer Befähigung nach, sondern den Verhältnissen nach, eben nehmen, ohne Rücksicht darauf, ob sie verheiratet sind oder nicht.

Und wenn vorhin der Herr Redner an das Maß der Besoldung ein Urteil über das erforderliche Maß von Gelehrsamkeit zu knüpfen versuchte, so muß ich ihn daran

erinnern, daß die Gelehrten gerade in der Regel, obschon Ausnahmen da sind, den Beruf zur praktischen Diplomatie nicht in hervorragender Weise bethätigt haben. Die Arbeit des Diplomaten, seine Aufgabe besteht in dem praktischen Verkehr mit Menschen, in der richtigen Beurteilung von dem, was andre Leute unter gewissen Umständen wahrscheinlich thun werden, in der richtigen Erkennung der Absichten andrer, in der richtigen Darstellung der seinigen; ich möchte sagen, persönliche Liebenswürdigkeit und Menschenkenntnis wirken dabei oft viel mehr. Wir haben ziemlich viel ungelehrte Diplomaten gehabt, die doch faktisch die leistungsfähigsten waren. Ich will nur einen nennen, der auch in Petersburg fungierte, das war der verstorbene General von Rauch, ein so ausgezeichneter Mann, daß, wenn ich daran erinnere, daß seine Gelehrsamkeit vernachlässigt war, seine Nachkommen mir das gewiß nicht verübeln werden, denn er war in der Diplomatie eine Leistung erster Klasse, eine der besten, die wir je gehabt haben, und der, wenn er lebte, heute auf dem Posten in Petersburg sein würde. Also die Gelehrsamkeit bezahlen wir nicht so hoch, sondern nur die für eine gewisse Stellung, für gewisse Beziehungen nach unsrer Meinung und nach der Meinung der Beteiligten unentbehrlichen Existenzbedürfnisse. Zwingen Sie die Leute eine Zeitlang, die Kritik, wie sie unzulängliche Mittel in einer solchen Stellung mit sich bringen, zu ertragen, so werden Sie sie verdrießlich, gereizt, hypochondrisch machen, die Geschäfte werden vielleicht unter der Verstimmung und unter den Sorgen leiden, Sie werden Kritiken über den deutschen Gesandten hören, wie man bei ihm lebt, wie kümmerlich es ist. Ich gebe zu, er kann sich als tapfrer Soldat über alles das hinwegsetzen, aber ich fürchte, er

thut das nicht immer, und er wird sagen: erlösen Sie mich aus der peinlichen Lage, und geben Sie mir den ersten besten kleineren Posten, anstatt daß ich hier, obwohl legitimiert durch ein Reichstagsvotum, über meine Zurückhaltung die Sticheleien, Zeitungsandeutungen und sonstigen Aeußerungen von höflicher Geringschätzung ertragen muß, die damit verbunden sind, wenn man sich in seinem ganzen Haushalt und seinen Ausgaben nicht auf dem Niveau befindet, das durch Gewohnheit und Herkommen dafür vorgezeichnet ist, indem man hinter den Anforderungen zurückbleibt.

Ich bitte die Herren nochmals, lassen Sie unter diesem Stimmenunterschied, der sich bei London herausgestellt hat, nicht auch noch Petersburg leiden, und gewähren Sie mir wenigstens die Hälfte von dem, was ich erbeten habe, — ich meine natürlich nicht die Hälfte des Petersburger Postens, sondern die Hälfte der Petersburger und Londoner Forderung zusammen.

---

8. Herr v. Schorlemer-Alst und die Botschafterfraktion.

14. März 1877.

Der Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Schorlemer-Alst bekämpfte auch die Gehaltserhöhung für den Petersburger Botschafterposten. „Ich glaube," sagte er, „die Töchter und Kinder des Botschafters in London werden gerade so gut fahren, wie die des Botschafters in Petersburg. Was die teuren Röcke betrifft, die der Reichskanzler erwähnte, so ist den Botschaftern nur zu raten, daß sie sich ihre Röcke in Berlin machen lassen. Gerade so, wie ihnen auch befohlen ist, sie sollen keine ausländischen Frauen heiraten, sollen sie auch deutsche Röcke tragen. Sie mögen sich also ihre Röcke in der Heimat billiger machen lassen. Was den letzten Grund

anbetrifft, den der Herr Reichskanzler geltend gemacht hat, nämlich die Befürchtung, daß der betreffende Botschafter in Petersburg sagen werde: ich trete zurück oder nehme lieber einen kleineren Posten — ja, meine Herren, da glaube ich, wenn der Botschafter in Petersburg wirklich zu dem Entschlusse käme, zurückzutreten, so würde der Herr Reichskanzler in der sogenannten Botschafterfraktion immer einen entsprechenden Nachwuchs finden können." Unter „Botschafterfraktion" verstand der Redner die freikonservative Reichspartei, aus welcher mehrere Mitglieder, die Abgeordneten Fürst Hohenlohe, Graf Stolberg-Wernigerode, Graf Münster, zu Botschaftern in Paris, Wien und London ernannt worden waren. Der Fürst Bismarck antwortete:

Ich wollte nur dem Herrn v. Schorlemer auf seine Aeußerung erwidern, daß alles, was er gesagt hat, für die Erhöhung auch bei London spricht, gegen die er gestimmt hat, und daß ich diese Argumente in Zukunft dort werde gebrauchen können.

Auf den Witz über die Botschafterfraktion, mit dem er schloß, enthalte ich mich zu antworten, weil ich die Logik und Anwendbarkeit hier wirklich gar nicht verstand. Ich habe viel logischere und hübschere Ausführungen schon von ihm gehört, und ich muß sagen, wir sind aus dieser Quelle eine bessere Sorte gewöhnt. (Heiterkeit.)

Wenn der betreffende Beamte seinen Posten mit einem weniger wichtigen, aber nach den Ansprüchen auskömmlicheren vertauscht, wie sollte er dadurch in die sogenannte Botschafterfraktion gelangen! Wenn er sich zur Wahl stellen sollte, so könnte er jetzt ebensogut hineingewählt werden, wäre im andern Fall auch nicht mehr Botschafter, sondern könnte höchstens in der Gesandtenfraktion sein, wenn eine solche erfunden wird.

Ich bin für Sticheleien, wenn sie irgend logisch sind, ja auch als Mitlacher gern empfänglich, aber diese that mir wirklich leid. (Heiterkeit.)

Der Abgeordnete v. Schorlemer entgegnete in persönlicher Bemerkung: „Der Herr Reichskanzler hat mich dahin verstehen wollen, daß ich gesagt hätte, wenn der Botschafter in Petersburg abginge, dann könnte derselbe in die Botschafterfraktion eintreten. Ich habe gesagt, wenn der Botschafter in Petersburg abginge, würde der Herr Reichskanzler aus der Botschafterfraktion Ersatz finden. Der Herr Reichskanzler thut mir leid, wenn er diesen Witz nicht verstanden hat." (Heiterkeit.)

Die Zulage von 30000 Mark für den Botschafter in Petersburg wurde mit 163 gegen 148 Stimmen bewilligt.

Der Reichskanzler, welcher sich infolge der anstrengenden und aufreibenden Thätigkeit der letzten Zeit in seiner Gesundheit sehr angegriffen fühlte, gab zu Anfang April, nachdem er noch an seinem Geburtstage (1. April) von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche und Zeichen innigster Teilnahme erhalten hatte, dem Kaiser den dringenden Wunsch zu erkennen, von seiner amtlichen Stellung im Reiche und in Preußen entbunden zu werden. Der Kaiser lehnte das Entlassungsgesuch ab und bewilligte statt dessen einen längeren Urlaub unter vollständiger Entbindung von aller Beteiligung an den Geschäften. Der Reichskanzler verlebte den größten Teil des Jahres in Varzin, Kissingen und Gastein.

Pindars Wort: „Das Beste ist das Wasser.“ Das Buch gehört in jede Hausbibliothek.

38. **Ziemssen, Ludw.**, Umwege zum Glück.
Einige anmut. Erzählg d. beliebt. Schriftstellers, der darin i. ansprechendst. Weise ein Vorkommnis modernen Lebens mit lebensfrischen Farben ausführt.

10. 11. **Zolling, Th.**, Reise um die Pariser Welt.
Diese frisch., durchweg auf eig. Anschauung beruh. Schilderungn geb. e. getreues Bild des geist. wie gesellsch. Pariser Lebens unter der dritten Republik.

II. Griechische Litteratur.

109. 110. **Aeschylos**, I. Agamemnon. D. Choephoren. Die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchend. Mädchen. Prometheus. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.
125. **Aristophanes**, I. Die Wolken. Die Frösche. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.
128. **Euripides**, Alkestis. Der rasende Herakles.
129. — — Jon. Die Bacchantinnen.
124. **Herodots** Geschichten. Uebers. v. Dr. K. Abicht. I. 1. u. 2. Buch nebst Einl. u. sachl. Erläuterung.
12. 104. **Homer**, I. Odyssee, II. Ilias, übers. von J. H. Voß, m. Einl. v. Prf. J. Mähly.
118. **Longos**, I. Daphnis u. Chloe. Uebers. u. mit Einleitung v. Franz Passow.
103. **Plato**, I. Verteidigungsrede d. Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. v. Direkt. G. Heß.
126. 127. — II. III. Der Staat. 1. u. 2. Bd. Uebers. u. eingel. von Direkt. G. Heß.
130. **Plutarch**, Maximen von Königen und Feldherren. Maximen römischer Feldherren. Lakonische Maximen. V. d. Tugenden d. Frauen.
131. — — Ueber den Genius d. Sokrates. Politische Vorschriften.
113. 116. **Sophokles**, I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. V. Pfan̄schmidt.

III. Römische Litteratur.

132. **Catull, Properz u. Tibull**, Ausw. ihr. Ged.
107. 108. **Cäsar**, I. Denkwürdigkeiten üb. d. Bürgerkrieg. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einleit. u. Kom̄. v. Dr. Th. Gelbe.
115. 117. 119. **Cicero**, Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. P. Hellwig. I. 1. Rede geg. Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede geg. Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. das höchste Gut.
112. **Nepos**, Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄.
111. 114. **Ovid**, „Die Verwandlungen“. I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neubearbeit. u. eingel. v. F. Leo.
105. 106. **Sueton**, Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. u. eingel. v. Dr. J. Sarrazin.
101. 102. 120. 123. **Tacitus**, I. Bd. Germania. Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. An̄alen I. IV. Bd. An̄alen II.
121. 122. **Vergil**, Uebers. u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I. Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneïs.

IV. Englische Litteratur.

306. 307. 308. **Besant, Walter**, Die gute alte Zeit.
32. 33. **Bulwer, Ed. L.**, Eugen Aram. Mit e. Einl. v. L. Proescholdt. 2 Bde.
152. **Burns', Rob.**, Werke. I. Lieder und Balladen. Uebers. v. A. Baisch.
172. 173. 174. 175. **Byron**, I. Bd. Manfred, Kain, Him̄el u. Erde, Sardanapal. II. III. Bd. Don Juan. IV. Bd. Der Gefangene v. Chillon. Der Giaur. Die Braut von Abydos. Der Korsar. Lara. Die Belagerung von Korinth. Parisina. Uebers. m. Einl. u. Anm. v. Dr. Adalb. Schroeter.
156. **Carlyles, Thomas**, Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. D. Diamantenhalsband. Uebersetzt von A. Kretzschmer, mit einer Einleit. von J. Scherr.
157—159. **Dickens', Ch.**, Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. L. Proescholdt.
153—155. **Fielding, H.**, Tom Jones. 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.
Nur lächerl. Prüderie kann an d. kräftig gezeichn. Charakter u. lebend. Schilderungen Anstoß nehmen; jede gesunde Natur wird sich durch das Meisterwerk d. engl. Romandicht. erfrischt fühlen.
163. **Goldsmith**, I. Der Landprediger v. Wakefield. Mit einer Einl. v. Prof. Dr. J. Schmidt.
Goldsmith ist kaum von einem andern Erzähler übertroffen im Talente der anspruchslosen, natürl. u. ungezwungenen Erzählung u. d. Kunst, idyllische Stim̄ungsbilder hervorzubringen.
301. 302. **Gray, Maxwell**, Der Dekan von Belminster.
304. 305. **Hatton, Joseph**, Klytie. Ein Roman aus dem modernen Leben.
151. **Milton, John**, I. Das verlorene Paradies. Mit einer Einl. von Ludwig Proescholdt.
164. 165. **Ossians** Gedichte. Uebers. v. Ed. Brinckmeyer.
310. **Ouida**, Verfehlte Spekulationen oder die Leid n einer Anstandsdame.
166. 167. **Scotts, Walter**, Werke. I. u. II. Waverley. Uebers. u. mit einer Einl. von L. Proescholdt.
Waverley war d. erste in jener glänzenden Reihe von Romanen, welche durch den neuen, originellen Ton, durch Stoff u. Behandlung, bahnbrechend für die Entwickelung der Romandicht. geworden sind.
169. 170. 171. **Smollet, T. G.**, I.—III. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Mit einer Einleitung von L. Proescholdt.
Die lebenswahre, wenn auch oft mehr als derbe Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Sittenzustände wird auch heute noch seine Anziehungskraft auf den Leser ausüben.
168. **Swift**, Ein Märchen von der Ton̄e.
Nicht feingespitzte Pfeile d. Satire versend. Swift, sond. ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden i. d. „Märchen“ ausgeteilt, denen man d. Verbissenheit des Verfassers, aber doch auch sein Streben nach sittl. Besserung der kirchlichen und sozialen Zustände wohl anmerkt.
160—162. **Thackeray, W.**, Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v Dr. Joh. Prölß.
Dieses Werk des geistvollsten und originellsten Satirikers d. 19. Jahrh. spiegelt dessen litterarische Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe u. drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

215. **Balzac, Honoré de**, Oberst Chabert. Uebers. v. Fabian Philipp. M. einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.
Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besonders i. d. Zeichnung d. Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch u. durch u. reizt häufig z. Widerspruche.
219. **Chateaubriand**, I. Atala. René. Der Letzte der Abencerragen. Uebers. u. m. e. Einl. v. Steph. Born.
In „Atala“ u. „René“, welche beide im Urwalde von Luisiana ihren Schauplatz haben, ist der Dichter z. Maler geworden u. wirkt durch alle Zauber einer uns fremd. tropisch. Welt auf d. Phantasie d. Lesers.
76. **E. Daudet**, Ein Märtyrer der Liebe, Die Baronin Amalti. Uebers. v. Aßmus u. König.
Zwei im höchsten Maße anziehende u. spannende Novellen, in denen ernste seelische Konflikte mit echt französischem Esprit gelöst werden.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandummer.

89. **France, Anatole,** Sylvester Bonard. Uebers. von F. Alsberg.
Ein fesselndes und psychologisch hoch interessantes Produkt der neueren französischen Schule liegt in obigem Roman vor uns, dessen Autor es wohl verstanden hat, die Klippen der modern-realistischen Richtung zu vermeiden.
207. 208. **Hugo, V.,** Notre Dame v. Paris.
Wohl der vollendetste Roman Hugos, welcher sicher dazu beitragen wird, die Zahl der Verehrer d. greis. Altmeisters der Franzosen zu vermehren.
214. 216. **La Bruyère,** Die Charaktere. Uebers. und mit einer Einl. von R. Hamel.
Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.
8. **Le Sage,** Der hinkende Teufel. Mit einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.
Die Quintessenz des „Diable boiteux" liegt i. d. Versprechen des Asmodeus: „Um euch eine vollkommene Kenntnis des menschlichen Lebens zu geben, will ich euch das Treiben aller dieser Menschen erklären. Ich werde euch die Motive ihrer Handlungen und selbst ihre geheimsten Gedanken enthüllen."
213. **Mérimée, Prosp.,** Colomba, Carmen. Uebers. und mit einer Einl. von O. Mylius.
In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu einer beliebten Oper der Jetztzeit entnommen ist.
303. **Peyrebrune, Madame de,** Das Fräulein von Tremor.
218. **Racine,** I. Andromache. Britannicus. Mithridat. Uebers. und eingel. von F. Schröder.
Das Wort Friedrichs d. Großen: „Wer nicht wie Racine schreibt, sollte auf die Poesie verzichten", ist wohl hinreichende Empfehlung für das vorstehende Werk.
201—203. **Rousseau, J. J.,** Bekenntnisse. Mit einer Einl. von Prof. Dr. St. Born.
Selten hat die Litteratur e. so eigenartiges Werk hervorgebracht, wie diese Bekenntnisse eines Genies, welches in ihnen d. Verirrungen, Kämpfe u. Abenteuer seiner Jugend für alle Zeiten und Völker niedergelegt hat.
211. 212. — — Die neue Heloise.
Ein in poetischer Sprache geschriebener Roman, welcher dem Autor einen seiner glänzendsten Erfolge verschaffte. Das reine Naturleben wird darin den abstoßenden Verhältnissen des verfeinerten Lebens gegenübergestellt.
210. **Saintine, X. B.,** Picciola. Uebers. u. mit einer Einl. von Otfrid Mylius.
Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinem Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich von dem tiefen Gemüt des Verfassers angezogen fühlen.
204. **Saint-Pierre, B. de,** Paul und Virginie. Mit einer Einl. und in neuer Uebers. von K. Saar.
Von „Paul u. Virginie" schreibt Humboldt: „Viele Jahre ist es von mir gelesen worden ... Meine Begleiter und ich wurden von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der die mächtige Tropennatur dargestellt ist."
217. **Saint-Simon,** Memoiren. I. Bd. Mit einer Einl. von Ferd. Lotheißen.
Diese an Tacitus gemahnenden Schilderungen des französischen Staatslebens und des Versailler Hofes werden nie ihren Wert verlieren.
209. **Sand, George,** Indiana. Uebers. v. H. Meister, mit einer Einl. v. St. Born.
Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft der Charaktere und das spannende Fortschreiten der Handlung zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.
206. **Sévigné, Madame de,** Ausgewählte Briefe. Uebers. und eingel. v. F. Lotheißen.
Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich doch lebhaften Geist u. wahres Gefühl aus u. bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.
205. **Tillier, Claude,** Mein Onkel Benjamin. Uebers. und eingel. v. K. Saar.
Ein Roman, welcher durch seine Eigenart in der ganzen Litteratur dies. Jahrhunderts kaum seinesgleichen hat u. zu den Werken gehören wird, welche bleiben.
82. **Töpffer, Rud.,** Genfer Novellen. Uebers. v. H. Zschokke.
Der Uebersetzer führte diese herrlichen Blüten einer echten Dichterseele mit folgenden Worten ein: „Warum sollt' ich nicht glauben, daß diese kleinen Erzählungen durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Feinsinn und Anmut auch noch andern gefallen werden?" . . Es sind zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens."

VI. Italienische Litteratur.

96. **De Amicis, Edm.,** Skizzen aus d. Soldatenleben. Uebers. v. Agn. Burchard.
Die Frische und Unmittelbarkeit, welche diesen Skizzen eigen, der Humor und die italienische Glut, welche den Verfasser zum Liebling seiner Landsleute gemacht, werden auch unserer durchaus gelungenen Uebertragung zweifelsohne viele Freunde erwerben.
311. 312. 313. **Fogazzaro, A.,** Malombra. Roman in 3 Bänden.
23. **Mancini,** Lydia. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einl. von F. Lewald.
258. — — Vom Fenster aus. Uebers. v. H. Lobedan.
In beiden Romanen der geistreichen Italienerin sind die Heldinnen F r a u e n , aber echte und rechte Frauen, die etwas gelernt haben und gute Gattinnen und Mütter geworden sind.
253. 254. **Manzoni, Aless.,** Die Verlobten. Uebers. und mit einer Einl. von W. Kaden.
Einer der vorzüglichsten histor.-nation. Romane der Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrhundert mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.
63. **Misasi, Nicola,** Kalabrische Novellen. Uebers. und eingel. von Woldemar Kaden.
Südliche Leidenschaft pulsiert in diesen vortrefflichen Erzählungen des bekannten italienischen Novellisten, der mit außerordentlichem Geschicke neben andern Motiven die Blutrache verwertet.
251. 252. **Petrarcas** Gedichte. I. Sonette u. Kanzonen auf das L e b e n der Doña Laura. II. Sonette u. Kanzonen auf den T o d der Doña Laura.
L. Geiger sagt in seiner Einleitung u. And.: „Die Verehrung mag schwinden oder sich vermindern, die L i e b e aber bleibt." Die Wahrheit dieses Wortes wird jeder Leser an sich erfahren.
256. **Tasso,** Das befreite Jerusalem. Uebers. von J. D. Gries, eingel. von S. Samosch.
Jeder Freund einer edlen, poetischen Diktion u. klangvollen musikalischen Versifikation wird sich an diesem unvergänglichen Werke erquicken.

VII. Spanische Litteratur.

30. **Alarcon, P. A. de,** Manuel Venegas.
Naturgetreue Schilderung d. Verhältnisse, eine seltene Herrschaft über die Sprache, sowie eine körnige Einfachheit machen diesen Roman zu einem der bedeutendsten der spanischen Litteratur.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

257. **Eine Blütenlese** aus spanischen Dichtern.
Der Herausgeber gibt hier eine sorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine von eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geist u. Entwickelung der span. Poesie" vorausgeschickt ist.

255. **Camoens, Luis de,** Die Lusiaden. Uebers. v. J. J. C. Donner. Mit einer Einl. von O. v. Leixner.
Fr. Schlegel sagt über dieses Nationalepos der Spanier u. a.: „— so weht ein berausch. Duft durch dies. unter d. indischen Himmel ersonnene Gedicht, es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet".

259—262. **Cervantes Saavedra, M. de,** Der sinnreiche Junker Don Quijote de la Mancha. Uebers. und eingel. v. L. Braunfels.
Das Resultat einer fast 20jähr. intensiv. Beschäftigung mit Cervantes liegt hier vor. Die Uebersetzg ist geradezu einzig u. vollendet; die Einführung in den Geist des Romans grundlegend für alle Zeit; d. Erläuterung nach jeder Richtung erschöpfend.

3. — — Moralische Novellen. Uebersetzt von A. von Keller und Fr. Notter. Mit einer Einleitung von O. v. Leixner.
Nicht ohne Selbstgefühl sagt Cervantes einmal, daß er der erste gewesen, der in kastilischer Sprache Novellen geschrieben, auch seien sie weder nachgeahmt noch gestohlen. Plastische Charakteristik, gesunder Realismus u. zahlreiche kulturgeschichtliche Züge sichern den Novellen einen Platz in der Weltlitteratur.

VIII. Verschiedene Litteraturen.

28. **Andersen, H. C.,** Der Improvisator. Uebers. und eingel. von Edm. Lobedanz.
Chamisso schreibt über diesen Roman: — Gar erfreulich wohlthuend ist d. reine, unschuldige, keusche, fromme Buch ... Alles ist frisch, lebend. u. Liebe wert."

69. — — Bilderbuch ohne Bilder u. And. Uebers. v. Poestion.
In tadellos. Uebersetzung werden hier eine Reihe kleiner Werke des berühmten Märchenerzählers geboten, die den nordischen Dichter auf seinem ureigensten Gebiete zeigen.

14. **Björnson,** Der Brautmarsch u. andere Erzählungen. Uebers. u. eingel. von Edm. Lobedanz.
Björnson hat die norwegische Dichtg in die Weltlitteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anspruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren d. Eigenart und Kraft des Dichters.

59. **Bret Harte,** Im Walde v. Carquinez.
Der prächtige eigenartige Humor im Kontrast m. dem hier u. da auftretend. Pathos, die Meisterschaft in landschaftl. Schilderg u. Charakterzeichng, wodurch sich die meisten Dichtungen Bret Hartes auszeichnen, vereinigen sich auch in obiger Erzählung zu einem vollendeten Gesamtbilde.

314. — — Der Kreuzzug des Excelsior.

16. 17. **Cooper,** Der Bravo. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. von L. Proescholdt.
Ein Hauptreiz dieses Romans beruht i. d. glücklichen Mischung v. Wahrheit u. Dichtung: das Bild des venetianischen Lebens, welches C. entrollt, hat durch treue Wahrung des Lokalkolorits den Schein historischer Wahrscheinlichkeit erhalten.

84. **Dostojewski, F. M.,** Erniedrigte und Beleidigte. Uebers. v. K. Jürgens.
Der seit kurzem in Deutschland allgemein gefeierte Dichter verrät in diesen Bildern aus dem Leben d. russischen Proletariats niederer u. hoher Abkunft einen seltenen psychologischen Scharf- und Tiefblick.

6. **Gogol, Nikol.,** Russische Novellen. Mit einer Einl. von Fr. Bodenstedt.

42. — — Altväterische Leute u. andre Erzählungen.
Diese in beiden Bänden enthaltenen Novellen Gogols sind v. geradezu frappierender Originalität und geben ein vollständiges Bild des Dichters.

98. **Goldschmidt, M.,** Der Rabe. Uebers. von J. D. Ziegeler.
Wir wünschen dem Buch nur einen Teil des Erfolges, welchen es in Dänemark, dem Vaterlande des Verf. errungen. Brandes nennt diesen außerordentlich spannenden Roman ein feines, tiefes, dabei sehr interessantes Buch.

72. **Gontscharow, Iw.,** Eine alltägl. Geschichte. Uebers. v. Helene v. Exe.
Obiger Roman ist eines v. den wenigen, aber vollendet. Kunstwerk. G's., in denen das geist. u. soziale Leben des russ. Volkes wie in einem Brennspiegel vereinigt dem Leser vor die Seele tritt.

19. **Irving, Washington,** Die Alhambra. Mit einer Einleitung v. L. Proescholdt.
Das „neue Skizzenbuch" vereint alle Vorzüge der Irvingschen Schilderung u. Schreibweise: Vollendeter Stil, Feinheit u. Eleganz der Sprache, Einheit u. künstlerische Abrundung.

99. **Kraszewski, J. J.,** Der Dichter u. die Welt. Uebers. v. W. Constant.
Vorliegender Roman, voll von spannenden und erschütternden Episoden, wurde bei seinem Erscheinen bahnbrechend für den Dichter, eroberte im Sturm die Sympathien seiner Landsleute und gilt noch heute für eines seiner Meisterwerke.

29. **Poe, Ed. A.,** Seltsame Geschichten. Uebers. u eingel. v. Alfr. Mürenberg.
„Seltsame Geschichten" in der That, so grotesk u. phantastisch, aber so spannend u. eigenartig, daß man das Buch nicht eher bei Seite legt, als bis man an der Schlußseite angelangt ist.

34. **Tegnér, Esajas,** Die Fritjofssage. Uebers. u eingel. v. Edm. Lobedanz.
„Schöpfungen, wie diese, dauern, ohne zu welken, durch alle Zeiten. Ein Geschlecht nach dem andern nimmt sie an als Erbgut, u. die späteste Nachwelt werden sie gleich uns bezaubern."

50. **Turgenjew, Iwan,** Väter u. Söhne. Uebers. v. Cl. v. Glümer, m. e. Einl. v. Rob. Boxberger
E. Roman v. eminent kult.-histor. Bedeutg, schon dadurch merkw., daß in ihm z. erst. Male d. Wort „Nihilismus" auftaucht. Der im Gegensatz, welch. das „junge Rußld." v. d. „Vätern" trennt, wird dch d. Repräsentant. beid. Richtgn meisterh. beleuchtet.

64. — — Rauch.

97. — — Neuland.
Mit schneidigen, wuchtigen Waffen kämpft der bei uns schon gänzl. eingebürgerte hochbedeutsame Autor in Neuland gegen die Starrheit u. Bedrückung, Hauptübeln der russischen Gesellschaft.
